

clv

Darlene Deibler Rose

Gottes Hand im Dschungel des Zweiten Weltkrieges

AUTOBIOGRAFIE



Christliche Literatur-Verbreitung e.V.
Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld

Die Bibelzitate sind der Elberfelder Übersetzung 2003,
Edition CSV Hückeswagen, entnommen.

Die allermeisten Namen, außer denen von Darlene Deiblers Familie
und ihren Missionarskollegen, wurden geändert.

Überarbeitete Neuauflage 2019

© Copyright der Originalausgabe 1988 by HarperCollins Publishers, USA

© der deutschen Ausgabe 1997
by CLV · Christliche Literatur-Verbreitung
Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld
www.clv.de

Übersetzung: Eva Weyandt, Forsbach
Satz: EDV- und Typoservice Dörwald, Steinhagen
Umschlag: Anne Caspari, Marienheide
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Artikel-Nr. 255346
ISBN 978-3-89397-346-0

Widmung

Eine alte römische Münze zeigt auf der einen Seite einen Ochsen, auf der anderen einen Sklaven. Der Ochse steht vor einem Altar und einem Pflug. Darunter steht geschrieben: »*Bereit zu beidem*«.

Für alle jene Diener Gottes, die in japanischen Kriegsgefangenenlagern oder dem dichten Dschungel Borneos das höchste Opfer auf dem *Altar des Martyriums* gebracht haben:

Rev. C. Russell Deibler, Rev. Andrew Sande
Dr. Robert A. Jaffray, Mrs. Helen Sande
Rev. W. Ernest Presswood, David Jerome Sande
Rev. John Willfinger, Rev. Fred C. Jackson

Und für all jene, die ihre Hand an den *Pflug des Dienstes* für den Herrn gelegt, niemals zurückgeschaut und Gefangenschaft, Entbehrung, Trennung und Verlust von geliebten Menschen, Hunger, Schläge und Vergewaltigung überlebt haben. Sie haben am eigenen Leib erfahren, was es heißt, dem Herrn zu folgen, wo immer er sie hinführt, bis er sie heim zu sich in die Ewigkeit gerufen hat:

Mrs. Robert A. Jaffray¹, Miss Philoma R. Seely
Miss Margaret M. Jaffray, Mrs. Mary A. Dixon
Miss Lilian F. Marsh, Miss Grace M. Dittmar
Miss Margaret E. Kemp

Diesen – meinen geliebten Missionarskollegen, die mich geliebt und angeleitet haben, mich, die jüngste von ihnen – widme ich dieses Buch. Sie gehören zu jener Wolke von Zeugen, die den Lauf bereits vollendet und mich durch ihr Vorbild ermutigt haben, bis zum Ende durchzuhalten, weil *es sich lohnt*.

Und darum laufe ich!

¹ A. d. H.: In der englischsprachigen Welt ist es üblich, statt des Vornamens der Ehefrau eines erwähnten Mannes im Anschluss an den Vorsatz »Mrs.« nochmals den Namen des betreffenden Gatten folgen zu lassen.

Würdigung

Vor mehr als zehn Jahren habe ich begonnen, meine Erlebnisse während des Zweiten Weltkrieges für meine Söhne Bruce und Brian aufzuschreiben. Ich wollte sie wissen lassen, dass der Gott ihrer Mutter immer noch lebt und sein Arm nichts von seiner Macht verloren hat! Ich schulde ihnen und ihrem Vater Jerry großen Dank. Sie haben mich unterstützt und immer wieder ermutigt, die Geschichte zu Ende zu schreiben.

Bei all jenen, die mir während der Arbeit an dem Manuskript ihr Heim zur Verfügung gestellt haben, möchte ich mich ganz besonders bedanken: den Kho Hong Gans aus Sydney, Australien; Dr. und Mrs. Robert Brown aus Omaha, NE; Cornelius und Claire Pals aus Golden Valley bei Minneapolis; Betty Knudsen und Ann Dennert aus Boone, IA; Mrs. Ruth Graham, Montreat, NC; Art und Jackie Holsworth aus San Leandro, CA.

Ich danke auch denjenigen, die mein Manuskript gelesen und mir hilfreiche Änderungsvorschläge gemacht haben; May Brown und Elisabeth Churchill aus Omaha, NE; Nina Hoffman, Betty Knudsen, Ann Dennert und Annamae Reed aus Boone, IA; Elsie David Allen, einer Mitgefangenen, die nun in Sydney, Australien, wohnt und Molly Farlow aus Pasadena, CA.

Beim Schreiben des Manuskripts waren mir Faith Sinclair aus The Entrance, NSW, Australien, Rutil Cozette aus Omaha, NE, und Betty Goodwin aus St. Petersburg, FL, eine große Hilfe.

Schließlich möchte ich Karen Mains meinen tiefen Dank aussprechen. Sie hat die Tonbänder, die ich besprochen habe, abgeschrieben und mich immer wieder ermutigt, meine Geschichte aufzuschreiben; Dank auch an Ruth »Bunny« Graham Dienert, die mein Manuskript bei Harper & Row vorgestellt und mich unterstützt hat, und vor allem an Roy M. Carlisle und Rebecca Laird, meine Verleger bei Harper & Row, deren Freundlichkeit und Hilfe dieses Buch erst möglich gemacht haben.



*Russell Deibler und Darlene McIntosh am 18. August 1937,
ihrem Hochzeitstag, in Boone, Iowa.*

Vorwort

Erst zwei Wochen nach Kriegsende kam der Friede auch in das japanische Internierungslager von Kampili. Am 19. September 1945, 17 Tage nach der Unterzeichnung der Waffenstillstandsvereinbarungen an Bord des Schlachtschiffes USS *Missouri* in der Bucht von Tokio, kletterte ich vorsichtig in das schaukelnde Ruderboot, das mich von Celebes², der Insel, wo ich gefangen gehalten worden war, zu einem Wasserflugzeug im Hafen bringen sollte. Ich hatte Mühe, meinen ausgezehrteten Körper im Gleichgewicht zu halten, damals wog ich nicht mehr als 40 Kilogramm.

Fast acht Jahre zuvor, an unserem ersten Hochzeitstag, war ich mit meinem Mann zu den Inseln gekommen, um eine Missionsarbeit im Innern Neuguineas aufzubauen. Nun, da ich von der Küste fortgerudert wurde, konnte ich an nichts anderes denken als an zwei einsame Holzkreuze, die halb versteckt auf einem fernen Hügel standen. Das eine stand auf dem Grab von Reverend C. Russell Deibler, meinem Mann; das andere auf dem von Dr. Robert Alexander Jaffray, meinem geistlichen Mentor, der mehr als 40 Jahre seines Lebens der Missionsarbeit in China, Indochina und Indonesien gewidmet hatte.

Und nun trat ich allein die Rückreise in mein Heimatland an. Wie trostlos erschien mir die Küste, trotz der saftig grünen Blätter und des glitzernden Blaus des Wassers. Ich wandte das Gesicht ab. Ich spürte, wie Bitterkeit in mir hochstieg. Mit erst 28 Jahren war ich schon seit mehr als zwei Jahren Witwe. Und nun kehrte ich mittellos in die Vereinigten Staaten zurück. Meine Erinnerungen an die Zeit, die ich mit meinem Mann zusammen erlebt hatte, wurden überschattet von meinen Erlebnissen während der Zeit der Internierung. Ich trug geliehene, schlecht sitzende Kleidung. Ein riesiges Geschwür fraß sich in das Fleisch eines meiner Beine, und meine sonst so zarte und helle Haut war vernarbt und sonnenverbrannt von den vielen Stunden, die ich in der mörderischen tropischen Hitze hatte arbeiten

2 A. d. H.: Heute meist als »Sulawesi« bezeichnet.

müssen. Die Krankheiten, die ich während meiner Gefangenschaft durchgemacht hatte (Beriberi, Malaria und Ruhr), hatten an meinem Körper gezehrt und ihn sehr geschwächt.

Viele Monate lang war ich zusammen mit anderen Missionarinnen sowie 1600 Frauen und Kindern interniert gewesen und hatte Zwangsarbeit leisten müssen. Wir zählten die Stunden der Trennung und Entbehrung und gedachten der Todestage von geliebten Menschen, die nacheinander an Krankheit, Hunger und durch die fürchterlichen Bombenangriffe gestorben waren.

Für die vielen Hundert Gefangenen, die in Kampili zusammengepfercht waren, existierte keine andere Welt mehr außerhalb der Stacheldrahtzäune. Wir waren vollkommen isoliert; und von den verheerenden Ereignissen, die über den Rest der Welt hinweggingen, erfuhren wir nur aus dem Mund unserer japanischen Wärter.

Nicht ein Brief von zu Hause erreichte uns. Kein einziges Paket des Roten Kreuzes und kein mutmachendes Flugblatt wurde von den Alliierten abgeworfen oder ins Lager geschmuggelt, aus dem wir erfahren hätten, dass jemand für unsere Freilassung kämpfte.

Nun, da ich vor einem neuen Leben stand, empfand ich eine Furcht, wie ich sie nie gekannt hatte. Würde ich ein Leben außerhalb der eingegrenzten und doch so vertrauten Herrschaft des Leidens überhaupt meistern können? Würde ich jemals die immer wiederkehrenden schrecklichen Albträume verlieren, in denen ich versuchte, in brennenden Gebäuden festsitzende Menschen zu retten? Würde ich jemals wieder meine Augen schließen können, ohne den jungen Armenier vor mir auf dem Bambusbett liegen zu sehen, dessen Bein von einer Bombe so grausam abgerissen worden war und dessen Blut auf den Boden im Büro des Kommandanten tropfte? Würde ich jemals das stumme Flehen in den Augen jener einst so hübschen blonden Frau vergessen können – die bei einer Bombenexplosion ums Leben gekommen war?

Wann würde allein die Erwähnung der Kempeitai mich nicht mehr vor Furcht erstarren lassen? Oder wann würde ich beim Dröhnen eines Flugzeugs nicht mehr den Drang verspüren, mich vor den Bomben, die es ganz sicher mit sich führte, verstecken zu müssen?

Würde jemals der Zeitpunkt wiederkommen, wo ich das freudige Wiedersehen anderer mit ansehen konnte, ohne voll Bitterkeit an den Tod meines Mannes denken zu müssen?

Auf einmal wurde ich fortgerissen von einer Welle der Bitterkeit. »Lieber Herr, ich will niemals mehr zu diesen Inseln zurückkehren. Hier ist mir alles genommen worden, was mir lieb und wert war.« Das Ruderboot erreichte das Flugzeug, das zuerst auf Borneo, dann auf Palawan und schließlich in Manila landen sollte. »Gibt es überhaupt Heilung für eine solche Wunde?« Ich konnte nur zu Gott schreien und hoffen. Er würde mich heilen müssen, wenn ich weiterleben sollte.

Als ich nach der Strickleiter des Flugzeugs fasste, hörte ich Rufen vom Strand her. »*Selamat jalan!*« (»Eine friedliche Reise!«), ertönten die Stimmen der Indonesier. Menschen, die den Herrn auf unserer Missionsstation kennengelernt und mit uns das unbeschreibliche Leiden des Gefangenens lagers geteilt hatten, standen in einer Gruppe zusammen und winkten. Wir waren so unvermittelt von unserer Abreise unterrichtet worden, dass ich mich nicht einmal von ihnen hatte verabschieden können.

Sie stimmten einen Segensgruß an: »Gott mit euch, bis wir uns wiedersehn ...« Ihr Lied entfesselte die Fluten der Bitterkeit, und als mir die Tränen aus den Augen strömten, begann der Schmerz zu schwinden. Die Heilung hatte bereits eingesetzt. Ich wusste, dass ich eines Tages – nur Gott wusste, wann – wieder zu diesem Volk und dieser Insel zurückkommen würde, die mir zur Heimat geworden war.

Während das Flugzeug mich von der durch Bomben zerstörten Insel, den überfluteten Reisfeldern und dem Gebirge, wo ich so lange gefangen gehalten worden war, fortbrachte, übergab ich die acht langen Jahre meines Lebens in die treuen und weisen Hände meines gnädigen Gottes, der allein mir helfen konnte, die Geheimnisse tiefen Schmerzes und großen Leidens zu verstehen.



*Darlene und Russell in Brüssel, Belgien.
Während einer Wochenendpause in ihrem Sprachstudium in
Holland hielten sie einige Gemeindeveranstaltungen ab.*

Kapitel 1

Nachdem wir sechs Monate lang in Holland die niederländische Sprache gelernt hatten, gingen mein Mann Russell Deibler, ein Missionar mit langen Jahren Missionserfahrung, und ich, seine junge Frau, an Bord der RMS *Volendam*, die uns zu den ostindischen Inseln bringen sollte.

Auf den ersten Blick zeigten sich die Inseln mir als ein Garten Eden mit heißem Klima und hoher Luftfeuchtigkeit. Die mehr als 13 500 Inseln, die sich vom Südchinesischen Meer bis zum Indischen Ozean hin erstreckten, wurden zweimal im Jahr von starken Monsunregenfällen heimgesucht, die die meisten größeren Inseln in ein Meer von Schlamm verwandelten. Verschieden geartete Sümpfe und undurchdringliche Dschungel waren überall zu finden. Auf vielen Inseln gab es noch aktive Vulkane, die hin und wieder Flammen und glühende Lava ausspien. An den Inseln entlang zogen sich Korallenriffe, stille Lagunen und weiße Sandstrände, auf denen sich Kokospalmen und Hibiskuspflanzen sachte im Wind wiegten. »Wie herrlich«, jubelte ich, »ein Inselparadies.«

Am 18. August 1938, an unserem ersten Hochzeitstag, landeten wir in Batavia³ auf Java. Die Düfte meines neuen Heimatlandes waren fremdartig und doch verlockend, so ganz anders als alles, was ich vorher gekannt hatte. Jede Insel war einzigartig und unterschied sich von ihrer Nachbarinsel in vielerlei Hinsicht. Auf einigen gab es schwefelhaltige Mangrovensümpfe, die einen modrigen Geruch verbreiteten. Andere stanken nach Kopra, dem getrockneten Mark der Kokosnuss. Auf den Gewürzinseln konnte ich auch den Duft von Zimt, Muskatnuss und Nelken ausmachen. Und überall mischte sich der Geruch von Meersalz mit dem schweren Duft des in der Nacht blühenden Jasmin.

Über die Märkte zu schlendern – ein buntes Treiben mit provisorischen Ständen, auf denen sich bunte Früchte und Gemüsesorten,

3 A. d. H.: Heute Jakarta, die Hauptstadt Indonesiens.

von Eingeborenen gewebte Stoffe, Tontöpfe, wunderschöne Sarongs und Nippes-Sachen aus Gold und Silber türmten –, war viel interessanter als das Einkaufen in einem amerikanischen Supermarkt. Die Kaufleute schlugen zwei Holzstückchen aufeinander und priesen mit monotoner Stimme ihre Waren an. Es gab keinen Marktpreis. Als ich das erste Mal einen Preis hörte, der doppelt so hoch war wie der Wert der Ware, ging ich davon ... »*Boleh tawar! Boleh tawar!*«⁴, riefen die Kaufleute immer wieder und luden mich ein zu handeln. Das tat ich dann auch!

Das Leben dort war sehr interessant und fesselnd. Ich fühlte mich sofort zu den Leuten und dem Ort hingezogen. Unablässig quälte ich Russell mit tausend Fragen.

In dem offenen Stadtkanal badeten Männer, Frauen und Kinder, fröhlich miteinander plaudernd, dort wuschen sie ihre Kleider oder ihr Gemüse, spritzten sich gegenseitig nass oder verrichteten ihre Notdurft – alles in unmittelbarer Nähe.

Mit dem Zug fuhren wir nach Surabaya weiter. Wir kamen vorüber an vielen terrassenförmig angelegten Reisfeldern und Teeplantagen.

Drei Tage später setzten Russell und ich unsere Reise mit einem Dampfschiff nach Celebes fort, wo sich die Missionsstation befand.

Makassar, die Haupt- und Hafenstadt von Celebes, war eine wundervolle tropische Stadt. Weiße Sandstrände erstreckten sich rechts der Reisfelder. Eine große, sehr alte Festung mit einer altmodischen Kanone wachte über dem Hafen. Ozeanriesen gingen vor Anker und entluden ihre importierten Waren im Austausch gegen eine Ladung Kopra, Kaffee, Reis, Korn, Salz oder exotischer Gewürze.

Russell, der Schiffsreisen noch nie besonders gut vertragen konnte, hatte sich so weit erholt, dass er mir, nachdem die Gangway heruntergelassen worden war, an der Reling Gesellschaft leisten konnte: Er lenkte meine Aufmerksamkeit auf eine Gruppe, die sich auf der rechten Seite der Gangway versammelt hatte.

4 A. d. H.: Svw. »Sie können feilschen! Sie können feilschen!«

»Die große Dame ist Margaret Kemp aus Endicott im Bundesstaat New York«, erklärte er. »Sie und die anderen alleinstehenden Damen arbeiten im Büro der Station und unterrichten in der Bibelschule.«

Ich erkannte Lilian Marsh, denn sie sah ihrer Schwester Ethel – einer freundlichen Engländerin, die ich in London kennengelernt hatte – verblüffend ähnlich. Ihr Vater war der bekannte britische Prediger und Schriftsteller F. E. Marsh. Sowohl Ethel als auch Lilian hatten schon viele Jahre im umkämpften China Dienst getan, bevor Lilian nach Niederländisch-Ostindien versetzt worden war. Während ich die kleine Dame mit dem lockigen, im Nacken zusammengesteckten Haar betrachtete, konnte ich kaum glauben, dass sie all die Härten des Dienstes in Südchina durchlebt hatte. Neben ihr stand Philoma Seely.

Philoma, die Russell mir als ein wenig exzentrisch beschrieben hatte, war kleiner als Lilian. Ihr graues Haar glänzte wie Silber in der tropischen Sonne. Philoma war völlig taub, beherrschte seltsamerweise jedoch fließend die chinesische Sprache. Sie führte die Bücher der Missionsstation, unterrichtete in der Bibelschule und tat auch hin und wieder Dienst in der chinesischen Gemeinde.

Am Ende der Reihe der alleinstehenden Damen stand Margaret Jaffray. Sie war die Tochter von Dr. Jaffray, dem Vorsitzenden der Niederländisch-Ostindien-Mission. Ihr dunkles Haar war durchzogen von weißen Strähnen; eine randlose Brille saß auf ihrer dicken Nase, die jedoch dem fröhlichen Funkeln ihrer haselnussbraunen Augen keinen Abbruch tat.

»Willkommen daheim, Fremder!«, rief einer aus der Gruppe. Die anderen begannen zu winken.

»Das ist Wesley Brill, der Leiter der Bibelschule, begleitet von seiner Frau Ruby und der kleinen Tochter Donna«, erklärte Russell.

Vollkommen verzagt und voller Furcht schritt ich die Gangway hinab. Die Brills erreichten Russell als Erste und hießen ihn herzlich willkommen. Etwas unsicher stand ich abseits, doch die beiden Margarets, Lilian und Philoma kamen auf mich zu. Etwas zögernd schaute ich sie an und fürchtete, dass sie ein so junges Mädchen wie mich nicht so leicht akzeptieren würden; doch sie nahmen mich sehr herzlich auf. Ihre Freundlichkeit tat mir gut. Von diesem Augenblick

an empfand ich Respekt und Liebe für sie, die auch während unserer gemeinsamen Arbeit, während des Krieges und des gemeinsamen Leidens nicht schwand.

Die Brills informierten uns darüber, dass Russell und ich in dem am Stadtrand gelegenen Gästehaus der Mission wohnen würden.

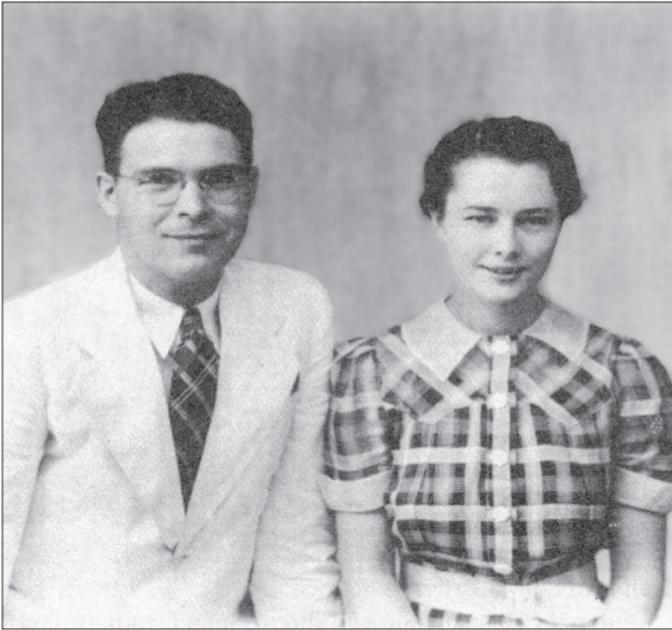
Das Gästehaus verfügte über große, luftige, spärlich möblierte Schlafräume, die in ein Gemeinschaftsessenzimmer und das Wohnzimmer mündeten. Der Kochbereich, das Badezimmer, die Toilette und die Zimmer für das Personal waren in einem separaten, durch einen Weg mit dem Haupthaus verbundenen Gebäude untergebracht. Die Keramikfliesen waren angenehm kühl unter den Füßen.

Nach dem Mittagessen zogen wir uns alle zurück – es war Zeit für die Mittagsruhe. Erschöpft kroch ich unter mein Moskitonetz. Es gab keinen elektrischen Ventilator, und die Hitze war überaus drückend. Ich schlief ein wenig, wachte jedoch schweißgebadet und un- ausgeruht wieder auf. Wie angenehm war jetzt ein erfrischendes Bad!

Nach einer belebenden Tasse Tee leerte sich das Haus. Jeder ging seinen Pflichten nach. Russell und Wesley gingen zum Büro der Schifffahrtslinie, um nach unseren Koffern zu fragen. Ich packte das Handgepäck aus, danach setzte ich mich auf unser Bett, schaute zum Fenster hinaus und versuchte, all die vielen neuen und unterschiedlichen Geräusche und Düfte einzuordnen. Wie schön war es doch, hier zu sein, welch ein Vorrecht!

Beim Abendessen informierte mich Mr. Brill darüber, dass mein Sprachlehrer mich am nächsten Morgen um halb neun erwarten würde. Schon bald würde ich mich mit den Eingeborenen unterhalten können. Gott hatte mich in seinen Dienst berufen, und er würde mich auch für die mir zugedachte Aufgabe zurüsten. Die Sprache war ein Werkzeug, das zu gebrauchen ich lernen musste – und wenn er mir die Kraft dazu gab, dann würde ich sie gut einsetzen können.

Pünktlich um halb neun am nächsten Morgen wurde ich einem Indonesier mittleren Alters vorgestellt. Er nickte mir zu, und ich nickte zurück. Dann verließ Russell den Raum. Ich sprach kein einziges Wort Indonesisch, und der Sprachlehrer kein einziges Wort Englisch.



Das Bild der Deiblers auf ihrer offiziellen Arbeitserlaubnis 1938.

Er erhob sich vom Stuhl und verließ den Raum. Doch sofort kam er zurück, verbeugte sich und sagte: »*Selamat pagi, Njonja!*«

Ich starrte ihn schweigend an. ›Ja, sicher‹, dachte ich bei mir. ›Was hat er jetzt nur gesagt?‹

Als ich nicht antwortete, verließ mein Lehrer abermals das Zimmer, kam wieder zurück und sprach diesmal ganz deutlich: »*Selamat pagi, Njonja.*«

Meine Gedanken überschlugen sich. Das war bestimmt eine Begrüßungsformel! Als er nun zum dritten Mal vor die Tür ging, war ich vorbereitet. Er kam zurück, verbeugte sich und wiederholte den Gruß.

Ich erhob mich von meinem Stuhl, verbeugte mich und erwiderte: »*Selamat pagi, Njonja.*«

Der kleine, korpulente Mann in dem gestärkten Baumwollanzug gestikulierte wild mit den Händen und schüttelte den Kopf. Er zeigte

auf sich und sagte immer wieder: »*Tuan, Tuan.*« Dann zeigte er auf mich und sagte: »*Njonja, Njonja.*«

Ich musste schrecklich lachen, denn ich hatte gerade zu meinem Lehrer gesagt: »Guten Morgen, meine Dame!« Um ihm zu versichern, dass ich verstanden hatte, verbeugte ich mich und sagte: »*Selamat pagi, Tuan*«, worauf er lächelnd erwiderte: »*Baik, baik!*« (»Gut, gut!«) Diese erste Lektion hatte ich gelernt, und nie wieder sprach ich einen Mann mit »meine Dame« an.

Jeden Tag lernte ich mit meinem Lehrer die Sprache. Er machte seine Sache ausgezeichnet, forderte aber auch eine Menge von mir. Wenn er sich nachmittags mit einer Verbeugung von mir verabschiedet hatte, schlenderte ich in das Quartier der Dienstmoten hinüber. Die Köchin, eine junge Frau, und der Wäschejunge lachten über mein Indonesisch und korrigierten mich. Wenn ich ein Wort falsch aussprach oder sie bat, etwas zu wiederholen, wurden sie immer lauter. Doch schließlich lernte ich, ihnen zu sagen, dass mein Gehör ausgezeichnet sei und dass ich nur Probleme mit der indonesischen Sprache hätte.

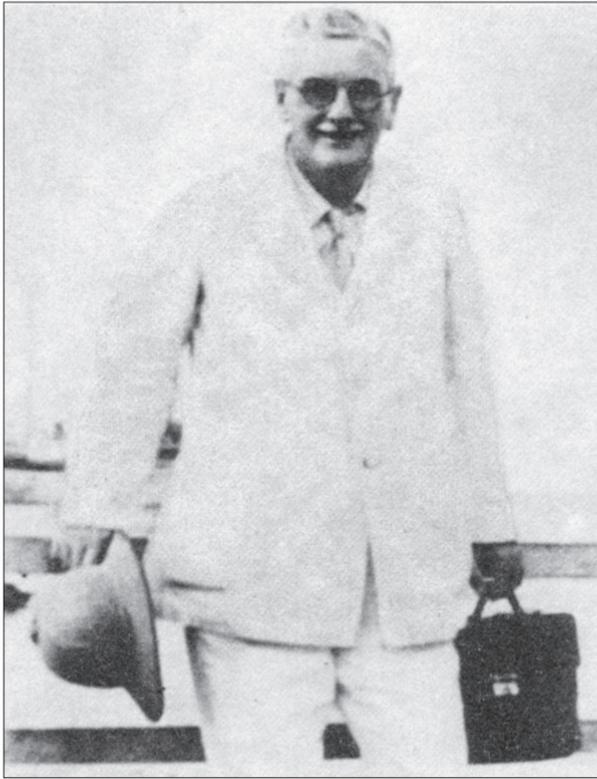
Celebes war eine Insel voller Gegensätze. Mehrere Tausend Meter hohe Berge erstreckten sich im Norden und Süden des Landes, und die geheimnisvollen blauen Seen waren Hunderte Meter tief. Dazwischen bedeckte üppige, tropische Vegetation die Landschaft. Auf den Bergen im Landesinnern waren viele Kalksteinhöhlen zu finden.

Ich liebte die Insel und ihre Bewohner. Doch ich wusste auch, dass mein Aufenthalt zeitlich begrenzt war. Schon bald würden wir weiterreisen in das »große unbekannt Land«, nach Neuguinea, und ich war sicher, dass die Gebete der Menschen hier auf der Insel Celebes uns dorthin begleiten würden.

An einem Septembermorgen lernte ich einen von diesen Menschen kennen, Dr. Robert A. Jaffray.

»Da, neben Margaret, das ist Mr. Jaffray«, erklärte Russell, als das Schiff anlegte.

Ich erkannte ihn sofort. Wie hätte man ihn übersehen können? Er überragte seine Mitreisenden um Haupteslänge und winkte uns mit seinem Tropenhelm zu. Sein kurzes, weißes Haar war ordent-



*Dr. Robert Alexander Jaffray kommt in Makassar an.
An diesem Tag im Jahr 1938 lernt Darlene ihn kennen.*

lich gekämmt, und er war glattrasiert. Sein Oberlippenbart war sorgfältig gestutzt. Er stand an der Reling mit der Würde eines Mannes von vornehmer Herkunft.

Margaret – er nannte sie zärtlich Muggins oder Muggie – half ihm von Bord. Sie trug die vielen Päckchen, die er als Geschenke für die Missionare mitgebracht hatte, und sah aus wie ein reich geschmückter Weihnachtsbaum.

Dr. Jaffray kam auf mich zu und drückte mir herzlich die Hand. »Das muss Darlene sein. Jetzt kann ich verstehen, warum Russell seinen Urlaub verlängert hat.« Seiner Größe und auffallenden Er-

scheinung nach zu urteilen, hätte ich ihn für einen sehr strengen Mann gehalten, doch sein warmes Lächeln und seine blitzenden Augen zeigten mir sehr schnell, dass ich mich geirrt hatte.

»Ich fürchte, wir haben Ihr Haus immer noch mit Beschlag belegt«, entschuldigte ich mich nervös.

»Das macht doch nichts. Mutter besucht noch Freunde in Singapur und Java. Sie wird vermutlich erst nach der Konferenz eintreffen.«

Die Konferenz für die Missionare in Niederländisch-Ostindien würde erst im November stattfinden; es blieb viel Zeit, sich von Mr. Jaffrays Begeisterung für Neuguinea anstecken zu lassen. Er trug eine zerknitterte Landkarte bei sich, auf der die Strecke von Oeta⁵ bis zu den Wisselseen zu sehen war. Sobald sie ausgepackt hatten, begannen wir, Listen mit Ausrüstungsgegenständen und Versorgungsgütern zusammenzustellen und die Kosten zu überschlagen. Wir drei waren begeistert von dem Plan, das Innere Neuguineas für Gott zu gewinnen. Jede Information, die wir bekommen konnten, überprüften wir sehr sorgfältig.

Wir erfuhren, dass am 1. Januar 1937 ein holländischer Pilot mit Namen Mr. Wissel und sein amerikanischer Kopilot, Mr. Jack Atkinson, für die Babo-Ölgesellschaft einen Erkundungsflug über Neuguinea gemacht hatten. Das neue Jahr war gerade erst angebrochen, und die Wolken hatten sich gelichtet, sodass die Piloten das schneebedeckte Zentralgebirge sehen konnten. Etwa 50 Kilometer weit erstreckten sich die Schneefelder, die hier und da von zerklüfteten, schneebedeckten Gipfeln und Gletscherseen unterbrochen wurden. Ehrfürchtig betrachteten sie die unberührte Natur. Als sie über die Nordseite des Gebirgszuges flogen, entdeckten sie unter sich etwas, das aussah wie drei runde Wolken, die sich in die Berge schmiegen.

Sie flogen etwas niedriger und erkannten, dass es sich nicht um eine Wolkenformation, sondern um drei kristallklare Seen handelte, und auf dem größten davon ruderten Männer und Frauen in Kanus. Und das in einem Teil der Welt, der als unbewohnt galt!

5 A. d. H.: Heute meist als »Uta« bezeichnet. Damit ist sowohl der entsprechende Fluss als auch der gleichnamige Küstenort an dessen Mündung gemeint.

Als ich mit Russell zusammen die Luftberichte studierte, erfuhren wir, dass der Oeta, der in die Bandasee an Neuguineas Südküste fließt, im größten der Wisselseen, dem Paniaisee, entspringt. Wenn man dem Oeta zu seiner Quelle folgte, würde man ganz sicher auch noch andere Dörfer und bisher unbekannte Völker entdecken.

Die niederländische Regierung, die die Ostindischen Inseln kontrollierte, stellte schon bald Geldmittel und Begleitmannschaften für diese Expedition zur Verfügung. Die Gruppe kämpfte sich am Fluss entlang durch den dichten tropischen Dschungel. Sie bestieg mit dichten Wäldern bewachsene Berge, um am Gipfel feststellen zu müssen, dass ein neuer Gebirgszug sie erwartete, der noch steiler und noch zerklüfteter war als der vorige. Am Ende eines jeden ermüdenden Tages wurde schnell ein Schutzdach errichtet, worunter sie lagerte. Viele der Träger, vorwiegend Eingeborene der Küstenregionen, starben und wurden in flachen Gräbern entlang des nächtlichen Lagerplatzes begraben. Alle litten unter Hunger, da die Nahrungsmittel knapp waren, und unter der Kälte in den höheren Regionen. Als etwa einen Monat nach ihrem Aufbruch von der Küste die Überlebenden den letzten Gebirgszug ins Steinzeitalter hinabstiegen, folgte ihnen eine große Horde fast nackter Eingeborener zum Paniaisee.

Einige Polizeibeamte, mehrere Gefangene und ein Offizier wurden in Enarotali zurückgelassen, wobei sie die hastig errichteten Zelte auf einem Bergabhang bewohnten, von dem man auf den See blicken konnte. Die einzige Verbindung zwischen diesem primitiven Außenposten und der Außenwelt war ein batteriebetriebenes Radio.

Je mehr wir erfuhren, desto lieber wurden uns die Landkarte und die Geschichte Neuguineas. 1545 hatten die Spanier Anspruch auf die zweitgrößte Insel der Welt erhoben und ihr den Namen Neuguinea gegeben, weil ihre Bewohner den Volksstämmen an Afrikas Westküste ähnelten. Anfang des 19. Jahrhunderts etablierten holländische Händler die ersten europäischen Außenposten auf der Insel, und 1828 annektierten die Niederlande den westlichen Teil der Insel.

Intensiv studierten wir die Karte Neuguineas. Die Insel ähnelte einem riesigen paläozoischen Beutenvogel – mit erhobenem Kopf

und offenem Schnabel bereit, mit der hereinströmenden Flut die kleineren Molukkeninseln zu verschlingen. Der Brustteil Neuguineas liegt über dem obersten Zipfel von Australien und sein Schwanz in der Korallensee. Die ungeheuer lange Küstenlinie, die undurchdringlichen, die fast überall von Krokodilen und giftigen Schlangen bewachten Mangrovensümpfe und die Kannibalenstämme hatten schon über die Jahrhunderte hinweg selbst die wage- mutigsten Seefahrer davon abgeschreckt, das Land einzunehmen.

Am 21. Juni 1938 folgten Angehörige einer vom amerikanischen Museum of Natural History gesponserten Expedition unter der Führung von Richard Archbold dem Flusslauf des Baliem durch ein ca. 400 Kilometer östlich der Wisselseen gelegenes Tal. Sie wollten Proben der Flora und Fauna am Fuß des Mount Wilhelm, eines der höchsten Gipfel Neuguineas, sammeln. Dort trafen sie auf ein dicht- besiedeltes Gebiet von Steinzeit-Kannibalen.

Immer wieder lasen wir die Berichte über die Ergebnisse der Expedition und waren aufs Neue beeindruckt von der riesigen Auf- gabe, die unzähligen Volksstämme Neuguineas zu erreichen, die im Gebirge lebten.

Die Missionskonferenz fand im November in Benteng Tinggi statt, einem Anwesen in den Bergen, etwa 60 Kilometer von Makas- sar entfernt gelegen. Benteng Tinggi bedeutet »hohe Festung«, und in der Tat war es ein Zufluchtsort vor der sengenden Hitze der Küste. Die Versammlungen wurden in einem riesigen, achteckigen Gebäude abgehalten, an das sich die Unterbringungsmöglichkeiten der Teilnehmer anschlossen. Zum ersten Mal lernte ich die anderen Missionarsfamilien kennen. Wir lachten viel zusammen, und die Konferenz verlief sehr harmonisch.

Einstimmig wurde beschlossen, dass Russell und ich zusammen mit einem anderen Ehepaar, Walter und Viola Post, zu den Wissel- seen aufbrechen sollten. Schon vor der Konferenz hatten wir uns eine Arbeitserlaubnis beschafft, doch die Regierung wollte nicht gestatten, dass Frauen die anstrengende Reise ins Landesinnere antraten. Bis sich die Zustände gebessert hatten, sollten Russell und Walter Post allein zu den Wisselseen reisen. Viola und ich würden in Makassar bleiben.

Anfang Dezember bestiegen Walter Post und Russell den Dampfer nach Ambon, wo sich der Sitz der Regionalregierung der Gewürzinseln befand. Dort kauften sie Schlauchboote, Campingausrüstung und Nahrungsmittel für sich und ihre Träger ein.

Der Gouverneur war sehr hilfsbereit und arrangierte für sie, dass sie mit einem Schiff der Regierung nach Oeta an Neuguineas Südküste reisen konnten. Sie kamen sicher dort an und entluden ihre Vorräte. Dann kehrte Walter Post nach Ambon zurück. Am Tag nach Weihnachten fuhren Russell und seine zehn eingeborenen Träger mit den Vorräten in einem Regierungsdampfer, ein Kanu im Schlepptau, stromaufwärts bis dorthin, wo die Stromschnellen begannen. Von dort aus würden die Vorräte und das Kanu getragen werden müssen. Sie erreichten das Lager am späten Nachmittag des dritten Tages. Dies erfuhr ich aus einem Brief, den der Regierungsbeamte mir freundlicherweise mitbrachte.

Ich erinnerte mich an das, was ich in dem Bericht der Pioniermissionare gelesen hatte, und unaufhörlich bat ich Gott um Hilfe und Kraft, um Sicherheit, Mut und Geduld für Russell. Zusammen mit den anderen Missionaren betete ich, dass Gott seine Hand über ihn halten möge, damit er die Wisselseen erreiche. Wie sehr er litt und wie notwendig unsere Fürbitte war, sollte ich erst viele Wochen später erfahren.

Während Russells Abwesenheit drängte und ermutigte Margaret Kemp mich, mehr zu tun, als ich jemals für möglich gehalten hätte. Die wöchentlichen Lektionen der Sonntagschule für die Jüngeren zu übersetzen und mehreren Lehrern zur Seite zu stehen – und das nach nur wenigen Monaten des Sprachstudiums –, war ihre Idee. In regelmäßigen Abständen wurde ich dafür eingeteilt, mich in der Gemeindefarbeit einzubringen, und man bat mich auch, im Kindergarten für die Kinder der Lehrer und Studenten auszuhelfen. Das war eine wertvolle Erfahrung für mich.

Auch weiterhin betrieb ich mein Sprachstudium, jetzt mit einem Lehrer der Schule für Angehörige der Kolonialverwaltung in Manado (Manado). Sein ausgezeichnetes Indonesisch spornte mich an, meine Sprachkenntnisse zu vervollkommen. Schon nach wenigen Wochen kann jeder sich in Pasar, dem Umgangsmalaiisch, verständlich

machen. Doch das richtige Indonesisch ist eine sehr schöne Sprache, es hat keine harten, kehligen Laute. Diese Sprache so gut ausgesprochen zu hören, ist, als würde man einer Sinfonie lauschen, die auf Wortinstrumenten gespielt wird – als würde man einen Renoir anschauen, ein Meisterwerk von Licht und Schatten.

Zu Beginn des neuen Schuljahres gab man mir ein englischsprachiges Buch für Kirchengeschichte und fragte, ob ich die Studenten des zweiten Jahrgangs unterrichten könnte. Gern war ich dazu bereit, doch nachdem ich mich durch die ersten Kapitel gekämpft hatte, kam ich immer mehr zu der Überzeugung, dass ich mehr Begeisterung als Vernunft walten lassen. Wie vermittelt man Kirchengeschichte an Studenten, die frisch aus dem Dschungel kamen und nur ihre eigene Küstenlinie und den Ozean kannten und erst seit einem Jahr wussten, dass überhaupt eine Welt außerhalb ihres begrenzten Horizonts existierte? Das war eine anspruchsvolle Aufgabe!

Die meisten Studenten in meinen Klassen waren Dyaks (Dayaks) aus Borneo. Da alle Stunden in Indonesisch abgehalten wurden, mussten sie sich ein Arbeitswissen in einer Sprache aneignen, die ihnen vollkommen fremd war. Viele von ihnen hatten noch nie einen Stift in der Hand gehalten. Neben ihren Sprachstunden brachte man ihnen Lesen, Schreiben, Mathematik, Musik und Geschichten aus dem Alten und Neuen Testament bei. Allein schon still in einem Klassenzimmer sitzen zu müssen, war eine schwere Prüfung für sie; sie waren ein freies Volk, das am Rand der Zivilisation gelebt hatte. Nie hatten sie sich einem Zeitplan unterwerfen müssen. Ich liebte und bewunderte sie, wenn sie mit gerunzelter Stirn über ihre Bücher gebeugt im Klassenzimmer saßen und ihnen angesichts der extremen Hitze und der Konzentration Schweißtropfen die Wangen herunterliefen.

Ich fand Erfüllung, Freude und außerordentliche Befriedigung in all meinen Aufgaben. Dies war eines von Gottes wertvollen Geschenken an mich – schon als kleines Kind hatte ich Verantwortung übernehmen müssen. Niemals hatte ich Zeit gehabt, mich zu langweilen! Die Trennung von Russell hätte ich mir auch nie selbst ausgesucht, doch der Herr hatte mir, als ich auf seinen Ruf in die Mission



*Darlene als frisch gebackene Missionarin
(kurz nach ihrer Hochzeit).*

antwortete, versprochen: »Geh ... ich werde immer bei dir sein!« Die Gegenwart Gottes und seines Volkes machte mich ruhig.

Im Februar erhielten wir die Nachricht, dass Russell aus Manokwari ankommen würde. Meine Aufregung steigerte sich ins Unermessliche. Aber warum aus Manokwari, einem Ort an der Nordküste Neuguineas? Als das Schiff in den Hafen Makassars einlief, konnte ich es kaum noch erwarten. Ich stand ganz vorn unter den Leuten, die sich versammelt hatten, um die ankommenden Reisenden zu begrüßen. Doch wie erschrak ich, als ich einen ausgezehrtten, verfallenen Fremden an der Seite von Walter Post entdeckte.

Die anderen Missionare erkannten den abgemagerten Russell als den Mann, den sie vor seiner Reise gekannt hatten. Doch wo war der Mann, den ich geheiratet hatte – der Mann, der nach Neuguinea aufgebrochen war? In nur 18 Tagen im Dschungel und wenigen Monaten spärlicher Ernährung hatte er mehr als 30 Kilogramm verloren!

»Darlene?« Als ich seine Stimme hörte, wusste ich, dass es Russell war, doch diese Stimme sollte nicht diesem ausgemergelten Fremden gehören. Schnell schlug ich die Augen nieder; ich wollte nicht, dass er mein Unbehagen bemerkte. Meine Zurückhaltung amüsierte ihn, doch der Schock, den ich empfand bei dem Gedanken, was er erlitten haben musste, saß sehr tief.

Nur mit Mühe konnte er gehen, und als er zu Hause die Schuhe und Strümpfe auszog, wusste ich auch, warum. Er hatte keine Haut mehr an den Fußsohlen und an den Zehen und litt unter fortgeschrittener Dschungelfäule.

Dr. Jaffray verständigte sofort einen Arzt. Nachdem dieser Russells Füße untersucht hatte, wandte er sich an mich und sagte: »Sehen Sie dieses Gewebe, das sich ablöst? Nehmen Sie jeden Morgen eine Pinzette und reißen Sie es ab, bis das rohe Fleisch sichtbar wird. Wenden Sie die Salbe, die ich Ihnen gebe, erst an, wenn Sie das verfaulte Gewebe entfernt haben. Das wird sehr schmerzhaft sein, doch es gibt keinen anderen Weg, den Pilz zu entfernen, der die Ursache für Mr. Deiblers Zustand ist.«

Jeden Morgen saß ich auf dem Bett und verband Russells Füße. In meine unerfreuliche Aufgabe mischte sich noch das Gefühl der Fremdheit, die ich diesem abgemagerten Mann gegenüber empfand. Russell lachte immer, wenn ich scheu zu ihm hochsah, während ich seine Füße versorgte. Es amüsierte ihn, dass mein überschäumendes Temperament gezügelt worden war.

Dr. Jaffray, seine Tochter Margaret und ich hörten stundenlang Russells Berichten über seine Erlebnisse bei dem Marsch zu den Wisselseen zu. Ich begann, mich darüber zu wundern, dass er dieses Abenteuer überhaupt überlebt hatte.

Während der ersten drei Tage hatten sich die Träger flussaufwärts gekämpft, und Russell erzählte, er habe sich bei allen seinen Reisen auf Borneos tückischen Flüssen niemals so unbehaglich gefühlt wie angesichts dieser unfähigen Ruderer, die einmal mitten auf dem Fluss das Boot fast zum Kentern gebracht hätten. Russell hatte kein gutes Gefühl gehabt, als man ihm seine Träger vorstellte, und nun wusste er, dass er seiner Intuition hätte trauen sollen. Wie viele der Küstenbewohner Neuguineas bewegten sie sich lethargisch und lang-

sam. Russell führte das auf die Auswirkungen des Dschungellebens zurück. Die Küstenbewohner waren geschwächt vom Denguefieber und von immer wiederkehrenden Malariaanfällen. Sie kannten noch kein Chinin, das ihnen Linderung hätte schaffen können.

In Orawaja erwarteten sie, ein stabiles Basislager vorzufinden. Sie fanden jedoch nur eine Bambuskonstruktion mit einem Grasdach vor, das kaum Schutz vor dem Regen bot. Krankheitsbedingt standen Russell nur noch sieben Träger zur Verfügung. Die drei Kranken kehrten mit dem Kanu nach Oeta zurück. Nachdem sie sich hastig eine Mahlzeit bereitet hatten, teilten Russell und die übrigen Männer die Vorräte unter sich auf, packten ihre Rucksäcke, weil sie früh am nächsten Morgen aufbrechen wollten. Die Träger streckten sich auf dem Boden aus und waren bald eingeschlafen. Russell holte seine Bibel und sein Tagebuch aus seinem Rucksack. Er zündete eine Kerze an, las in der Bibel und schrieb die Ereignisse der vergangenen drei Tage nieder.

Der Weg war so gefährlich, wie er beschrieben worden war. Den ganzen Tag bahnten sich die Träger den Weg durch das dichte Dschungelunterholz. Jeder Tag führte sie tiefer ins Zentralgebirge hinein, jeder Gebirgszug war höher als der vorhergehende. Sie überquerten vorsichtig schmale, über tiefe Schluchten ragende Felsvorsprünge, die der Oeta in den Felsen gegraben hatte. Der Fluss tobte drohend unter ihnen hinweg, diente ihnen jedoch als Orientierung, damit sie den Weg zu seiner Quelle, den Wisselseen, finden konnten.

Die mit dichtem Dschungel bewachsenen Berge gaben nur ungerne den Weg frei zu den Gebirgszügen, die mit teilweise unter Moos versteckten Tonscherben bedeckt waren. Diese gezackten Scherben schnitten sich durch die Ledersohlen von Russells Stiefeln.

Am Neujahrstag erwachte Russell mit dem Gefühl, körperlich vollkommen erschöpft zu sein. Außerdem war er besorgt. Er hatte nur noch wenige Träger, zu wenige. Würden die Vorräte ausreichen? Er brauchte Ermutigung für den Marsch hinein in die unbekannte Wildnis und öffnete seine Bibel an einer Stelle, wo es hieß: »Habe ich dir nicht geboten: Sei stark und mutig? Erschrick nicht und fürchte dich nicht! Denn der HERR, dein Gott, ist mit dir überall, wohin

du gehst« (Josua 1,9). In seiner unnachahmlichen Weise hatte Gott Russell mit diesem Zuspruch gestärkt für die schrecklichen Tage, die noch vor ihm lagen.

Die vorausgehenden Träger mussten sehr sorgfältig darauf achten, die Steine und Felsbrocken, die ihnen im Weg lagen, nicht loszutreten, denn auf diese Weise konnte leicht ein Erdbeben entstehen. Beim Hochklettern der fast senkrechten Berge mussten die Männer zuerst überprüfen, ob die Steine auch festsaßen, damit sich nicht ein Stein lockerte und die Nachkommen verletzte.

Und dann immer der Monsunregen! Spät am Nachmittag schlugen sie ihr Lager auf. Obwohl Russell bereits sehr erschöpft war, ging er zurück, um den Trägern zu helfen. Sie nahmen die notwendigen Reparaturen an den Biwaks vor, doch es regnete trotzdem durch. Die Biwaks bestanden aus vier Pfählen, die in die Erde geschlagen und mit Rattan zusammengebunden wurden, mit einem Dach aus Gras oder Rinde. Die Kleidung der Männer war immer nass. Sie kauerten sich vors Feuer, um warm zu werden, und aßen apathisch ihren Reis, getrocknete Erbsen und gesalzene Fisch.

Russell nahm sein Tagebuch zur Hand und las uns vor: »Dies war ein schrecklicher Tag; ich zwang mich, etwas zu essen und Wasser abzukochen, um etwas zu trinken, doch ich habe keinen Hunger. Den ganzen Tag bin ich am Ende der Reihe geblieben und habe versucht, die Träger im Auge zu behalten. Aus ihren flüchtigen Blicken in meine Richtung und ihren geflüsterten Unterhaltungen schloß ich, dass sie planen zu verschwinden. Nachdem wir an diesem Abend unser Lager aufgeschlagen hatten, habe ich gebetet und mit ihnen gesprochen. Ich habe ihnen gesagt, dass wir nur durchkommen können, wenn wir zusammenbleiben, und dass wir auf Gott vertrauen und weitergehen müssen ...«

Die Nacht verbrachte er im Gebet. Er bat Gott, er möge die Träger davon abhalten, die Flucht zu ergreifen. In den frühen Morgenstunden fiel er in einen unruhigen Schlaf. Das Geräusch der im Lager hin und her gehenden Träger weckte ihn auf. Wunder über Wunder, sie waren alle noch da.

Er konnte die Männer verstehen. Sechs Träger waren bei einer früheren Expedition auf dieser Route schon gestorben. Jeden Abend

half Russell denen, die unter ihrer Last taumelten, das Lager aufzuschlagen. Er fühlte sich körperlich ausgelaugt durch den ständig steigenden Druck, während seine Kräfte schnell schwanden. Dies war keine Expedition mit einer großen Mannschaft, genügend Trägern und Vorräten; er war allein, erschöpft in einem unwirtlichen Dschungel, zusammen mit sieben ebenfalls erschöpften Trägern. Jetzt aufzugeben, wo sie ein Drittel des Weges bereits hinter sich hatten, wäre ihr sicherer Tod gewesen. Immerhin konnte er die Träger überreden, ihn auch weiterhin zu begleiten, indem er ihnen versprach, einen Teil ihrer Vorräte zurückzulassen. Dennoch wusste Russell, dass es gut möglich war, eines Morgens aufzuwachen und festzustellen, dass seine Männer ihn während der Nacht im Stich gelassen und seine Vorräte mitgenommen hatten. Seine einzige Zuflucht war das Gebet. So verbrachte er nach dem anstrengenden Tag die Nacht im Gebet um göttlichen Schutz. Er ermutigte sich immer wieder selbst mit dem Zuspruch vom Neujahrstag, wo es hieß: »Habe ich dir nicht geboten: Sei stark und mutig? ... Denn der HERR, dein Gott, ist mit dir ...« – und machte weiter.

Eine Woche später stellte Russell fest, dass es unumgänglich war, die zurückgelassenen Vorräte zu holen. Er und einige der stärkeren Männer gingen zurück. Nach dieser Pause waren die Träger wieder in besserer Gemütsverfassung.

Als die Männer immer höher stiegen, waren die Tage zwar warm, nachts jedoch war es sehr kalt. Russell und die Männer kauerten sich in Decken gehüllt um das Feuer und hofften, durch die körperliche Nähe noch zusätzliche Wärme zu bekommen. Die Eingeborenen waren Küstenbewohner und die Kälte der höheren Lagen nicht gewöhnt. Sie litten sehr, einige weinten, weil sie glaubten, dass der Tod auf sie lauere. Es gab keinen Schutz vor den kalten Winden, die alles durchdrangen. Sie begannen, den Sonnenuntergang zu fürchten.

Dann kam dieser letzte schreckliche Tag, der 18. Tag – ein Tag, an dem die Expedition bald in einer Katastrophe geendet hätte, was nur durch die Gnade und Güte Gottes abgewendet wurde!

Sie bestiegen den vierzehnten Gebirgszug und kamen ins Land der Kapauku. Das Gebiet war relativ eben, und ein Pfad wand sich

durch Gärten, in denen Süßkartoffeln angebaut wurden. Manchmal steckten die Männer bis zu den Hüften im Schlamm.

Gegen 15 Uhr führte der Pfad sie zum Flussufer, wo sie Kanus fanden, die offensichtlich von Vertretern der Kolonialverwaltung benutzt worden waren. Sie waren noch nicht weit gekommen, als sie erkannten, dass es Selbstmord war, auf dem Fluss weiterzufahren. Ein Sturm auf dem Paniaisee verursachte hohen Wellengang und gefährliche Stromschnellen an der Stelle, wo der See ins schmale Flussbett des Oeta drängte. Sechs Stunden lang warteten sie in den Kanus, dass der Sturm sich beruhigte. Gegen 21 Uhr zitterten sie alle vor Kälte, und Russell hatte das Gefühl, dass er nicht mehr länger warten konnte. Sie ruderten gegen die Wellen an, und die körperliche Anstrengung half ihnen, die Kälte zu ertragen. Dankbaren Herzens jubelten sie, als der Fluss sich endlich in den See öffnete. Sie mussten den See noch teilweise überqueren, um Enarotali, den Regierungsposten, zu erreichen.

Am Ufer waren schwache Lichter zu erkennen. Als sie gerade anfangen, sich zu entspannen, stieß Russells Kanu gegen einen aus dem Wasser ragenden Felsen und kenterte. Alle Männer und Teile der Ausrüstung fielen in den aufgewühlten, eiskalten See. Die durchdringenden Hilferufe der Träger weckten das Personal des Regierungspostens auf. Russell und die Träger kämpften gegen die Strömung an, und es gelang ihnen, das zweite Kanu zu erreichen. Verzweifelt schöpften sie das Wasser aus dem Kanu. Fackeln tauchten am Ufer auf, und hilfreiche Hände zogen das Kanu ans Ufer. Zwar waren sie vollkommen durchnässt, doch alle Männer und das meiste Gepäck waren gerettet worden.

Am 13. Januar 1939 um Mitternacht setzte Russell, ein einsamer Pioniermissionar, seinen Fuß auf das Land, wie damals Josua in der Bibel, um den einheimischen Stämmen im Innern Neuguineas das Evangelium von Jesus Christus zu verkündigen.

Bei Tagesanbruch schaute Russell aus der provisorischen Hütte des Regierungspostens. Er hatte sich noch nicht richtig erholt, doch er konnte es kaum erwarten, die Eingeborenen kennenzulernen. Dutzende brauner, sehr kleiner Menschen mit vollen Lippen und breiten Nasen drängten sich im Lager. Sie waren neugierig und wollten

die Neuankömmlinge sehen. Ein ganz mutiger Mann bot Russell seinen gekrümmten Zeigefinger. Russell trat zurück und beobachtete, wie einer der Angestellten des Postens vortrat und den Finger des Eingeborenen mit seinem ebenfalls gekrümmten Zeigefinger ergriff. Beide Männer zogen ihre Hand nun fort, wobei sie einen scharfen Knall verursachten. Diese Zeremonie wurde mehrmals wiederholt – je mehr und je lauter die Knalle, desto tiefer die Freundschaftsbande.

Mutig trat nun auch Russell mit seinem neu gelernten Gruß vor und mischte sich unter die Stammesangehörigen. Ihr drahtiges Haar war mit einer Kruste aus Schmutz und Asche überzogen, und ihre kleinen Körper waren mit einer Mischung aus Schlamm und Schweinefett eingerieben, die die Poren verschloss und so die Kleidung ersetzte. Das einzige »Kleidungsstück«, das die Männer an ihrem Körper trugen, war ein Flaschenkürbis, der mit einer Schnur um die Lenden gebunden wurde und von einer anderen Schnur um den Hodensack festgehalten wurde. Die kleinen Mädchen trugen Grasröcke, die Frauen kurze Röcke, die aus Bändern gefertigt waren. Von den Köpfen der Frauen und Mädchen hingen Netze, in denen sie bei Tag alles trugen, was nötig war, und die sie nachts sozusagen als steinzeitalterliche Thermounterwäsche um ihre kleinen Körper wickelten.

Schon im Kindesalter wurde bei Jungen und Mädchen die Nasenwand durchstoßen. Man steckte einen Strohalm hinein, bis die Wunde heilte, danach ersetzte ein kleines Schilfrohr den Strohalm. Von Zeit zu Zeit wurde das Schilfrohr gegen ein etwas größeres ausgetauscht, bis das Loch groß genug war, dass die Männer den Hauer eines Wildschweins oder ein Bambusstück und die Frauen einen an beiden Enden angespitzten Stock hineinstecken konnten. Auch die Ohrläppchen waren durchstoßen – nicht für Ohringe, sondern für einen Federkiel. Manchmal dienten die Löcher auch als Aufbewahrungsort für selbst gedrehte Zigaretten oder Bambuspfeifen. Da sie keine Hosen und Hemden trugen, mussten sie einen anderen Weg finden, um verschiedene Dinge aufzubewahren!

Ketten, die man aus Schneckengehäusen oder den Zähnen von Hunden und Ratten angefertigt hatte, wurden von beiden Geschlechtern getragen. Haarschmuck aus Federn zierte die kahl werdenden Köpfe der älteren Männer.

Die Hütten der Kapauku bestanden aus handgefertigten Holzlatten, die an einem Ende spitz zuliefen. Die Bäume wurden mit Steinäxten gefällt, die Stämme mit einem steinernen Krummbeil bearbeitet. Das Dach bestand aus Baumrinde, der Boden war die blanke Erde. Drei Steine bildeten die Feuerstelle. Die Familie schlief dicht gedrängt um das Feuer herum, zusammen mit den Schweinen, vor allem den Ferkeln. Starb eine Muttersau, wurden die Ferkel von den Frauen gesäugt.

Die Frauen bauten mehr als dreißig verschiedene Sorten Süßkartoffeln in dem Gebiet um den See herum an. Da sie kein Kochgeschirr besaßen, wurden die Kartoffeln manchmal draußen an der Feuerstelle mit heißen Steinen gedämpft, doch vorwiegend röstete man sie in der heißen Asche unter der Kohle auf der Feuerstelle im Innern der Hütte.

Schweine, Ratten, Langusten, Kaulquappen, Vögel, Raupen sowie Bienen- und Wespenlarven, Grashüpfer, Stinkwanzen und andere Insekten lieferten ihrem Speiseplan eine interessante Mischung zusätzlicher Proteine.

Muschelgeld diente den Kapauku als Zahlungsmittel. Russell stellte fest, dass man ein fettes Schwein für denselben Betrag bekommen konnte wie eine junge, kräftige Frau – mit einer Schnur von 40 bis 60 *yo* (die alten, dünnen Kaurimuscheln). Es war ein schwerer Schlag für meine weibliche Eitelkeit zu erfahren, dass ich bei diesem Stamm nicht wertvoller sein sollte als ein schmutziges fettes Schwein!

Obwohl Russell einen Großteil seiner Zeit den Kapauku widmete, verbrachte er auch viele Stunden mit den freundlichen und sehr erfahrenen Angestellten des Regierungspostens. Auf diese Weise konnte er eine Liste mit Dingen zusammenstellen, die nötig waren, um eine Missionsstation hier an diesem Ort einzurichten.

Russell stand vor dem vollkommenen körperlichen Zusammenbruch. Er wusste nicht, wie er den gefährlichen und anstrengenden Rückmarsch zur Küste schaffen sollte. Doch da griff der Herr ein: Während seines Aufenthalts bei verschiedenen Außenposten wurde ein Angestellter ernstlich krank. Der Gouverneur ließ ein Wasserflugzeug kommen, um den Mann fortbringen zu lassen. Der Offizier von Enarotali bat um die Erlaubnis, dass entgegen

den Gepflogenheiten Russell ihn begleiten dürfe. »Sehen Sie nur seine Füße an! Er wird es niemals bis Oeta schaffen!« Drei Stunden später landeten sie in Manokwari. Von dort buchte er eine Passage nach Ambon, wo Mr. Post zu ihm stieß. Zusammen fuhren sie nach Makassar weiter. Dieser Flug bewahrte Russell vor dem mörderischen Marsch zurück nach Oeta und sparte einen Monat Zeit.

Am Morgen, nachdem Russell uns die letzte Episode seiner Geschichte erzählt hatte, kam Dr. Jaffray in unser Schlafzimmer und sah, wie ich das abgefaulte Gewebe von Russells Füßen riss. Das Blut und der Eiter liefen mir die Arme hinunter. Eine Welle von Übelkeit ergriff Dr. Jaffray, und er drehte sich um und verließ wortlos das Zimmer. Er schloss sich in seinem Schlafzimmer ein, und als ich ihn mittags zum Essen rief, sagte er, er wolle nichts essen. Gegen 16 Uhr kam er heraus und legte ein Manuskript vor mich hin.

Ich nahm es zur Hand und las das Vorwort für unsere Feldzeitschrift, *The Pioneer (Der Pionier)*:

»An diesem Morgen schaute ich auf die blutenden Füße eines Missionars, sah seine Frau, die ihn versorgte, sah das Blut und den Eiter herausströmen, und ich dachte bei mir: *Was für ein schrecklicher Anblick!* Doch als ich das Zimmer verließ, sagte der Herr immer wieder zu mir: ›In meinen Augen sind es wunderschöne Füße!«

Dann erinnerte ich mich an das Wort: ›Wie lieblich sind auf den Bergen die Füße dessen, der *frohe* Botschaft bringt, der Frieden verkündigt⁶ – Frieden und Gutes den Männern und Frauen wie jenen in Neuguinea, die in Dunkelheit und im Schatten des Todes sitzen. Eines Tages wird alles vorüber sein. Eines Tages werden die müden, blutenden Füße der Missionare zum letzten Mal diese mit Tonscherben übersäten Berge überqueren. Eines Tages werden sie zum letzten Mal in eines jener neu entdeckten Täler hinabsteigen und die Frohe Botschaft der Erlösung durch Jesus Christus, unseren Herrn, verkündigen. Eines Tages wird sich dieser Letzte zu Jesus bekehren. Dann werden sich die Wolken teilen, und unser Heiland wird erscheinen.«

6 A. d. H.: Vgl. Jesaja 52,7.

Ehrfürchtig legte ich das Manuskript auf den Tisch und schaute mit meinen tränennassen Augen in Richtung Osten. Ich wusste, bald würde auch ich mich in die lange Reihe unerschrockener Missionare einreihen, die ins Unbekannte aufgebrochen waren, um Gottes Frohe Botschaft zu verkündigen.

Von jenem Tag an musste ich immer, wenn ich Russells Füße verband, an diese Bibelstelle denken. Ich stellte mir vor, wie unser Herr auf seine Füße blickte und sagte: »In meinen Augen sind das wunderschöne Füße!« Diese Erfahrung steigerte meine Sehnsucht, Russell beim nächsten Mal zu den Wisselseen zu begleiten. Ich war ungeduldig. Dr. Jaffray hatte in seinem Artikel den Blick auf den Tag gelenkt, an dem alles vorüber sein würde. Doch ich wollte gerade erst *anfangen!* »Wann, Herr, wann?«

Kapitel 2

Unser Schlafzimmer wurde unser »Büro«, von wo aus alles, was zum Aufbau einer Missionsstation in Neuguinea gehörte, geplant und durchgesprochen wurde – das Problem der Träger, des Transports, der Vorräte und der Unterbringung. Russell konnte noch immer nicht aufstehen.

Eines Morgens kam Dr. Jaffray zu uns und verkündete: »Russell, ich habe die Antwort! Während ich betete, erinnerte mich der Herr daran, dass die Babo-Ölgesellschaft und all die anderen Expeditionen nach Neuguinea Dyaks mitgenommen haben. Wir brauchen Dyaks!«

Wir wussten sofort, er hatte recht. Die Dyaks waren unvergleichlich, wenn es darum ging, sich durch den Dschungel zu schlagen. Wir konnten sie von Borneo kommen lassen.

Dr. Jaffrays Brief an den dort arbeitenden Missionar wurde schnell beantwortet. In kürzester Zeit kamen 20 gläubige, stämmige, vor Kraft strotzende Dyaks mit dem Boot in Makassar an. Mr. Post wurde nach Ambon geschickt, um für die Unterbringung der Dyaks und der drei Lehrer unserer Bibelschule zu sorgen.

Nachdem der Arzt Russell erlaubt hatte, wieder aufzustehen, sah ich ihn nur noch zu den Mahlzeiten und wenn es Zeit war, schlafen zu gehen. Die Dyaks wurden unter Vertrag genommen. Sie und die drei Lehrer mussten ausgestattet werden. Chinesische Handwerker fertigten besonders leichte Metallbehälter mit wasserdichten Deckeln an, schneiderten Khakihemden und Hosen für Russell, der beträchtlich abgenommen hatte, und rüsteten seine Stiefel mit Katzenklauen aus. Mithilfe der Dyaks kaufte und verpackte er Nahrung für 25 Menschen. Am 5. März war alles bereit.

Padjak stammte aus demselben Gebiet wie die Träger und war als Übersetzer von unschätzbarem Wert. Er, Saragih, ein Lehrer aus Nordsumatra, und Pattipelohij aus Ambon sollten die Gruppe geistlich betreuen. Sie waren sehr unterschiedlich, ergänzten sich jedoch hervorragend.

Der Abschiedsgottesdienst war unvergesslich. Die Dyaks standen auf dem Podium und sangen in ihrer eigenen Sprache Lieder zur Ehre Gottes. Die Zuhörer waren begeistert. Noch nie hatte ich so schöne Musik gehört. Auf den Gesichtern der Dyaks war Dankbarkeit zu lesen, als die ganze Versammlung feierlich die Hände hob und für sie und ihre Reise nach Neuguinea betete.

Diesmal fiel mir der Abschied sehr viel leichter, da ich wusste, dass Russell in Begleitung von vertrauenswürdigen Trägern und Kameraden war.

In Ambon gesellte sich Mr. Post zu ihnen, und zusammen setzten sie ihre Reise nach Oeta fort. Die Dyaks wussten, mit den Kanus umzugehen, und brachten sie sicher durch die ersten Stromschnellen. Sie brauchten zum Basislager nur halb so lange wie beim ersten Mal. Dort sortierten und verpackten sie die Vorräte und machten Schlingen, in denen sie die Blechbehälter besser transportieren konnten. Die Machete gehörte genauso zu einem Dyak wie sein Lendentuch. Sie war von Hand gefertigt und sehr scharf. Wenn die Dyaks voranschritten und ihre Machete schwangen, wich der Dschungel zurück.

Es konnten nicht alle Vorräte auf einmal mitgenommen werden. Das bedeutete, dass Russell und die Träger die Strecke zweimal gehen mussten, um alles vom Basislager zu holen.

Die Dyaks suchten eine direktere und leichtere Strecke aus, sie fällten Bäume als Brücken und machten Leitern, damit die Bergwände leichter bestiegen werden konnten. Auf diese Weise sparten sie etliche Tage ein. Auch bauten sie drei prächtige Kanus, mit denen sie sehr schnell und sehr sicher auf dem Paniaisee und den netzförmig davon abzweigenden Flüssen im Land der Kapauku fahren konnten.

Nachdem sie in Enarotali angekommen waren, mussten sie erst einmal für die Unterbringung sorgen. Vier Dyaks waren damit beschäftigt, das Material für ein Gebäude zu beschaffen und zu bearbeiten, das groß genug war, um als Lagerhaus und zur Unterbringung der Dyaks und der Missionare zu dienen. Bäume wurden gefällt für das Gerüst, bevor Baumrinde abgeschält und für das Dach geglättet wurde. Dann wurden Bambusmatten für die Wände gewebt, und Rattan wurde gesammelt, um die Pfähle zusammenzubinden.

Alles war in der Natur vorhanden, mit Ausnahme einiger Nägel und des Fischleims. Die Materialkosten beliefen sich auf etwa 20 Dollar.

Für die Dyaks, die sich auf Borneo von Reis und Fisch ernährten, waren Süßkartoffeln nur ein schwacher Ersatz. Einige wurden krank. Jemand musste nach Ambon zurück, um weitere Vorräte zu holen. Russell wurde ausgewählt.

In strömendem Regen marschierte er von morgens sechs Uhr bis gegen 17 Uhr. Der Weg war schrecklich, doch der Tag, an dem er das Basislager bei einem tropischen Wolkenbruch in einem Kanu verließ, war noch schrecklicher.

Als er in Oeta ankam, teilte man ihm mit, der Dampfer würde in diesem Monat nicht vorbeikommen. »Doch«, erzählte er, »ich betete, und zwei Tage später war ich an Bord des Schiffes und auf dem Weg nach Ambon.«

Da Russell einen Monat Aufenthalt in Ambon haben würde, bevor der nächste Dampfer nach Oeta ging, bekam ich die Erlaubnis, zu ihm zu fahren. In den drei Monaten seiner Abwesenheit hatte er zugenommen, er wog jetzt 70 Kilogramm. Ich genoss jeden Augenblick, den ich mit ihm zusammen sein konnte, und ich bin sicher, dass in diesem Monat die Tage keine 24 Stunden hatten, denn sonst hätte die Zeit nicht so schnell vergehen können. Doch leider war sie einmal zu Ende, und wieder schaute ich einem Dampfer nach, der Russell von mir fortbrachte – für wie lange, wusste nur Gott allein.

Ich bekam einen Anfall von Denguefieber, doch ich wusste, dass der Ausschlag erst am fünften Tag ausbrechen würde, und so nahm ich den nächsten Dampfer nach Makassar. Als der Kabinenboy meine Tür öffnete, dachte er, ich sei an Pocken erkrankt. Er schlug die Tür hinter sich zu und verschwand. Einige Stunden später kam der Erste Offizier. Er erkannte die Symptome des Denguefiebers und wies mich an, in der Kabine zu bleiben, bis der Ausschlag verschwunden sei. Die Mahlzeiten ließ er mir in die Kabine bringen, und bevor wir in Makassar anlegten, war ich wieder ganz gesund.

In der Zeit meiner Abwesenheit war Dr. Jaffray schwer erkrankt. Mehrere Stunden lang hatte er im Koma gelegen. Der Arzt hatte eine »seltsame Art von Malaria« diagnostiziert. Dies schien der Deckname für alle Krankheiten zu sein, die die Ärzte hier nicht einordnen

konnten. Dr. Jaffray ging es bereits viel besser, doch er blieb noch in Benteng Tinggi, bis er wieder zu Kräften gekommen war.

Für den Rest der Bibelschulferien blieben Margaret Jaffray und ich bei den anderen Missionaren in Benteng Tinggi. Am 3. September 1939 wurden wir spät abends von einem Klopfen an der Tür geweckt. Es war ein holländischer Offizier, der uns die Nachricht überbrachte, dass eine Stunde zuvor England und Frankreich Deutschland den Krieg erklärt hatten.

Holland machte seine Truppen mobil, hoffte jedoch, wie im Ersten Weltkrieg neutral bleiben zu können. Falls das nicht möglich sein würde, was sollte dann aus den Ostindischen Inseln werden? Würden die umliegenden britischen und französischen Kolonien den Krieg auch in den Fernen Osten bringen? Vorsichtsmaßnahmen wurden getroffen, und die Marineflugzeuge, die zur Erforschung Neuguineas eingesetzt wurden, waren nach Java zurückgerufen worden.

Den Angestellten des Regierungspostens in Enarotali wurde befohlen, sich jederzeit bereitzuhalten, den Außenposten zu verlassen und zur Küste zu marschieren. Der amerikanische Konsul riet allen Amerikanern, ihre Pässe zu überprüfen. Von diesem Augenblick an beschäftigte uns der Konflikt in Europa sehr intensiv, und wir beteten beständig dafür.

Ende September war ich zusammen mit den anderen Missionaren zu unserer Station in Makassar zurückgekehrt. Dort erreichte uns ein Telegramm von dem Verantwortlichen der Mission auf Java, der Dr. Jaffray zusicherte, die Erlaubnis, das Missionsflugzeug nach Neuguinea zu benutzen, würde bald kommen.

Dr. Jaffray überbrachte mir die wundervollen Neuigkeiten. »Brauchst du Hilfe beim Packen, Lassie?«

»Vielen Dank, Dr. Jaffray, aber dies ist nun schon das achte Mal in den letzten Monaten, dass ich packe und auspacke, mittlerweile habe ich Übung darin.«

Mit großem Eifer und gehöriger Vorsicht ging ich zu Werke. Für den Lufttransport würde man Kartons verwenden. In dem feuchten Klima musste ich die Kartons jeden Tag auf Schimmel und Ungeziefer hin überprüfen. Karton war kein Schutz vor den allgegenwärtigen Ratten und Schaben.

Die versprochene Erlaubnis kam nicht, also packte ich die wenigen Sachen, die ich nach Neuguinea mitnehmen wollte, wieder aus und legte sie in die fünf Metallkoffer mit unseren Hochzeitsgeschenken zurück. Wenn ich mir die schönen Geschenke anschaute, dachte ich immer zurück an unsere liebe Familie und die vielen Freunde, die Gott Russell und mir geschenkt hatte. Solange die Flugerlaubnis noch zurückgehalten wurde und der Weg durch den Dschungel die einzige Möglichkeit war, das Landesinnere von Neuguinea zu erreichen, würden unsere Hochzeitsgeschenke in den Koffern bleiben müssen, zusammen mit einem ausreichenden Vorrat an Schädlingsbekämpfungsmitteln.

Im Oktober, während sich Mr. Post in Ambon aufhielt, erkundeten Russell und drei Dyak-Träger das neu entdeckte Kemandora-Tal östlich der Wisselseen. Dort lebten etwa 20 000 Menschen. Nach drei Tagen änderte die Patrouille, die Russell begleitete, ihre Pläne; doch Russell gab nicht auf und ging mit seinen Trägern weiter. Mehrere Tage lang waten sie durch knietiefen Schlamm, häufig sanken sie bis zur Hüfte ein. Viele Tage lang wanderten sie einen Fluss entlang. Das Moni-Volk hieß sie willkommen und brachte ihnen Früchte und Gemüse.

Am Tag, bevor sie zu den Wisselseen zurückkehren wollten, marschierte Russell zu den östlichen Grenzen des Landes der Moni. Er nahm Moni-Jungen als Führer mit, damit die Dyaks sich ausruhen konnten. Als er auf dem Gipfel eines hohen Berges stand und in das Labyrinth von Tälern, Bergen und Schluchten hinunterschaute, fragte er sich, wie viele Stämme dort wohl noch lebten. Er fühlte sich ein wenig wie Abraham, der das Land Kanaan überblickte und zu dem Gott gesagt hatte: »Erhebe doch deine Augen und schau von dem Ort, wo du bist, nach Norden und nach Süden, nach Osten und nach Westen! Denn das ganze Land, das du siehst, dir will ich es geben und deiner Nachkommenschaft bis in Ewigkeit« (1. Mose 13,14-15). Auf diesem Berg hörte Russell den Herrn zu ihm sagen: »Und ich habe andere Schafe, ... auch diese muss ich bringen« (Johannes 10,16). Ja, es gab tatsächlich noch viele unentdeckte Stämme und viel Land einzunehmen.

Während Russell auch weiterhin, größtenteils abgeschnitten von all den Nachrichten aus der Welt draußen, die noch unbekanntem

Gebiete erforschte, ging ein deutscher Frachter mit einer Hakenkreuzflagge in Makassar vor Anker. Er lag dort während des ganzen Oktobers und einige Tage des Novembers. Warteten die Deutschen auf Befehle, oder erfreuten sie sich nur der Sicherheit eines neutralen Hafens?

Wieder feierte Russell Weihnachten allein, während ich Hunderte Kilometer von ihm entfernt das Weihnachtsfest zusammen mit den anderen Missionaren in Benteng Tinggi verbrachte. Russell und ich waren nun schon sieben lange Monate getrennt. Die Jaffrays, Grace Dittmar (eine vor Kurzem angekommene Missionarin) und ich bestiegen morgens um vier Uhr einen Hügel und weckten die Einwohner mit einem freudig gesungenen »Freue dich, Welt«. Noch während wir sangen, wurden wir vom Staunen über Gottes große Liebe zu allen Menschen erfasst, und das gab mir die Kraft, die dunklen Wolken des Krieges und die Trennung von Russell zu ertragen.

Kurz nach Weihnachten erreichte mich ein Brief von Russell. Er hatte die Dyaks zur Küste begleitet und dafür gesorgt, dass sie sicher den Dampfer bestiegen, der sie nach Borneo zurückbringen sollte. Ihre sechs Monate waren vorbei, und Russell schrieb: »Ich werde sie vermissen. Wir danken Gott für die Dyaks. So viele Monate haben wir Seite an Seite mit ihnen gearbeitet; ohne sie werde ich mich richtig einsam fühlen.«

In diesem Brief erzählte er auch von einem Besuch bei dem Häuptling in Enarotali. Idantori saß in seiner Hütte und hörte aufmerksam zu, als Russell versuchte, ihm die Liebe Gottes zu erklären und ihm klarzumachen, dass Jesus für ihn gestorben war. Der Häuptling gab zu, hungrig nach dem Wort Gottes zu sein, doch wenn Jesus für Russell gestorben sei, dann könnte er nicht für ihn gestorben sein. Er wäre ein Mensch, und Russell sei ein Geist – einer, der aus der Geisterwelt hinter den Bergen komme.

»Aber ich bin doch kein Geist!«, protestierte Russell. Idantori nahm, um seine Theorie zu beweisen, seinen steinzeitlichen Kalender von der Wand und begann, die Rattanknoten zu zählen – 18 im Ganzen. Der erste Knoten war geknüpft worden, als der Offizier und die Polizei eintrafen. Jeder Knoten danach stand für

einen vergangenen »Mond«. »Du bist angekommen, und später folgten andere. Ihr seid alles Männer«, beharrte Idantori. »Keiner von euch hat Frau oder Kinder. Wenn ihr keine Geister seid, wer hat euch dann geboren?«

Russell gab zurück: »Aber ich habe dir doch erzählt, dass ich eine Frau habe.«

»Wo ist sie?«

»In Makassar.« Doch dieser Name schien Idantori wie der Name eines Geisterortes zu klingen.

»Warum ist sie nicht mit dir hierhergekommen?«

Für Russell war es zu schwierig, die Beschränkungen und Regierungsanweisungen zu erklären, darum sagte er nur lahm: »Unser Häuptling hat ›Nein‹ gesagt.«

»Wenn euer Häuptling so schlecht ist, dass er deine Frau nicht mitkommen lässt, dann müsst ihr ihn loswerden«, argumentierte Idantori.

»Viele Männer sind unterwegs schon gestorben«, protestierte Russell, worauf Idantori nur antwortete: »Dann hätte deine Frau es geschafft. Wo immer wir hingehen, folgen uns die Frauen und tragen die Lasten.«

Idantori zog jedoch schließlich folgenden Schluss: Falls Russell die Wahrheit sagte und es eine Frau gab, war diese so schwach, dass sie seine Vorräte nicht tragen konnte. Er würde ihr dann eben Kapauku-Männer entgeschicken, die ihr helfen sollten!

In der Zwischenzeit beschlossen andere Stammesangehörige herauszufinden, ob die Regierungsangestellten wirklich Geister waren. Sie überlegten sich Folgendes: Wenn ihre Pfeile die Eindringlinge von hinter den Bergen töten würden, dann mussten sie Menschen sein. Wenn die Pfeile ihre Körper jedoch durchstießen und sie nicht starben, dann mussten sie Geister sein. Daraufhin wurde eine kleine Gruppe Regierungsangestellter von mehreren Hundert Eingeborenen angegriffen. Einige Kapauku wurden getötet, als die Polizei das Feuer zur Verteidigung eröffnete.

»Herr«, betete ich, »wenn diese Menschen jemals an dich glauben und verstehen sollen, was deine Botschaft für sie bedeutet, dann müssen Frauen dorthin gehen.« In dem Augenblick, als ich diese

Worte aussprach, wurde ich von einer inneren Sicherheit erfasst. Gott sprach ganz deutlich in die Stille hinein. Ich warf den Brief in die Luft und jubelte: »Ich gehe nach Neuguinea!« Schnell sammelte ich die Seiten wieder auf und ging zu Dr. Jaffray.

»Dr. Jaffray, lesen Sie das. Ich gehe nach Neuguinea!«

»Lassie, das wusste ich schon seit einigen Tagen. Auch ich habe einen Brief von Russell bekommen, in dem er seine Zustimmung gibt, dass du kommst. Ich habe nur darauf gewartet, dass der Herr es dir zeigt.«

Dr. Jaffray und Margaret brachten mich am 23. Januar 1940 zum Hafen. Unsere Habseligkeiten waren hinten im Schiff verstaut. Dr. Jaffray befahl mich der schützenden Hand Gottes an; dann sagte er: »Denke daran, Lassie, jahrhundertlang hat der Feind dieses Volk in der Dunkelheit gehalten. Du wirst nun auf satanischen Widerstand stoßen, wie du es noch nie zuvor erlebt hast. Bis zu Russells erster Reise ist niemand jemals in dieses Gebiet vorgedrungen, der den Feind herausgefordert hätte, doch habe keine Angst, denn er ist besiegt, Golgatha hat ihn zur Strecke gebracht! Vergiss niemals, dass der, der in dir ist, größer ist als der, der in der Welt ist.« Ich stand an der Reling und dachte über diese Worte nach, während das Schiff aus dem Hafen lief. Die Jaffrays wurden immer kleiner. Sie waren mir Vater und Schwester geworden.

In Ambon traf ich Viola Post. Sie hielt sich schon seit Oktober dort auf. Am 5. Februar beim ersten Morgengrauen brachen wir auf. Die Vorräte waren sorgfältig in Blechbehälter verpackt. Sie wurden an Bord gebracht. Schließlich liefen wir mit dem kleinen Dampfer aus.

Fast jeden Tag legten wir an einer Insel an, um Ladung für irgendeinen abgelegenen Außenposten zu löschen. Diese Inseln zu besuchen, die durch ihre Korallenriffe im Meeresboden verankert waren, bedeutete, in die Vergangenheit zurückversetzt zu werden. Da war die alte Festung Banda, von den Holländern erbaut, als sie Anfang des 17. Jahrhunderts die Portugiesen vertrieben. Ihre alte Kanone bewachte wie das Auge des Zyklopen den Hafen. Die uralten Kirchen zeugten von den Bemühungen der ersten holländischen Missionare. Ein weißes Leinentuch und ein silbernes Abendmahls-

geschirr, schon mehr als 100 Jahre alt, wurden immer noch verwendet. Die Gewürznelken-, Muskatnuss- und Kokosnussplantagen waren eine Wohltat für meine angegriffenen Nerven. Die Marinegärten in diesem Küstenstreifen waren tatsächlich unvergleichlich. Am meisten faszinierten mich jedoch die Perlenfischer. Die japanischen Taucher konnten ohne Taucherausrüstung erstaunliche Tiefen erreichen.

Was das Wetter betraf, so hatten wir uns die schlimmste Jahreszeit für eine Reise ausgesucht. Der Regierungsdampfer war nur klein und wurde von den hohen Wellen hin und her geworfen. Zum Glück wurde ich nicht schnell seekrank. Während wir uns von Insel zu Insel vorarbeiteten, verschlechterte sich das Wetter zunehmend. Wir wussten, dass wir am folgenden Tag in Oeta nicht würden von Bord gehen können, falls das Wetter sich nicht besserte.

Wegen einer großen Sandbank, die die Mündung des Oeta bewachte, musste das Schiff in beträchtlicher Entfernung vor Anker gehen. Die Passagiere bei einem solchen Sturm in Schlauchboote umsteigen zu lassen und die Ladung angesichts derart schwieriger Wetterverhältnisse zu löschen, war ein Risiko, das der Kapitän nicht eingehen wollte. Die Alternative war, zur nächsten Haltestation, nach Merauke, einem Außenposten in der Nähe der Grenze zwischen Niederländisch-Neuguinea und Papua, weiterzufahren. Uns wurde versichert, dass man nichts dagegen habe, wenn wir an Bord blieben. Während der Rückreise würde das Wetter sich gewiss beruhigt haben, und wir würden dann von Bord gehen können.

Der Kapitän und die Offiziere waren sehr freundlich, doch es gab so viele Risiken, dass Viola und ich um die Hilfe des Herrn baten. Unsere Männer würden bereits an der Küste angekommen sein. Da es in Oeta keinen Funk gab, war es unmöglich, sie über eine Änderung der Pläne zu informieren. Zwei der Evangelisten und etliche Kapauku würden schon unterwegs sein, um uns in Orawaja zu erwarten. Es gab keinen Weg, sie zu benachrichtigen. So viele Menschen an der Küste unterzubringen und zu verpflegen, würde fast unmöglich und sehr teuer sein. Außerdem musste die Möglichkeit in Betracht gezogen werden, dass die Kapauku die Malaria bekamen. Noch nie zuvor hatten sie sich bis zur Küste vorgewagt. Doch der

Drang herauszufinden, ob wir Geister oder Menschen wie sie waren, hatte sie zu einer so gefährlichen Reise bereit gemacht.

Nur Gott allein konnte uns helfen. Wir beteten inständig darum, dass er den Wind stillen und das aufgewühlte Meer beruhigen möge. Gegen Morgen hatten sich die Wolken verzogen; der Sturm hatte sich gelegt, und als wir in die Bucht von Oeta einliefen, war das Meer so ruhig, wie ich es bei all meinen Reisen in der Welt selten einmal erlebt hatte. Auch heute noch ist das Meer dem Willen des Christus von Galiläa unterworfen. Innerhalb von eineinhalb Stunden wurden wir und unser Gepäck in einem Schlauchboot ins Meer gelassen und in den Hafen gebracht. Meine Aufregung stieg, als ich Russell am Kai stehen sah. Wieder einmal würden wir zusammen sein, diesmal in Neuguinea.

Drei Tage später brachen die Posts, Russell und ich in Kanus zum Basiccamp auf.

Als wir dort ankamen, wurden die Vorräte schnell entladen und in dem großen Zelt untergebracht. Die Träger kehrten sofort nach Oeta zurück. Wir waren gerade dabei, unsere Vorräte zu sortieren, als wir ein lautes »Hoo-hoo« hörten, das durch den Dschungel schallte.

»Die Kapauku!«, rief Russell.

Padjak und Pattipelohij kamen mit den Kapauku, die Idantori zu unserer Hilfe geschickt hatte.

Schon nach wenigen Minuten riefen sie: »Wo ist deine Frau?« Russell deutete auf mich. Ich hatte mich auf einen Stapel Baumstämme gestellt, um besser sehen zu können. Sie umringten mich wie eine Herde schnatternder Enten, untersuchten meine weiße Haut und schoben meinen Ärmel hoch, um zu sehen, ob die Farbe überall dieselbe war. Einige zwickten mich und nickten sich dann zufrieden zu, als wollten sie sagen: »Ja, sie fühlt sich an wie ein Mensch.«

Es war ein bewegender Moment. Diese dunkelhäutigen kleinen Menschen gehörten zu den Bewohnern Neuguineas – sie waren mein Volk.

Die kleinen Kerosinlampen waren angezündet worden, und ich setzte mich hin und beobachtete, wie die Kapauku ihre Süßkartoffeln in gleiche Teile aufteilten und sie in ihre Behälter verstauten. Russell



*Darlene verlässt die Küste in einem Kanu,
um zum Basislager zu gelangen.*

und Walter verteilten dann noch unsere Vorräte, sodass jeder von ihnen etwa 30 Kilogramm zu tragen hatte.

Fasziniert schaute ich zu, wie sie ihre Behälter mit Rattan befestigten, das sie sich von den Bäumen holten. Die Tragegriffe wurden ausprobiert und verlängert oder verkürzt, bis die Behälter optimal saßen.

Ich fragte Russell, ob eine Last von 30 Kilogramm nicht zu viel sei. »Nein«, erklärte er. »Die Last wird ja immer leichter, wenn sie ihre Kartoffeln essen. Als ich mit ihnen durch das Gebiet um die Wisseen marschierte, habe ich festgestellt, dass sie erstaunlich stark sind, und vergiss nicht, sie sind an die Berge, die Höhe und die Kälte gewöhnt.«

Welch wunderbare Antwort auf die Frage der Träger! Da die Dyaks wieder fort waren und die Küstenbewohner den Anstrengungen

dieses Marsches und der Kälte körperlich nicht gewachsen waren, hätten wir diesen Marsch ohne die Hilfe der Kapauku niemals machen können, die freiwillig angeboten hatten, uns »schwachen Frauen« zu helfen.

»Russell, was sagen sie? Sie haben andauernd in unsere Richtung geschaut.«

»Oh, vielleicht fragen sie sich, ob sie diese schwache, magere Frau wohl auch noch werden tragen müssen, bevor die Reise vorbei ist und –«

»Russell!«, unterbrach ich ihn. »Du weißt genau, wie stark ich bin!« Dann sah ich sein Grinsen. »Was sagen sie wirklich?«

»Sie fragen sich, warum du nicht auch eine Brille trägst wie wir anderen, und sie haben noch nie zuvor blaue Augen gesehen. Sie sind genauso neugierig auf dich wie du auf sie.«

Sobald wir das Packen unserer Behälter beendet hatten, rollten sich die Kapauku auf dem Boden zusammen, um zu schlafen. Ich kroch unter das Moskitonetz, das Russell für mich aufgehängt hatte. Ich dachte, ich sei zu aufgeregt, um schlafen zu können, aber schließlich schlief ich doch ein.

Schon am ersten Tag fing es an zu regnen. Im strömenden Regen kletterten wir die Berge hoch – entschlossen, eines der Biwaks zu



Darlene betritt eine der gefährlichen Lianenbrücken, die von den Dyaks gebaut worden waren.

erreichen. Doch wir schafften es nicht. Darum bauten wir eine Plane auf, die Viola und ich wasserfest gemacht hatten, aber sie war kein Schutz gegen den Regen. Es war eine schreckliche Nacht für uns alle, und wir waren froh, als wir endlich wieder aufbrechen konnten.

Den ganzen langen Tag marschierten wir, nass bis auf die Haut, und wagten nicht anzuhalten, damit wir nicht froren. Endlich erreichten wir eines der Biwaks, wo wir die Nacht verbrachten. Da es immer noch regnete, als wir das Lager erreichten, gab es kein trockenes Gras. Darum ließ ich mich in das schon häufig benutzte Heu auf dem Boden sinken und hielt es für den größten Luxus. Gegen Mitternacht hörte der Regen auf.

Wir fanden die aus einem Baumstamm bestehenden Brücken, die sich als sehr zeitsparend erwiesen. Jede hatte ein Stück Rattan als Handlauf. Alles, was ungenutzt im Dschungel herumliegt, und sei es auch nur für kurze Zeit, ist sofort mit Moos bewachsen und schlüpfrig, daher war ich sehr dankbar für die Katzenkrallen an meinen Stiefeln. Immer wieder erinnerte ich den Herrn an sein Versprechen: »Denn du hast meine Seele vom Tod errettet, ja, meine Füße vom Sturz« (Psalm 56,14). Von diesen Baumstämmen zu fallen, hätte gebrochene Glieder zur Folge gehabt, vielleicht sogar den Tod.

Wenn die Leitern, die die Dyaks gebaut hatten, vermodert waren, so wurden schnell neue gebaut; Material gab es in Hülle und Fülle. Wir warfen sie auf die fast senkrechten Felsen und sparten auf diese Weise viel Zeit und Energie.

Zum Schlafen zogen wir trockene Kleidung an, doch morgens vertauschten wir sie wieder mit der gewaschenen, jedoch feuchten Reisekluft vom vorhergehenden Tag. Dies war für mich der unerschrockenste Teil der ganzen Reise.

Wenn die Kapauku dachten, ich würde zurückbleiben, schauten sie sich gegenseitig an mit einem Kopfnicken in meine Richtung, als wollten sie sagen: »Sieh sie dir nur an, das alte Ding – hat überhaupt keine Beine!« Mein jugendlicher Stolz konnte ihr Necken nicht ignorieren. Natürlich konnte ich schneller gehen – und genau das wollten sie.

An unserem letzten Morgen unterwegs ermutigten mich die Träger, Padjak und Pattipelohij: »Heute werden wir in Edupa, dem ers-



*Eine der Lagerstätten
auf dem steilen Weg von
Oeta nach Enarotali.*



*Erste Begegnung
mit den Kapauku
in der Nähe von
Enarotali.*



*Darlene umgeben
von den Kapauku-
Frauen. Sie ist die
erste weiße Frau,
die sie zu Gesicht
bekommen.*

ten Dorf im Kapaukland, sein.« Als wir uns dem Gipfel des letzten Gebirgszuges näherten, konnte ich hören, wie die Träger, die schon vorausgegangen waren, riefen: »Die Frauen sind da! Die Frauen sind da! Sie sind keine Geister!«

Vom Gipfel schaute ich herab ins Tal und sah, wie Männer, Frauen und Kinder aus ihrem Garten oder ihren Hütten strömten. Sie liefen auf den Berghang zu.

Ihre Aufregung war ansteckend. Die langen Monate, die ich an der Küste verbracht hatte, die Trennung von Russell, das Packen und Wiederauspacken, der anstrengende Marsch über das unwegsame Gelände – all das lag nun hinter mir.

Ich hob die Hände und winkte den Menschen zu. Mit tränenüberströmten Wangen begann ich, den Berg hinunterzulaufen. Laut rief ich: »Ich bin zu Hause! Ich bin zu Hause!«

Die ersten Kapaukufrauen kamen mir auf halbem Weg entgegen. Jede hatte ein Geschenk mitgebracht – eine gebratene Süßkartoffel. Ich konnte sie gar nicht alle tragen, darum setzte ich mich auf den grasbewachsenen Abhang, und sie warfen mir ihre Geschenke in den Schoß.



Der Häuptling des Nachbarstammes der Zungunau von Zanepa bringt seine Gabe, ein Schwein, um die weißen Frauen aus der »Geisterwelt« willkommen zu heißen.

Dann kam der Häuptling von Edupa, Kepala Edupa, zu mir und fragte mich: »Bist du eine Frau oder nicht?«

»Ja, ich bin eine«, antwortete ich, und er beugte sich vor, um meine Kleidung, meinen Hut und meine Stiefel mit Russells Ausrüstung zu vergleichen, der hinter mir den Berg hinabstieg.

Kepala Edupa ließ die Unterlippe sinken und sagte misstrauisch: »Nein, du bist keine Frau!«

»Doch, ich bin eine Frau«, erklärte ich und nahm meinen Hut ab, entfernte die Haarnadeln und ließ mein Haar über die Schultern fallen.

Kepala Edupa ließ Pfeil und Bogen sinken, biss sich auf den Zeigefinger und rief: »Ja, du bist tatsächlich eine Frau! Kein Mann hat jemals solches Haar gehabt!« Er nahm eine Locke in die Hand und zog daran, um zu sehen, ob sie auch echt war.

Der Häuptling suchte in dem Haufen Süßkartoffeln nach einer, die noch warm war, und als er eine fand, nahm er sie in seine noch nie gewaschene Hand, rollte sie hin und her, blies die Asche fort und schälte sie mit seinem riesigen Daumennagel. Wieder rollte er sie in der Hand hin und her, gab sie mir und sagte: »Frau, iss die Kartoffel!«

Ich nahm die Süßkartoffel, und obwohl Russell mir Wortlisten gegeben hatte und ich Grußformeln sagen konnte und verstand, was Kepala Edupa sagte, so fehlten mir doch die Worte für das, was ich empfand. Darum sagte ich laut auf Englisch: »Eines Tages, durch die Gnade des allmächtigen Gottes, werde ich mich hinsetzen und mit dir aufs Neue im Reich meines Vaters essen.« Ich liebe Süßkartoffeln und verzehrte sie mit Genuss.

Die Frauen und Kinder umringten mich. Russell war ihnen kein Fremder mehr, und nach einer kurzen Weile gingen wir mit den Trägern weiter. Ich gab ihnen von meinen Süßkartoffeln ab. Wir erreichten die Kanus, die wir am Flussufer zurückgelassen hatten, und warteten auf Viola und Walter, die sich schon bald zu uns gesellten.

In Enarotali erwartete uns ein offizieller Empfang. Dr. J. Victor de Bruijn, der holländische Offizier, lud uns auf eine Tasse Tee und gebackene Süßkartoffeln in sein Quartier ein. Ganz offensichtlich wurde er von den Eingeborenen sehr geschätzt.



Russell mit vier jungen Freunden auf den Treppen des Hauses, das er und die Dyaks für Darlene gebaut hatten.

Dann brachte Russell mich nach Hause, in unser erstes gemeinsames Heim. Mir schien es wunderschön zu sein. Wir hatten zwei Räume: ein Wohnzimmer und ein kombiniertes Schlaf-/Arbeitszimmer. Die Wände und der Fußboden bestanden aus geflochtenen Bambusmatten. Das Bett war aus Holzlatten hergestellt, ebenso die Kommode auf der anderen Seite des Zimmers.

Was für eine wundervolle Idee, Fischleim für die Fenster zu verwenden! So blieb die Kälte draußen, und man konnte doch hindurchschauen. Russell hatte einen herrlichen Ort für das Haus gewählt, an einem Berghang gelegen, wobei man auf den Paniaisee blicken konnte, über dem gerade die Sonne unterging. Der wundervolle Sonnenuntergang spiegelte sich im See wider.

Das Haus hatte sogar eine Klimaanlage – fast überall kam die Luft durch. Der Unterhalt war recht einfach: wenn es durch das Dach hindurchregnete, gingen wir in den Dschungel, holten neue Baumrinde und besserten es aus. Oft war ich erstaunt und manchmal auch erschrocken, wer alles den Weg in unsere Wohnung fand, wie zum

Beispiel eine Waldschlange von einem Meter Länge, die eines Morgens über meinem Kopf hing, als ich aufwachte.

Unsere Küche befand sich in einem Anbau. Aus einem 15-Liter-Kerosinbehälter, der der Länge nach durchgeschnitten worden war, machte ich mir einen eigenen Ofen. Aus einem anderen Stück Blech konstruierte ich mir ein Gestell, auf dem ich meine Bratpfannen abstellen konnte.

Als ich zu meiner Küche hinüberging, stolperte ich fast über das jüngste Mitglied unsere Familie – einen kleinen Kapauku-Jungen. Er jonglierte mit Kohle und grinste mich an. Er sagte, er würde mein Feuer anzünden. Nachdem der Wasserkessel über den Flammen hing, informierte Imopai mich darüber, dass seine Mutter gestorben und er nun mein Junge sei. Das war mir recht. Ich konnte seinem Grinsen nicht widerstehen.

Wir hatten kaum unser Reisegepäck verstaut, als wir offiziell von den Eingeborenen willkommen geheißen wurden.



Darlene in ihrem ersten gemeinsamen Heim mit Russell. Die Wände aus Bambusmatten waren von den Kapauku hergestellt worden.

Die wenigen Dekorationsgegenstände hat Darlene von Makassar auf dem gefährlichen Weg zu den Kapauku mitgebracht.

Es gehörte auch zu unseren Aufgaben als Pioniermissionare, Kontakte zu anderen Dörfern zu knüpfen, die entlang der in die Weissen fließenden Flüsse gelegen waren. In unserem Dyak-Kanu fuhren wir die Flüsse entlang, von einem Dorf zum nächsten. Einige davon hatte Russell schon vorher besucht. Auf diese Weise erreichten wir auch die abgelegensten Kapauku-Dörfer östlich der Seen.

Eines Abends stellte Russell unser batteriebetriebenes Zwölf-Volt-Radio an und suchte BBC London, den bekannten britischen Sender. Wir beugten uns über das Radio und wollten nicht glauben, was wir hörten. Die Nazis marschierten in Holland ein! Russell rannte hinunter zum Regierungsposten. Auch dort hatte man die Neuigkeiten schon gehört. Unsere Gedanken und Gebete waren bei unseren lieben Freunden in Holland, in diesem kleinen Land, das gegen die riesige Kriegsmaschinerie Nazi-Deutschlands keine Chance hatte. Es war der 10. Mai 1940, mein 23. Geburtstag.

Das bedeutete eine schlimme Zeit wirtschaftlicher Beschränkungen für die Holländer; sie mussten den »Gürtel enger schnallen und entschlossen sein durchzuhalten, bis das Vaterland vom Tyrannen wieder befreit war«. Die königliche Familie war sicher in London angekommen, und Königin Wilhelmina sprach ihren loyalen Untertanen in den Kolonien Mut zu. Da deutsche U-Boote auch im Indischen Ozean, der Javasee und der Meerenge von Makassar operierten, machte der Konflikt in Europa sich auch auf unseren friedlichen Inseln bemerkbar.

Mehrmals am Tag ertappte ich mich dabei, wie ich sagte: »Vielen Dank, Herr, es ist so wundervoll, hier zu sein!« Wir bemühten uns darum, unsere Sprachkenntnisse zu vervollkommen, damit wir Menschen hinterlassen konnten, die an Gott glaubten und imstande waren, sich gegenseitig zu ermutigen und zu trösten.

Die Einheimischen bauten mit der Hilfe der Lehrer ein Gebäude, das an Werktagen als Schulgebäude und an Sonntagen als Gemeindehaus genutzt wurde. Pattipelohij und Saragih waren gute Lehrer und unterrichteten ihre Schüler im indonesischen Sprachgebrauch, im Lesen und Schreiben und in den Grundzügen des Rechnens.

Die Sonntagsgottesdienste wurden gut besucht, wobei sich allerdings die Fliegen als große Plage erwiesen. Jeder Gemeinde-

besucher brachte seinen eigenen Fliegenschwarm mit. Eines Sonntags waren die Fliegen noch lästiger als gewöhnlich. Degaamo, das »schwarze Schaf« des Dorfes, saß vorn und versuchte, sich die Fliegen vom Leib zu halten. Schließlich sprang er verzweifelt auf und fragte den Prediger, Mr. Post: »Gibt es im Himmel auch Fliegen?« Ein solches theologisches Problem war Walter noch nie vorgelegt worden; ihm fiel keine passende Bibelstelle ein! Da er keine Antwort auf seine Frage bekam, sagte Degaamo angeekelt: »Nun, wenn das der Fall ist, dann will ich nicht dorthin!« Darauf stürmte er hinaus.

Nachmittags machten wir immer Hausbesuche. Wir nahmen unsere Bilderrolle mit und erzählten von Gott und dem Herrn Jesus. Lebhaft erinnere ich mich an eine alte Dame, die regelmäßig mit mir zusammen für andere gebetet hat, nachdem sie zum Glauben gekommen war. Sie war schon sehr alt und ihre Haut verschrumpelt und grau von der Asche und dem Schmutz. Ihr Haar war von den vielen Netzen aufgerieben worden, die sie während ihres langen Lebens schon auf dem Kopf getragen hatte. Ihre Zähne waren immer noch gut wie die der meisten Kapauku, doch ihr Augenlicht ließ bereits nach. Aber sie war eine wunderbare Frau. Immer wurde ich mit einem breiten Grinsen, einer Süßkartoffel und häufig mit Krebsen willkommen geheißen, die sie auf der Kohle gebraten hatte. Nach der Gebetszeit nahmen wir gemeinsam die Mahlzeit ein. Sie schälte meine Süßkartoffeln. Diese aß ich, während sie die Krebse zubereitete. Dabei blieb stets die bittere, galleartige Substanz zurück, nachdem der Kopf abgebrochen worden war. Weil sie wusste, dass ich die Substanz nicht besonders mochte, saugte sie diese heraus, bevor sie mir den Überrest reichte. Mit ihrem langen Daumnagel konnte sie das Essbare aus den Schalen herausschälen, sodass sie die Köpfe immer für sich behielt. Wenn ich allein ins Dorf gegangen war, begleitete mich immer entweder meine Freundin oder Idantoris jüngste Frau nach Hause.

Entlegene Außenposten, die wenig dazu beitragen konnten, den Krieg voranzubringen, wurden geschlossen. Nur zu bald kam die Nachricht, dass Enarotali aufgegeben werden müsse. Wir baten um die Erlaubnis, bleiben zu dürfen, doch ohne Polizeischutz war dies



Darlene lässt sich fotografieren. Sie hat frisches Grünzeug in der Hand, ein Geschenk von Idantori und seiner jüngsten Frau.

nicht möglich. Die Polizei sollte in Ambon stationiert werden, und der Regierungsdampfer würde nicht mehr zur Verfügung stehen.

Die Regierung trug die Verantwortung für unsere Sicherheit, vor allem, da auch Frauen an dem Projekt beteiligt waren. Ich konnte das verstehen, doch es war so schrecklich, von unserem Zuhause und unserem Volk vertrieben zu werden. Wie sehr brauchte ich den Zuspruch und Trost des Herrn: »Denn ich weiß ja die Gedanken, die ich über euch denke, spricht der HERR, Gedanken des Friedens und nicht zum Unglück, um euch Ausgang und Hoffnung zu gewähren« (Jeremia 29,11).

Wir begannen, unsere Sachen zusammenzupacken, doch jede freie Minute verbrachten wir mit den Einheimischen. Wir versuchten, ihnen zu erklären, dass unser Häuptling gesagt hätte, wir müssen diesen Ort verlassen.

Als Gouverneur Dr. de Bruijn uns das Datum mitteilte, an dem die *Albatross*, der Regierungsdampfer, in Oeta ankommen würde, um das Personal des Regierungspostens von Enarotali aufzunehmen, wussten wir, dass ein sofortiger Aufbruch geboten war.

Dr. de Bruijn, dem der Abschied genauso schwerfiel wie uns, erstellte einen Zeitplan. Er und eine Polizeiabteilung würden zuerst gehen, um die Beschaffung der Kanus in Oeta zu überwachen. Die Missionare würden in zwei Gruppen später zusammen mit dem restlichen Polizeipersonal und den Gefangenen der Küstenbewohner folgen. Der Polizeikommandeur der letzten Gruppe würde den Regierungssender und den Generator mitbringen. Als wir uns von Dr. de Bruijn verabschiedeten, sagte er neckend zu mir: »Wenn Sie es in fünf Tagen zum Basislager schaffen, werde ich alle Ziegen schlachten, und wir werden ein Festmahl halten.« Ich nahm die Herausforderung an, lachte und sagte: »Die Wette gilt!«

Als wir reisefertig aus dem Haus traten, sah ich Imopai, der mir immer so treu heiße Kohlen gebracht hatte, mit einigen jungen Freunden auf unserer Veranda sitzen. Jemand hatte Imopai einen alten Strohhut geschenkt, und man sah ihn niemals mehr ohne ihn. Wir beide waren furchtbar traurig über unseren bevorstehenden Abschied. Er war mein Junge, ich war seine Mutter geworden. Ich wünschte mir so sehr, dass er vor unserer Abreise noch verstand, warum wir gekommen waren, um unter seinem Volk zu leben. So gut ich konnte, erklärte ich ihm die Liebe Gottes.

»O Imopai, verstehst du das?«

Er hatte seine Hände angestarrt. Auf einmal schaute er auf. »Ja, Mama, ich habe zugehört. *Jetoti* [Jesus] ist für mich gestorben.« Wir beugten den Kopf, und Imopai betete.

Als wir am nächsten Tag aufbrachen, begleitete uns Imopai über den ersten Gebirgszug. Schließlich sagte ich traurig: »Imopai, du musst jetzt zurückgehen.« Fest drückte ich seine Hand, ich brachte kein Wort mehr heraus. Tränen standen mir in den Augen. Er blieb stehen, und ich ging weiter hinunter ins Tal. Als ich mich umdrehte, stand er immer noch da, oben auf dem Gipfel. Der alte Strohhut und der kleine Junge, so allein, hoben sich vom Nachmittagshimmel ab. Ich wusste, dass er weinte. Ärgerlich fuhr er sich übers Gesicht, da er sich zum Weinen zu alt fühlte.

Schließlich rief er: »*Mama, eгаа kedaa!*« (»Komm bald zurück!«)

Ich antwortete: »*Imopai, kojaa tou.*« (»Friede sei mit dir. Sobald wir können, kehren wir zurück.«)

Als der Weg eine Biegung machte, schaute ich zurück. Imopai war fort. Ich setzte mich und weinte um meinen Jungen, meinen Sohn im Glauben. »O Herr, bitte nimm dich seiner an, bis ich zurückkommen kann.« Wie konnte ich ahnen, dass es neun Jahre dauern würde, bis ich ihn wiedersehen würde?

Meine Stiefel fielen wegen der ständigen Feuchtigkeit schon auseinander, und während der letzten beiden Tage musste ich sie mit Rattan zusammenbinden. Trotzdem schafften wir es in vier Tagen nach Orawaja. Dr. de Bruijn hielt Wort und schlachtete die Ziegen.

In Oeta warteten wir auf die letzte Gruppe.

Die *Albatross* lief zum festgesetzten Datum in Ambon ein. In ostindischen Gewässern waren deutsche U-Boote gesichtet worden. Strikte Verdunkelung wurde angeordnet, als wir von Ambon nach Makassar ausliefen. Häufige Notfallübungen erinnerten uns ständig daran, dass der Konflikt in Europa nun auch unsere friedlichen Inseln erreicht hatte.

Kapitel 3

Wir kehrten nach Celebes zurück und arbeiteten fast fünf Monate in der Bibelschule. Bei der jährlichen Missionskonferenz erhielten wir aufregende Neuigkeiten. Der Außenposten in Enarotali sollte wiedereröffnet werden, und die Missionare hatten die Erlaubnis erhalten zurückzukehren. Für den Fall, dass der Krieg sich in den Fernen Osten ausweiten sollte, würde ein Außenposten in Neuguinea strategisch sehr günstig sein. Japan hatte seine militärischen Fangarme bereits um China und Indochina gelegt. Russell und ich freuten uns, direkt nach dem Ende der Konferenz nach Neuguinea zurückkehren zu können.

Da das Missionsfeld sich immer weiter nach Neuguinea und Malaysia ausdehnte und der Verwaltungsaufwand immer größer wurde, sah Dr. Jaffray die Notwendigkeit, einen jüngeren Mann zu seinem Assistenten zu bestellen. Trotz seiner körperlichen Verfassung (er war Diabetiker) stand Dr. Jaffray um vier Uhr morgens auf, um für das chinesische *Bible Magazine* zu schreiben, dessen Herausgeber er war.

Man bat uns, dafür zu beten, dass Gott uns den Mann zeigen würde, den er für diesen Posten auserwählt hatte.

Wir schrieben den Namen des Mannes, den der Herr uns gezeigt hatte, auf einen Zettel. Diese Zettel wurden eingesammelt und ausgezählt. Kurz darauf stand das Ergebnis fest. Dr. A. C. Snead, der auf Dr. Jaffrays Bitten hin aus New York gekommen war, um die Konferenz zu leiten, wurde ein Zettel überreicht. Mit angehaltenem Atem warteten wir. Ich glaubte zu wissen, wer es sein würde; es würde eine gute Wahl sein, und der Betreffende würde das Amt gern übernehmen.

Stattdessen las Dr. Snead Russells Namen vor. Das war ein Schock für mich. Wir wurden gebeten, uns zu erheben, und die ganze Gemeinde sang: »Segne sie, Herr, und lass sie zum Segen sein!« Wir beide brachen in Tränen aus; ich musste den Saal verlassen. Irgendetwas stimmte hier überhaupt nicht. Wir waren als Pioniermissionare nach Neuguinea gegangen, und nun konnten wir zurück-

kehren. »Herr, das kann doch nicht sein! Da muss ein Fehler beim Auszählen der Stimmen vorliegen!«

Auch Russell haderte mit Gott, als Dr. Snead und Dr. Jaffray herauskamen, um uns zu suchen. »Ich denke, ihr solltet wissen, dass auf jedem Zettel außer euren beiden dein Name stand, Russell. Ich denke, du kannst das als Gottes Wille annehmen«, meinte Dr. Snead.

»Ja«, sagte Dr. Jaffray. »Auch ich hielt dich für den geeigneten Mann, und es ist wichtig zu wissen, dass die anderen Missionare einstimmig hinter dir stehen.«

Ein anderer Missionar kam zu uns. »Als ich dich weinen sah, weil du dieses Amt nicht wolltest, sondern lieber nach Neuguinea zurückgegangen wärest, sagte ich mir: ›Das ist der richtige Mann, so jemanden brauchen wir als stellvertretenden Vorsitzenden.««

Der Herr erinnerte mich an mein Versprechen, überall hinzugehen, wohin er mich senden würde. Ich übergab dem Herrn meine Sehnsucht, nach Neuguinea zurückzukehren, zu Imopai und den anderen. Nach seinem Willen würde ich in Makassar bleiben. Ich wusste genau, dass ich meine Zukunft ihm anvertrauen konnte.

Der Leiter der Bibelschule ging in Heimaturlaub, und Ernie Presswood nahm seine Stelle ein. Ernies Braut Ruth sollte die Sprache erlernen.⁷ Ernie und Russell hatten zur gleichen Zeit am Nyack Missionary Training Institute studiert und dann gemeinsam auf Borneo

7 Vor der Missionskonferenz und kurz danach stießen mehrere neue Missionare zu uns. Als die feindlichen Auseinandersetzungen abgeklungen waren und der Rauch dieses großen Infernos sich gehoben hatte, als der Klang der Instrumente des Todes im Land nicht mehr gehört wurde, blieb von ihnen nur noch Ruth Presswood übrig. Grace Dittmar, eine sehr liebenswürdige Frau, deren Gesellschaft wir sehr genossen hatten und mit der wir in Briefkontakt blieben, nachdem sie nach Sumatra gegangen war, wurde durch die Anstrengungen ihrer Evakuierung kurz vor der Ankunft der japanischen Invasoren so geschwächt, dass sie sich auch in den USA nicht mehr erholte. John Willfinger kehrte nach der Konferenz in den Sesayap-Distrikt nach Borneo zurück. Er wollte nicht, dass die gläubigen Dyaks sich gezwungen sahen zu lügen, wenn sie ihn vor den Japanern versteckten, darum stellte er sich und wurde auf der Insel Tarakan vor der Küste von Borneo hingerrichtet. Fred Jackson fiel auf Borneo dem Buschido-Schwert zum Opfer. Helen und Andrew Sande, unsere lieben Freunde aus der Zeit von St. Paul und Nyack, hielten sich mit uns zusammen bis zur Geburt ihres Kindes David Jerome in Makassar auf. In ihrem letzten Brief bat mich Helen, für sie einige Kleider schneiden zu lassen. Ich konnte sie ihr nicht mehr in den Boelongan-Distrikt nach Ostborneo schicken. Die wütenden Söhne der aufgehenden Sonne verschonten weder Vater und Mutter noch das Kind. Über ihre Gräber, bekannt oder unbekannt, schrieb der Finger Gottes seine triumphierende Überschrift:

Und sie haben ihn überwunden um des Blutes des Lammes
und um des Wortes ihres Zeugnisses willen,
und sie haben ihr Leben nicht geliebt bis zum Tod.
(Offenbarung 12,11)

gearbeitet. Die Presswoods zogen in eine Wohnung ganz in unserer Nähe. Unsere Freundschaft vertiefte sich. Ruth und ich verstanden uns sehr gut.

Die Angehörigen der Missionsstation versammelten sich an einem Samstag Anfang Dezember, um die Rückkehr der Jaffrays von einem Kurzurlaub auf den Philippinen zu feiern. Die Veränderung hatte ihnen gutgetan, und wir hatten ihnen viel zu erzählen, was sich in der Zeit ihrer Abwesenheit bei uns getan hatte.

Zwei Tage später, am Morgen des 8. Dezember 1941, rief ich Russell und die Jaffrays zu mir in den Speisesaal. »Frühstück!« Zeit für die Morgennachrichten. Russell stellte das Radio an. Pearl Harbor war von den Japanern bombardiert worden (nach Washingtoner Zeit am 7. Dezember). Ein Tag, der sich für immer ins Bewusstsein der Menschen einprägen würde. Amerika war nun in den weltweiten Konflikt eingetreten.

Nun betraf dieser Krieg auch unsere Heimat. Wir versuchten, die Ereignisse des vergangenen Jahres zusammenzubringen und zu verstehen, wie es zu einer solchen Tragödie kommen konnte. Und es würde noch schlimmer werden. Wir wussten, dass das Beste war, so gut wie möglich aus der Vergangenheit zu lernen, damit wir uns realistisch auf die Zukunft einstellen konnten.

Jahrelang hatten sich die Japaner wie ein riesiger Oktopus im Pazifik breitgemacht und ihre Tentakel – ihre Streitkräfte – verborgen gehalten. Japan gehörte zu den drei bedeutenden Seemächten, die beiden anderen waren die Vereinigten Staaten und Großbritannien, wobei Japans Streitkräfte zu denen der anderen in einem Verhältnis von fünf zu drei standen. Seine Forderung nach Gleichstellung wurde von den verhandelnden Nationen abgelehnt, darum hatte Japan 1935 unter Protest die zweite Londoner Marinekonferenz verlassen. Sofort erstellten die militaristischen Führer der japanischen Administration ein Fünf-Jahres-Programm zum Bau von Kriegsschiffen. Zwei Jahre später fühlte sich Japan stark genug, den »China-Zwischenfall« zu inszenieren, der schließlich zu dem achtjährigen »Chinesisch-Japanischen Krieg« führte. Es streckte seine Tentakel aus, und das bereits durch den Bürgerkrieg geschwächte China war eine leichte Beute.

Die Vereinigten Staaten akzeptierten im Dezember 1937 das Versenken des amerikanischen Kriegsschiffs *Panay* als einen Irrtum in der Identifizierung der Küstenbatterien und Bomberpiloten. Trotzdem wurden 1940 vom US-Kongress wirtschaftliche Sanktionen beschlossen; der Export von potenziellem Kriegsmaterial nach Japan, von Chemikalien, Mineralien, Flugzeugzubehörteilen und Flugbenzin sowie Eisen und Stahl wurde verboten.

Etwa um diese Zeit sah ich in einer amerikanischen Publikation eine Karikatur von einem grinsenden japanischen Soldaten, der hinter einer geladenen, auf die Vereinigten Staaten gerichteten Kanone stand. Darüber stand: »So, ihr wollt also euer Eisen zurück?« Diese Karikatur schnitt ich aus. Japan war nicht mehr länger eine kleine, entlegene Insel, sondern eine Militärmacht, die mit einem Mal auch Niederländisch-Ostindien bedrohte. Die Reaktion der meisten auf die Möglichkeit, die durch die Karikatur angedeutet wurde, war: »Einfach lächerlich! Das würden sie niemals wagen!« Sie haben es nicht nur gewagt, sie waren auch vorbereitet.

Japan hatte eine Marine, eine Armee und eine Luftwaffe, die alle drei bestens ausgebildet waren. Die Männer waren diszipliniert und gewohnt, in der Samurai- und Bushido-Tradition zu kämpfen. Aufgrund ihrer fatalistischen Einstellung waren die Piloten bereit, selbstmörderische Angriffe zu fliegen, sie ließen sogar ihre Maschinen auf Lagerhallen stürzen, von denen sie wussten, dass sie Sprengstoffe enthielten. Diese Piloten wurden als Kamikaze-Flieger bekannt. Manchmal fragte ich mich tatsächlich, wo die ritterlichen Ideale der »Güte« und »Selbstbeherrschung« aus der Bushido-Tradition noch zu finden waren.

Als Japan mit seinen Angriffen auf Indochina begann, forr Präsident Roosevelt alle japanischen Guthaben in Amerika ein. Von diesem Zeitpunkt an, so die Historiker, sei ein Krieg mit Japan voraussehbar und unausweichlich gewesen. Bei der Kaiserlichen Konferenz am 6. September 1941 unter Vorsitz von Kaiser Hirohito wurde von führenden Repräsentanten Japans beschlossen, Großbritannien, Amerika und Holland den Krieg zu erklären, wenn ihre Forderungen nicht bis Anfang Oktober erfüllt werden würden. Diese Forderungen beinhalteten die Schließung der Burma-

straße⁸; sie verbaten sich jegliche Einmischung in China und Indochina, verlangten eine neue Konstellation der militärischen Kräfte im Fernen Osten und forderten amerikanische Hilfe bei der Beschaffung der benötigten Rohstoffe, um gute wirtschaftliche Beziehungen zu Thailand und Niederländisch-Ostindien aufbauen zu können. Für diese Zugeständnisse wäre Japan bereit gewesen, Indochina nur als Operationsbasis im Krieg gegen China zu nutzen und sich, sobald der Frieden im Fernen Osten geschlossen sei, aus Indochina zurückzuziehen. Auch erklärte sich Japan bereit, die Neutralität der Philippinen zu garantieren.

Militärische Logistik war noch nie meine Stärke, doch als der Premierminister, Fürst Konoe Fumimaro, zurücktrat und Kriegsminister General Tōjō zusätzlich zum Kriegsministerium das Amt des Premierministers und des Innenministers übernahm, zeigte sich sehr deutlich, dass die Militaristen in der japanischen Regierung ihre Machtposition ausbauten.

Da Japan dringend Öl und andere Rohstoffe benötigte, richtete es seinen Blick auf Niederländisch-Ostindien, das über enorme Bodenschätze verfügte. Uns war klar, dass innerhalb kürzester Zeit der Seeweg geschlossen werden könnte, darum schickten wir so viele unserer Studenten wie möglich nach Hause. Für diejenigen, die keine Passage bekamen, richteten wir ein Lager 30 Kilometer von der Stadt entfernt ein. Wir wussten, dass die Befestigungen von Makassar ihre Feuerprobe bestehen müssten, falls es nicht bald gelänge, die Japaner zu stoppen. Wir wollten nicht, dass einer unserer Studenten mit den bereits berüchtigten japanischen »Stoßtruppen« Bekanntschaft machte. Diese Truppen bildeten die erste Welle der Invasoren, die durch ihre Grausamkeit und ihre abscheulichen Gräueltaten die Einwohner in Angst und Schrecken versetzten.

Es war sehr beruhigend, über die BBC zu erfahren, dass ein neues britisches Kriegsschiff, die HMS *Prince of Wales* in aller Eile in den Fernen Osten geschickt worden war. Unterwegs sollte sich ihm die irgendwo im Indischen Ozean kreuzende HMS *Repulse* anschließen.

8 A. d. H.: Damit ist keine Meerenge, sondern der einzige Verkehrsweg zwischen Birma (bzw. Burma), dem heutigen Myanmar, und China gemeint, der für den militärischen Nachschub entscheidende Bedeutung gewann.

Auch wurde zugesagt, dass ein neuer Flugzeugträger, die *Indomitable*, die britische Flotte verstärken sollte.

Truppenkonvois begannen, sich in der Stadt Singapur zu sammeln, die als stärkste Marinebasis der Welt galt. Australische Schiffe auf dem Weg nach Singapur ließen ihre Soldaten in Makassar an Land gehen. Da wir wussten, dass nur wenige von ihnen Indonesisch sprechen konnten, boten wir ihnen unsere Dienste als Übersetzer an, während sie Souvenirs kauften, die für ihre Lieben zu Hause bestimmt waren. Sie waren so jung, so selbstsicher, so mutig – viel zu jung angesichts der tödlichen Gefahr, die ihnen von den Kamikaze-Fliegern und den Söhnen des Buschido drohte. Ihre Zuversicht hätte nicht so vergeudet, der Mut der jungen Leute nicht so schnell auf die Zerreißprobe gestellt werden dürfen. Viele lebten nicht einmal so lange, dass sie ihre Liebesgaben nach Hause bringen konnten! Und diejenigen, die zurückkehrten, waren lange vor ihrer Zeit in den Gefängnislagern von Singapur alt geworden.

Winston Churchill gesteht in *The Hinge of Fate* ein, das Versenken der *Prince of Wales* und der *Repulse*⁹ sei der größte Schock gewesen, den er im Verlauf des Krieges erhalten habe. Alle, die ihre Hoffnung auf diese modernen Kriegsschiffe gesetzt hatten, waren wie gelähmt. Psychologisch gesehen war der japanische Sieg im Golf von Thailand niederschmetternd. Durch die Radiosendungen, die diesen Sieg beschrieben, erfuhren wir von den Kamikazefliegern. »Wir fürchten das, was wir nicht verstehen«, wurde zum Schlagwort jener Zeit. Wir verstanden sie wirklich nicht – welche fatalistische Gehirnwäsche hatte solche selbstmörderischen Piloten hervorgebracht? Wie konnte man sich gegen Männer zur Wehr setzen, die sich mit ihren Flugzeugen auf die feindlichen Schiffe stürzten, obwohl das ihr sicherer Tod bedeutete? Unser Radio brachte Augenzeugenberichte von den Kamikaze-Angriffen in den Straßen von Singapur und von dem Versenken der in dieser Stadt ankernden Schiffe, die sich nicht in Sicherheit bringen konnten.

Wir beteten ernstlich um Weisung vom Herrn. Russell wurde gebeten, eine Bibelwoche in der chinesischen Gemeinde in Makas-

9 A. d. H.: Am 10. 12. 1941 nördlich von Singapur.

sar abzuhalten. Der Vizekonsul, Mr. Lie, übersetzte. Der Herr segnete die Veranstaltungen, und viele Menschen nahmen Jesus Christus als ihren Retter an, andere erlebten eine geistliche Erneuerung. Gott begegnete vielen Menschen und bereitete sie vor auf die Zeit, die vor uns lag.

Nach Pearl Harbor und dem Versenken der britischen Kriegsschiffe richtete sich unser Augenmerk auf die Philippinen; als diese wenig bekannten Inseln – nur relativ kleine Punkte im riesigen Pazifik – von den Japanern angegriffen und besetzt wurden, standen sie auf einmal im Mittelpunkt des Weltinteresses. Dann folgten Guam am 11. Dezember und Wake Island am 23. Dezember. »Keine Angst«, beruhigte man uns, »in Hongkong werden die Briten sie aufhalten.« Doch am Weihnachtstag kapitulierte auch der »unerschütterliche Fels«.

Trunken von ihrem Sieg wandten sich die Japaner west- und südwärts dem Festland zu – China, Korea und Französisch-Indochina. In einem Pioniermanöver stießen sie vom nördlichen und südlichen Teil der Philippinen aus vor und schlugen die philippinischen und amerikanischen Truppen auf die Halbinsel von Bataan zurück – in einer Schlacht, die nur wenige überlebten.

Wie spricht man den Menschen Mut zu, wenn es nur von Niederlagen zu berichten gibt? Und doch hörte man aus jeder Sendung des Rundfunks von Manila Hoffnung heraus – Hoffnung auf ein Wunder, das die vorrückenden, siegreichen Truppen des Feindes zurückschlagen würde. Noch heute höre ich, wie der Sprecher in der letzten Sendung sagte: »Ich befinde mich hier in unserem Gebäude mitten in der Stadt. Die Bomben fallen überall um uns herum (im Hintergrund war der Lärm von explodierenden Bomben und Flugzeugen zu hören). Ich werde aufhören müssen!« Seine Ankündigung war von einem Schluchzer unterbrochen worden. Dann hörten wir ihn auf einmal rufen: »Vorwärts, Amerika!«

In die schreckliche Stille, die folgte, sagten wir weinend: »Ja, vorwärts, Amerika! O Herr, hab Erbarmen!«

Am 2. Januar 1942 waren die Philippinen gefallen.¹⁰

¹⁰ A. d. H.: Damit ist der Zeitpunkt der Kapitulation der Hauptstadt Manila gemeint, während in anderen Landesteilen die Kämpfe weitergingen.

Wir stellten unser Radio auf BBC London und die australische ABC ein, um auf dem Laufenden zu bleiben, was die Vorgänge auf dem europäischen Kriegsschauplatz und den Krieg im Fernen Osten betraf. Auf dem Atlas verfolgten wir den Vormarsch der Japaner. Im Sturm eroberten sie Thailand und Burma, dann fegten sie über die malaiische Halbinsel hinweg. Die Japaner waren Dschungelkämpfer, die sich nicht im Geringsten an die Genfer Konvention über die Behandlung von Kriegsgefangenen hielten. Japans Tentakel waren zum Vorschein gekommen, sie breiteten sich nun in alle Richtungen aus, und ihre Opfer hingen bewegungsunfähig im Würgegriff ihrer militärischen Macht.

Japan hatte mit der Eroberung von Niederländisch-Ostindien begonnen. Die holländischen Streitkräfte und die Australier, die durch das Netz geschlüpft waren, das die Japaner um die Insel Sumatra gezogen hatten, kämpften tapfer vor Ort, doch der Gegner war zu übermächtig. Einige entkamen nach Australien, andere wurden gefangen genommen. Viele starben.

Nach Semester-Ende gaben sich Dr. und Mrs. Jaffray, Margaret und die anderen alleinstehenden Damen nach Benteng Tinggi. Sie brauchten Ruhe und Erholung von der Feuchtigkeit und Hitze der Küste. Die Presswoods, Russell und ich blieben in Makassar, um Vorräte und andere wichtige Dinge einzukaufen, die wir in Benteng Tinggi benötigen würden – Kerosin, Lampen, Dochte und so weiter. Ich packte einige persönliche Habseligkeiten für einige Monate zusammen – ganz sicher würde sich die Situation bald zum Guten wenden. Ich schaute mir die Koffer mit den hübschen Hochzeitsgeschenken noch einmal an und zog die Tür zum Lagerraum hinter mir zu, um sie nie wiederzusehen. Daraufhin reisten wir zu den anderen, die sich bereits in den Bergen aufhielten.

Fünf Kilometer hinter Benteng Tinggi lag Malino, ein Zufluchtsort für Holländer und Heimatvertriebene. Viele Frauen und Kinder von Angestellten der Regierungaußenposten kamen dorthin. Holländische Polizei wurde zum Schutz der Asylsuchenden nach Malino beordert.

Eine Insel nach der anderen fiel den Japanern in die Hände – Sumatra, Borneo, die Kleinen Sunda-Inseln Bali, Lombok und Sumbawa

sowie die Inseln Buton und Muna. Java lag unter Beschuss. Wir erstiegen den Gipfel des Berges hinter Benteng Tinggi, und durch das Fernglas konnten wir mehrere Schiffe beobachten, die durch die Straße von Makassar fuhren. Weit entfernte Explosionen und aufsteigender schwarzer Rauch zeugten davon, dass eine Seeschlacht im Gange war. Aus der Entfernung konnte man unmöglich sagen, um welche Schiffe es sich handelte. Erst Jahre später erfuhr ich, dass das, was wir gesehen hatten, die schreckliche Schlacht in der Straße von Makassar war, in der Schiffe der Alliierten versenkt worden waren und so viele Männer ihr Leben gelassen hatten. Wir wussten, dass auch die Insel Celebes unweigerlich erobert werden würde.

An einem Mittwoch kam ein holländischer Polizist aus Malino nach Benteng Tinggi und informierte uns darüber, dass an der Südküste ein Schiff vor Anker liege. Alle Ausländer und alle holländischen Frauen und Kinder, die das Land verlassen wollten, sollten evakuiert werden. Man würde uns am Freitag abholen, wir sollten uns bereithalten.

Als wir uns zum Gebet versammelten, meinte Dr. Jaffray: »Ich möchte euch den Rat geben, euch nicht über diese zu treffende Entscheidung auszutauschen, nicht einmal Mann und Frau sollten gemeinsam überlegen. Fallt auf die Knie und fragt: ›Herr, was willst du, dass ich tun soll? Soll ich gehen oder bleiben?‹ Dies ist sehr wichtig, weil ihr nur dann in den vor euch liegenden Monaten oder vielleicht Jahren wissen werdet, dass ihr genau dort seid, wo der Herr euch haben wollte. Wenn der Herr euch klarmacht, dass ihr das Land verlassen sollt, werdet ihr euch nicht als Feiglinge fühlen. Wenn der Herr euch sagt, ihr sollt bleiben, könnt ihr, was immer auch passiert, aufschauen und sagen: ›Herr, du wolltest, dass ich genau an diesem Ort hier bin.« Wir flehten Gott um Führung an.

Als der Lastwagen am Freitag kam, war nicht einem von uns klar geworden, dass er die Insel verlassen sollte. Dr. Jaffray hatte dazu gesagt: »Gott arbeitet nicht auf verwirrende Weise – eine Frau gegen ihren Mann oder umgekehrt – in einer Angelegenheit, die beide betrifft. Dies ist nur eine Bestätigung für seine Führung.«

Etwa drei Tage später wurde berichtet, dass das Schiff torpediert worden war und gesunken sei. Es gab keine Überlebenden. Da wusste

ich, warum Gott gesagt hatte: »Geht nicht.« Es ist wichtig, dass wir die Stimme des Hirten erkennen und lernen, ihm zu folgen, wenn er spricht. Wir müssen gehorsam sein, was immer er uns zu tun aufträgt; auch wenn es bedeutet, unser Leben aufs Spiel zu setzen.

Der Hafen von Makassar war stark befestigt, doch der Feind, der von unserem ehemaligen Friseur informiert worden war, kam durch die Hintertür. Er landete am 8. Februar an dem ungesicherten Strand von Barombong¹¹, ohne dass auch nur ein Schuss abgegeben worden war. Die Stoßtruppen fielen über Makassar her und töteten alles, was vor sie kam. Die Einwohner von Makassar hatten alles, was den Japanern im Krieg nützlich gewesen wäre, entweder verbrannt oder in die Luft gesprengt. Die holländische Armee hatte sich in die Berge zurückgezogen und gab bald auf.

Die Furcht vor den Invasoren blieb. Flugzeuge belegten Malino mit Maschinengewehrfeuer, doch Benteng Tinggi blieb verschont. Wer außer jenen, die es miterlebt hatten, konnte wirklich die Angst nachempfinden, die sich bei uns eingeschlichen hatte – die Angst vor den Japanern, die ganz sicher auch hierherkommen würden? Berichte erreichten uns, die absolut nicht beruhigend waren. Wie würden wir behandelt oder misshandelt werden? Würden wir unser Leben lassen müssen? Würden wir gefoltert werden? Würden wir es ertragen können? Mit solchen und noch vielen anderen Fragen versuchten wir, uns auf das Unvorhersehbare vorzubereiten – die Konfrontation mit dem Feind. Immer wieder dachten wir jedoch an das, was uns ruhig machte: Gott wollte uns hier haben. Dies war der Platz, den er uns zu dieser Zeit zgedacht hatte.

Durch einen überdachten Gang war ein Pavillon (bestehend aus zwei Schlafzimmern, einem Badezimmer und einer Küche) mit dem Haus der Jaffrays verbunden. Die Schlafzimmer dienten als Gästezimmer. Die Presswoods bewohnten das eine, Russell und ich das andere. In unserer ersten Nacht in Benteng Tinggi wurde ich durch einen Schrei und lautes Reden geweckt. Hellwach setzte ich mich im Bett auf. Ich war überzeugt, dass die »Armee der aufgehenden Sonne« auf einmal da war. Schweißüberströmt saß ich da.

11 A. d. H.: Name eines Strandabschnitts im Stadtbereich von Makassar.

Auch Russell erwachte und erklärte mir, dass dies nur Ernie Presswood sei, der im Schlaf Laute von sich gebe. »Du wirst dich daran gewöhnen«, meinte er beiläufig. Ernie stöhnte und brabbelte noch immer auf der anderen Seite der Wand. »Als wir auf Borneo waren, wohnten wir mit einem alten Koch zusammen, der schrecklich schnarchte. Die Hütte, in der wir lebten, hatte keine Zimmerdecke, sondern nur ein Dach. In unserer ersten Nacht dort machte Ernie so viel Krach im Schlaf, dass sogar der alte Koch aufwachte. Am nächsten Morgen sagte der alte Mann zu mir: »*Tuan, bukan main, orang itu melawan saja!*« (»Sir, das ist kein Witz, aber dieser Mann macht sogar mir Konkurrenz!«)

Ich musste lachen und entspannte mich wieder. Ruth erzählte mir am nächsten Tag, dass Ernie auf Borneo in der Dyak-Sprache gepredigt hatte. Sie wiederholte Russells Worte und sagte: »Du wirst dich daran gewöhnen.«

Das Anwesen in Benteng Tinggi war von der Straße aus nicht zu sehen, doch jeden Tag hörten wir, wie die Lastwagen des Feindes nach Malino fuhren und von dort zurückkehrten. Wir waren sicher, dass sie mittlerweile den Weg entdeckt hatten, der von der Straße nach Benteng Tinggi führte und fragten uns, wann sie wohl auch zu uns kommen würden.

Am 5. März, während ich im Garten arbeitete, wurde ich von Lärm auf dem Hof aufgeschreckt. Ich schaute auf und sah einen japanischen Soldaten mit schwarzen Tennisschuhen gerade um das Haus herumkommen. Die Japaner waren da. Der Soldat zeigte mit dem Gewehr auf mich und bedeutete mir, zu Miss Marshs Haus zu gehen. Während ich mich widerwillig in Bewegung setzte, stießen Russell, die Jaffrays und noch mehr Soldaten zu mir und meiner Eskorte.

Wir wurden mit den Presswoods und den drei alleinstehenden Damen in Miss Marshs Wohnzimmer zusammengetrieben. Während wir angespannt dastanden, lümmelten sich die Soldaten auf den Stühlen. Ihre Uniformen waren zerknittert und verschlissen, ihre Gesichter hinter dichten, ungepflegten Bärten verborgen. Sie waren schmutzig von wer weiß wie vielen Tagen, an denen sie sich von Insel zu Insel vorgearbeitet und durch den Dschungel gekämpft hatten. Auf dem Kopf trugen sie Kappen, die vorn und auch hinten einen

Schirm hatten, um auch den Hals vor der Sonne zu schützen. Dies waren die berüchtigten »Stoßtruppen« – ein Schauer lief mir über den Rücken.

Der befehlshabende Offizier verkündete von seinem Sitz aus, wir wären Gefangene der Kaiserlich Japanischen Armee. Russell hatte wie üblich die Hände vor seinem Bauch übereinandergelegt. Er hätte unmöglich etwas in seinen Händen verbergen können, doch diese Haltung machte einen der Offiziere wütend. Er bellte einen kurzen Befehl auf Japanisch. Ein Soldat erhob sein Gewehr mit dem aufgefanzten Bajonett und schlug damit immer wieder auf Russells Hände. Russell wagte es nicht, sich zu wehren. Ich war entsetzt. Ernie konnte es nicht mehr länger ertragen und sagte: »Russell, sie wollen, dass du die Hände an die Seite legst.«

In hilfloser Wut dachte ich: ›Ihr dreckigen Ratten. Wenn ihr doch nur etwas gesagt hättet, aber ...‹ Ernie wusste, was sie wollten, denn als die Soldaten gekommen waren, hatte er die Hände hochgehoben. Dies hatte einen Offizier wütend gemacht, und auch er war unbarmherzig geschlagen worden. Als er erkannte, dass diese Geste des Ergebens den Mann wütend machte, hatte Ernie die Hände heruntergenommen. Diese sinnlose Grausamkeit blieb nicht ohne Wirkung. Wir waren unterworfen. Russell sagte jedoch später zu uns: »Meinen Stolz haben sie weit mehr verletzt als meine Hände.«

Wir wurden nach unserer Nationalität gefragt. Margaret Kemp, Philoma Seely, Russell und ich sagten, wir seien Amerikaner. Daraufhin verkündete der Offizier in höchst beleidigendem Tonfall, die gesamte amerikanische Flotte sei versenkt worden, und wir seien Gefangene der Japaner. Dann kam er zu Dr. Jaffray, der erwiderte, er käme aus Kanada. Wie wir anderen war er schrecklich nervös und stotterte bei seiner Antwort. Der Offizier schaute ihn an und fragte: »Kah-nah'-na-da? Wo ist Kah-nah'-na-da?« Ganz offensichtlich hatte er noch nie zuvor von einem Kah-nah'-na-da gehört, darum machten wir uns um die Jaffrays und die Presswoods weniger Sorgen. Miss Marsh kam aus England, und anscheinend kannte er auch dieses Land nicht.

Während wir befragt wurden, versuchte Ruth Presswood verstoßen, um einen Stuhl herum an Ernies Seite zu gelangen. Ein

schriller Befehl ertönte, und ein Soldat trieb sie mit dem Gewehrkolben zurück zu ihrem Platz.

Als sie schließlich Anstalten machten zu gehen, schärfte sie uns noch einmal ein, dass wir Gefangene der Kaiserlich Japanischen Armee seien; wir dürften keinen Kontakt zu irgendeinem Menschen außerhalb des Geländes aufnehmen, auch dürften wir das Gelände nicht verlassen. Falls wir diesem Verbot zuwiderhandelten, würden wir hart bestraft werden – wir würden erschossen werden!

Bis zum 8. März – nur drei Monate nach jenem Tag, als wir von dem Angriff auf Pearl Harbor gehört hatten – hatten die Japaner ganz Niederländisch-Ostindien erobert. Die kleine, auf den Inseln stationierte holländische Armee und die noch kleinere holländische Marine und Luftwaffe standen den unaufhaltsam von den Landungsbooten strömenden japanischen Streitkräften hilflos gegenüber.

Die Tage vergingen, die Spannung ließ nach, und wir gewöhnten uns an einen lockeren Rhythmus von Kochen, Essen, Bibellesen, Beten, Gartenarbeit und Lesen. Auch gingen wir auf unserem Anwesen spazieren. Ich war im Haus, als ich mehrere Tage danach morgens einen Lastwagen hörte. Er hielt an. Dann rumpelte er auf den Hof der Jaffrays. »Die Soldaten müssten drüben bei Miss Marshs Haus sein«, dachte ich noch, doch dann betraten japanische Soldaten und ein Offizier urplötzlich das Haus. »Wir nehmen die Männer mit«, verkündeten sie. »Packt einige Kleider für sie zusammen. Keine Koffer. Schnell!« Ich war alarmiert.

Schnell rannte ich in den Pavillon, nahm einen Kopfkissenbezug und packte Russells Bibel, ein Notizbuch, einen Stift, Rasierzeug, Kleidung und andere Dinge hinein, von denen ich dachte, dass er sie brauchen würde. Schnell eilte ich zurück ins Haus auf der Suche nach ihm. Dort traf ich einen Offizier, der aus Dr. Jaffrays Zimmer kam. »Was ist los mit diesem alten Mann?«, fragte er mich. Es gab vieles aufzuzählen, und ich brauchte eine Weile dazu. Er hatte Diabetes, darum musste er eine sehr strenge, zuckerfreie Diät einhalten; vor nicht allzu langer Zeit hatte er im Koma gelegen; auch hatte er Probleme mit den Nieren sowie mit dem Herzen, und er litt unter Schüttelfrostanfällen, die besonders seine rechte Hand und seinen rechten Arm beeinträchtigten und ... Bevor ich noch mehr sagen konnte,

unterbrach er mich, indem er die Hand hob und bellte: »Gehen Sie hinein und sagen Sie dem alten Mann, dass er nicht mitzukommen braucht. Wenn er so viel Medizin braucht, wird er sowieso nicht mehr lange leben.«

Ich ließ den Kissenbezug fallen und rannte in Dr. Jaffrays Zimmer. Er war gerade dabei, einige Dinge in seine schwarze Aktentasche zu packen (die schon seinem Vater gehört hatte). »Sie brauchen nicht mitzugehen, Dr. Jaffray.« Ich nahm den Kissenbezug wieder auf und rannte hinaus auf den Hof, um Russell zu suchen. Wo war er nur? Was hatten sie mit ihm gemacht? Dann entdeckte ich ihn; er war mit den anderen bereits auf der Ladefläche des Lastwagens. Ich hatte schreckliche Angst um ihn. Eine unerklärliche Furcht sagte mir, dass er fortgebracht wurde, um exekutiert zu werden. Warum hatten die Offiziere gesagt, dass Dr. Jaffray sowieso sterben würde? Alle anderen Abschiede von meinem Mann hatte ich gut ertragen können, denn sie hatten nur den einen Grund gehabt, dass er aufgebrochen war, das Wort Gottes weiterzusagen. Doch dies hier war etwas anderes. Der Gedanke an diese Trennung war quälend.

Ich gab Russell den Kissenbezug und schaute in das Gesicht, das mir so lieb geworden war. Ein innerer Schrei des Protests und der Furcht schnürte mir die Kehle zu. »Ihr Sadisten, ihr lasst mich noch nicht einmal richtig Abschied nehmen!« Ich schluckte hart und ballte meine Fäuste. »Ihr werdet nicht die Genugtuung haben, mich weinen zu sehen.« Der Fahrer ließ den Motor an. Russell beugte sich zu mir herunter und sagte sehr leise: »Denke immer daran, mein Liebes: Gott hat gesagt, dass er uns nie versäumen und verlassen wird.« Der Lastwagen ruckte an und fuhr die Straße hinunter. Ich sah Russell nie wieder.

Es war Freitag, der 13. März 1942. Zwar habe ich ein wenig irisches Blut in meinen Adern, doch ganz bestimmt bin ich nicht abergläubisch. Ganz fest glaube ich an Römer 8,28: »Wir wissen aber, dass denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Guten mitwirken.« Wir haben keine Schwierigkeiten, diese Verse zu wiederholen, wenn alles glattläuft. Doch wenn wir durch tiefes Wasser gehen, wenn wir uns Versuchungen gegenübersehen, die wir nicht verstehen, können wir dann auch noch sagen: »Ich glaube daran,

dass alle Dinge uns zum Besten dienen werden«? In diesem Augenblick konnte ich es nicht.

Alles war so schnell und ohne die geringste Vorwarnung vor sich gegangen. Russell hatte gesagt: »Er wird uns niemals versäumen noch verlassen.« Nein? Und was war mit diesem Augenblick, Herr? Dies war einer der Momente, in denen ich dachte, Gott hätte mich verlassen. Doch wenn ich meinen Blick von den Umständen, die mich überwältigten und über die ich keine Kontrolle hatte, abwandte und aufblickte, durfte ich erkennen: Mein Herr war da und schaute auf mich herab. Tief in meinem Herzen flüsterte er mir zu: »Ich bin da. Auch wenn du mich nicht siehst, ich bin da. Nicht einen Augenblick habe ich dich aus den Augen verloren.«

War dies der Herr – dieser Frieden, der sich in mir ausbreitete – oder war es nur der Schock, aufgrund der Willkür des Feindes nun plötzlich allein zu sein? Ich drehte mich um und ging zum Haus zurück. Dort warteten Dr. Jaffray und Margaret auf mich. Ich warf mich in ihre Arme. »O Margaret, Dank sei Gott, dass sie deinen Vater nicht auch mitgenommen haben. Und Dr. Jaffray, was haben Sie im Schlafzimmer gemacht, als der Offizier bei Ihnen war?« Es war ungewöhnlich, dass die Japaner so viel Rücksichtnahme auf den Gesundheitszustand eines Menschen zeigten.

»Ich packte gerade mein Eau de Cologne in die Aktentasche meines Vaters. Ich dachte, sie würden uns hinunter zur Küste bringen. Du weißt ja, wie sehr das Eau de Cologne mich in der feuchten Hitze erfrischt, darum wollte ich es mitnehmen.«

Eau de Cologne! Und der Offizier hatte es für Medizin gehalten!

»O Dr. Jaffray, ist das nicht wundervoll? Der Herr hat den Offizier glauben lassen, das Eau de Cologne sei Medizin.« Als ich ihnen erzählte, wie der Offizier mich nach Dr. Jaffrays Gesundheitszustand ausgefragt hatte, fingen wir an zu lachen. Wir lachten bis zur Erschöpfung. Versuchten wir, uns dadurch von der nervlichen Belastung abzulenken? Vielleicht, und in Sprüche 17,22 steht: »Ein fröhliches Herz bringt gute Besserung.« Doch vor allem erkannten wir, dass Gott, der das Ende von Anfang an kennt, wusste, wieso Dr. Jaffray so viele Flaschen Eau de Cologne hatte und wie er sie benutzen würde, um einen japanischen Offizier so zu verwirren,

dass er ihn bei uns ließ – bei sieben Frauen, die den Beistand eines Mannes Gottes brauchten.

Als der Abend kam, traf mich die volle Wucht meines Verlusts. Russell war fort. Wir hatten ein Bett in Margarets Zimmer gestellt, und ich zog hinüber ins Haupthaus. Ich wollte nicht allein im Pavillon bleiben. Wir setzen uns zusammen, um zu beten. Dr. Jaffray öffnete die Zeitschrift *Daily Light* (*Licht für den Tag*), um daraus vorzulesen – 13. März. Für mich, genau in meine Situation waren die Verse geschrieben. Der Psalmist wiederholte den Schrei meines Herzens:

»Mein Gott, es beugt sich nieder in mir meine Seele« (Psalm 42,7).

»Den festen Sinn bewahrst du in Frieden, in Frieden; denn er vertraut auf dich. Vertraut ewig auf den HERRN; denn in Jah, dem HERRN, ist ein Fels der Ewigkeiten« (Jesaja 26,3-4).

»Ihr, die ihr den HERRN fürchtet, lobt ihn; alle Nachkommen Jakobs, verherrlicht ihn, und scheut euch vor ihm, alle Nachkommen Israels!« (Psalm 22,24).

»Euer Herz werde nicht bestürzt, sei auch nicht furchtsam« (Johannes 14,27). ... »Siehe, ich bin bei euch alle Tage« (Matthäus 28,20).

Nachdem Dr. Jaffray diese Verse gelesen hatte, wandte ich mich im Gebet an den Herrn, und er kam zu mir mit dem Geschenk der Erinnerung an das kleine Mädchen, das gesagt hatte: »Herr, mit dir möchte ich überall hingehen, wie hoch die Kosten auch sein mögen.« War dies vielleicht nur ein Ausdruck kindlicher Begeisterung gewesen?

»Ich meinte es damals ernst, mein Herr, soweit ich das damals begreifen konnte. Heute, da ich mehr verstehe, möchte ich dieses Versprechen erneuern. Immer noch möchte ich an deiner Hand *überallhin* gehen – die Kosten überlasse ich dir.« Er nahm meine Hand, und zusammen gingen wir einer noch unbekanntem Zukunft entgegen. Doch von diesem Augenblick an war der Stachel in mir fortgenommen.

Als wir mit einem Minimum an Vorräten nach Benteng Tinggi gingen, hatten wir keine Vorstellung davon, dass sich unsere Internierung über ein Jahr erstrecken würde, gefolgt von zwei oder noch mehr Jahren, die wir in verschiedenen Lagern und Gefängnissen ver-

bringen würden. Wir mussten uns etwas einfallen lassen, wie wir unseren Nahrungsbedarf decken konnten. Als eine der eingeborenen Frauen mit einer halben Kokosnussschale kam, die gefüllt war mit in Kokosnusssöl gebackenen Köstlichkeiten, nahm ich sie zum ersten Mal dankbar an. Ich versuchte ein Stück, und es schmeckte mir hervorragend. Dann erinnerte ich mich daran, dass ich am Tag zuvor die Kinder gesehen hatte, wie sie Insekten gesammelt hatten. Konnte es sein, dass ...? »Rassing¹², sind das fliegende Ameisen?«

»Ich bin froh, dass sie dir schmecken, *Njonja*. Ich werde euch noch mehr holen.«

Wir aßen auch verschiedene Kräuter und Dschungelpflanzen. Farne schmecken wirklich sehr gut. Die Indonesier haben mir beigebracht, wie man sie zubereitet. Dort auf Celebes wächst auch eine Pflanze mit einer winzigen blauen Blüte. Die Holländer nennen sie *hemelse blauwe oogen* (»himmlische blaue Augen«). Wir taufte sie in »Wasserkresse« um und hatten das Gefühl, dass sie uns unter dem neuen Namen besser schmeckte. Von Rassing bekamen wir etwas Samen und pflanzten einen Garten an.

Ganz besonders dankbar waren wir für unsere geistliche Familie in Makassar. Als diese Glaubensgeschwister von unserer Not erfuhr, setzten sie ihr Leben aufs Spiel, um uns Nahrung zu bringen. Ohne ihre Hilfe wären wir bestimmt verhungert, denn die Japaner gaben uns keine Lebensmittelrationen. Trotz Androhung hoher Strafen kamen unsere Freunde über die Berge hinter dem Anwesen und brachten uns, was sie erübrigen und tragen konnten. Sie brachten uns auch Informationen über Russell und Ernie. Die Kriegsnachrichten waren japanisch gefärbt. Der ganze Ferne Osten hatte kapituliert.

Unsere Freunde behielten unser Haus in Makassar im Auge. Schon bald nach der Kapitulation der Stadt hatten sich japanische Soldaten den Eintritt in unser Haus und unseren Lagerraum erzwungen. Sie hatten meine Koffer mit den Hochzeitsgeschenken auf den Hof gezerrt und die Schlösser aufgebrochen. Was die Soldaten nicht gebrauchen konnten, verstreuten sie achtlos auf der Straße.

¹² A. d. H.: Auf diese hier unvermittelt erwähnte einheimische Frau und ihre weiteren Lebensumstände wird in Kapitel 9 (vgl. S. 260) Bezug genommen.

Unser neuer Kühlschrank wurde von einigen Japanern herausgetragen und so unsanft auf einen Wagen geladen, dass irreparabler Schaden entstanden war.

Stück für Stück wurden mir wertvolle Andenken entrissen. Ich musste lernen, meine schönsten Erinnerungen in meinem Herzen zu verbergen, wo Rost und Motten – und japanische Soldaten – ihnen nichts anhaben konnten.

In regelmäßigen Abständen kamen die japanischen Soldaten auf ihrem Weg nach Malino auch in Benteng Tinggi vorbei. Wir lebten in ständiger Furcht vor ihrer Unberechenbarkeit, und Gott allein war unser einziger Schutz vor diesen machthungrigen Menschen, denen vielleicht einfiel, sich an uns als Vertretern des verhassten amerikanischen Feindes zu rächen.

Eines Tages, nachdem die Soldaten abgezogen waren, rannten Margaret und ich in Dr. Jaffrays Schlafzimmer, um zu sehen, ob sie seine Uhr mitgenommen hatten. Normalerweise stand sie auf seinem Nachttisch. Sie war fort. »Dr. Jaffray, haben sie Ihre Uhr mitgenommen?«

Als Antwort hob er sein Kissen hoch, holte seine Taschenlampe und die Uhr hervor und stellte sie an ihren üblichen Platz.

Jedes Mal, wenn die plündernden Soldaten das Anwesen verlassen hatten, holte Dr. Jaffray seine Uhr und seine Taschenlampe unter dem Kopfkissen hervor. »Wenn ich höre, dass die Japaner gesichtet worden sind, lege ich sie auf das Bett und decke das Kissen darüber. Ich erinnere den Herrn daran, dass nichts davon den Japanern etwas bedeutet, dass aber diese Dinge für mich sehr wertvoll sind. Die Uhr gehörte meinem Vater. Der Herr weiß, dass ich sie brauche und auch die Taschenlampe benötige; die Japaner brauchen sie nicht.«

Sein Vertrauen darauf, dass die Uhr und die Taschenlampe in seinem Besitz bleiben würden, faszinierte mich – eine gute Lektion gelebten Glaubens. Erst einige Zeit nach dem Ende des Krieges fiel mir auf, dass die Taschenlampe die ganze Zeit, während wir unter Hausarrest in den Bergen standen, gebrannt hatte. Obwohl sie jeden Abend in Betrieb war, wurden die Batterien nicht leer, sie konnten ja auch nicht ersetzt werden, da wir keine anderen hatten – ein Wunder der Fürsorge Gottes.

Feuchtes Bauholz ist nicht sonderlich gut zum Bau eines Hauses geeignet. Doch für den Bau von Dr. Jaffrays Haus war feuchtes Holz verwendet worden. Als das Holz sich zusammenzog, entstanden Risse in den Wänden. So konnten die Ratten nur zu leicht ins Haus gelangen, ohne sich zuerst mühsam den Weg durch die Planken nagen zu müssen. Sie suchten nach Nahrung und einem trockenen Nest, da der Regen bereits eingesetzt hatte. Welchen besseren Platz konnte es geben als bei den Missionaren? Wir hatten keinen Reis oder andere Nahrungsmittel, und wir durften nicht zulassen, dass sie das Leder unserer Schuhe zernagten oder unsere Kleidung, unser Papier oder unsere Bücher zum Nestbau verwendeten. Darum erklärten Margaret und ich ihnen den Krieg. Nachmittags, wenn es noch hell war, begannen wir in den Schlafzimmern im hinteren Teil des Hauses und scheuchten die Ratten auf den Flur und in die Küche, wo die Türen fest verschlossen waren und die Wände keine Löcher hatten. Dann schlugen wir sie mit Besen tot. Wir schrien, wenn die Ratten die Wände hochliefen und auf uns sprangen. Es war ein übles Geschäft, und mir missfiel vor allem die anschließende Reinigung.

Eines Nachts wurde mein Schlaf durch, wie ich glaubte, Ratten gestört. Ich konnte sie im Wohnzimmer, im Esszimmer und im Flur herumlaufen hören. Ich versuchte, sie zu ignorieren, und sagte mir: »Morgen werde ich euch zu fassen bekommen.« Doch als ich ein Buch herunterfallen hörte, reichte es mir. Ich sprang auf, weckte Margaret und rief: »Margaret, zieh deinen Morgenmantel an. Wir müssen die Lampen anzünden und die Ratten jagen. Ich höre sie im ganzen Haus.«

Ein Flur lief an der gesamten Länge des Hauses entlang. Davon gingen unsere Schlafzimmer, die Küche und der Wohn-/Essbereich an der einen Seite und ein Badezimmer an der anderen Seite ab. Als ich die Schlafzimmertür öffnete, sah ich im gedämpften Licht der kleinen Lampe jemanden an mir vorbeihuschen. Ich dachte, es sei Dr. Jaffray, und wunderte mich über sein seltsames Verhalten mitten in der Nacht. Als ich auf den Flur trat, um besser sehen zu können, stand ich plötzlich einem Bugi-Banditen¹³ gegenüber.

13 A. d. H.: Höchstwahrscheinlich Angehöriger der Volksguppe der Bugi.

Er trug einen schwarzen Sarong, den er über die Schulter zurückwarf, um seine Machete ziehen zu können. Mit einer schnellen Bewegung hatte er sie gezückt und auf mich gerichtet. Normalerweise bin ich wirklich ein Feigling, und warum ich auf ihn zueilte, weiß ich nicht. Vielleicht war dies das Überraschungsmoment. Doch er war noch ein größerer Feigling als ich, denn er drehte sich um und floh den Flur entlang, durch das Badezimmer, über die Veranda und den Berg hinunter, ich ihm immer dicht auf den Fersen – bis ich andere aus dem Dschungel auftauchen sah. Er rief ihnen etwas in ihrer Sprache zu. Zusammen flohen sie in den Dschungel. Ich blieb stehen. »Herr«, flüsterte ich, »was für eine Dummheit!«

Sofort erinnerte ich mich: »Der Engel des HERRN lagert sich um die her, die ihn fürchten, und er befreit sie« (Psalm 34,8).

Ich ging zurück zum Haus und wollte die Tür, die weit offen stand, hinter mir zuziehen. Aber da waren keine Türklinke, kein Schloss und Schlüssel mehr. Der Eindringling hatte mit seiner Machete ein großes Loch in die Tür geschnitten.

Dr. und Mrs. Jaffray waren mittlerweile aufgewacht und zu Margaret gegangen. »Was ist passiert?«, fragte Dr. Jaffray, der von dem Lärm und dem Anblick der beschädigten Tür sehr erschüttert war.

»Räuber waren hier! Sie müssen schon seit Stunden hier gewesen sein. Ich dachte, es seien Ratten!« Wir schauten uns um und stellten fest, dass Tischdecken und andere Leinensachen fehlten, Bücher waren aus den Regalen gerissen und durchsucht worden, wahrscheinlich von jemandem, der in ihnen verstecktes Geld zu finden hoffte. Und ich hatte gedacht, es seien die Ratten! Neugierig hatten sie auch die Scheiben aus den Fenstern von Dr. Jaffrays Schlafzimmer entfernt und sie vorsichtig auf die Veranda gelegt, damit wir sie wiedereinsetzen konnten. Dr. Jaffray hatte von dem Lärm nichts mitbekommen. Ich fand ein Brett und nagelte die Tür zu.

Von dieser Nacht an schliefen wir mit einem Knüppel am Bettende – doch wir brauchten ihn nicht zu benutzen. Einige Nächte später hörten wir die Einbrecher zurückkommen, aber sie betraten das Haus nicht mehr. Erst nach dem Krieg erfuhr ich, warum. Ich hatte den Gärtner der Jaffrays im Verdacht; er war ein Bugi, und er kannte das Haus. Als ich ihn fragte, warum sie das Haus nicht mehr

betreten hätten, antwortete er ungläubig: »Wegen der Leute, die bei Ihnen waren – jene Menschen in Weiß, die um das Haus herumstanden.« Der Herr hatte seine Engel um uns her gelagert. Er hatte uns errettet.

Eines Tages kamen die Japaner mit einer holländischen Krankenschwester, einer Freundin von mir, nach Benteng Tinggi. Sie sollte von einem Gefängnis in Makassar nach Malino verlegt werden. Man erlaubte ihr, auszusteigen und ins Haus zu kommen. Als die Japaner das Haus verließen, um zum holländischen Lager weiterzufahren, ließ die Schwester einen Füllfederhalter in Ruths Hand gleiten. Ruth erkannte ihn als Ernies Schreibutensil und fragte sich, warum er ihn ihr wohl schickte. Sobald der Lastwagen das Anwesen verlassen hatte, nahm sie den Stift mit zitternden Händen auseinander. Fest zusammengerollt und versteckt in dem einzigen Tintenbehälter fand sie einen kleinen Zettel. Wir wussten uns vor Aufregung nicht zu halten. Ernie schrieb, dass er und Russell in den Polizeibaracken in Makassar gefangen gehalten, aber bald verlegt werden würden. Sie hätten ausreichend Nahrung, und es ginge ihnen gut. Ruth las uns den Brief vor, bis wir ihn alle auswendig kannten. Immer wieder las sie ihn vor; wir konnten ihn gar nicht oft genug hören. Wir besprachen ihn, durchdachten ihn und überlegten, weil wir keine geheime Botschaft übersehen wollten. Dies war ein sehr aufregender Tag. Wenigstens wussten wir nun, wo sie waren und dass es ihnen gut ging.

Ich kam an die Reihe. Der Überbringer des Briefes war ein japanischer Marineadmiral. Er sprach ausgezeichnet Englisch und hatte einige Zeit in Amerika verbracht. Annapolis¹⁴ hatte ihn besonders beeindruckt. Er war in eine blendend weiße Uniform gekleidet und sehr höflich und freundlich. Als er mir sagte, wie sehr er sein Gespräch mit Russell genossen habe, und mir einen Brief von ihm überreichte, hatte ich das Gefühl, dass er es aufrichtig meinte und nicht nur höflich war. Er schien wirklich um unser Wohlergehen besorgt zu sein – ob wir genug zu essen hätten? Ob er uns etwas besorgen könnte? Er war sehr viel freundlicher als die anderen Japa-

14 A. d. H.: Sitz der Marineakademie der USA.

ner, die wir kennengelernt hatten. Den Krieg erwähnte er mit keinem Wort.

Sobald er fort war, verschlangen wir meinen Brief. Im Prinzip schrieb Russell dasselbe wie Ernie. Sie bekamen Reis zu essen. Es gab Gerüchte, dass sie nach Pare-Pare, einer Küstenstadt etwa 100 Kilometer weiter nördlich, verlegt werden sollten. Sie hatten gehört, dass nach der Evakuierung der Zivilisten Angehörige des Militärs in den Polizeibaracken untergebracht werden sollten. Auch Frauen seien in ihrem Gefängnis gewesen – diese seien jedoch schon alle nach Malino verlegt worden. »Ich mache mir solche Sorgen um Dich. Wie sehr wünschte ich, ich hätte Dich von hier fortgebracht.« So lautete sein Nachsatz.

Ich konnte seine Sorge verstehen. Wir befanden uns mitten im Krieg. Viele japanische Soldaten lebten ihre Unmoral aus, indem sie Frauen ausnutzten, die sich nicht selbst schützen konnten oder von ihren Männern nicht beschützt wurden. Wir baten Gott, Russell und Ernie Ruhe zu geben in der Gewissheit, dass wir unter Gottes Schutz standen.

Obwohl der Brief von einem japanischen Offizier überbracht worden war, hatte Russell ganz offen von ihrer bevorstehenden Verlegung nach Pare-Pare geschrieben. Da ich Angst hatte, einer der rüden japanischen Soldaten könnte meinen Brief finden, versteckte ich ihn oben auf der Gipswand, die als Decke diente. Ich fürchtete, sie könnten Russell dafür bestrafen, dass er Kontakt zu mir aufgenommen hatte. Der Admiral war dann vielleicht schon nicht mehr in Makassar, und ich hätte keine Möglichkeit gehabt zu beweisen, wie ich den Brief bekommen hatte.

Eines Tages, als ich Russells Brief noch einmal lesen, seine Handschrift noch einmal sehen wollte, kletterte ich auf einen Stuhl, um ihn aus seinem Versteck zu holen. Sehr zu meinem Erschrecken war er fort. Ich tastete herum – kein Brief. Ich war außer mir. Vielleicht hatte einer der Plünderer ihn gefunden? Ich rief nach Margaret. Sie sollte den Stuhl festhalten, den ich auf einen Schemel stellen wollte, damit ich auf den noch unfertigen Dachboden klettern konnte. Sehr vorsichtig kroch ich auf den Querbalken herum und tastete jeden Zentimeter der Decke ab. Schweißtropfen begannen, sich auf mei-

ner Stirn zu sammeln. »O Herr, was ist mit meinem Brief passiert? Wenn er hier ist, dann hilf mir doch, ihn zu finden.« Daraufhin stieß ich auf ein zerknittertes Papier. Eine Rattenmutter hatte aus meinem Brief ein Nest für ihre Jungen gemacht. Vorsichtig kroch ich wieder zurück, die Teile von Russells Brief und die kleinen rosa Ratten fest in der Hand. Sie mussten getrennt vernichtet werden, und ich war sehr erleichtert, als das letzte Papierstückchen in der Toilette verschwand. Niemand würde ihn nun mehr finden. Ich kannte den Brief ja auswendig, daher war es kein wirklicher Verlust für mich. Ich dankte dem Herrn und versprach, dass ich, sollte ich je noch einmal einen zweiten Brief bekommen, ihn sofort vernichten würde, wenn ich ihn auswendig kannte.

Margaret achtete sorgfältig darauf, was sie für ihren Vater zubereitete. Wegen seiner Diabetes musste sie sehr vorsichtig sein. Wir hatten einige Vorräte an Saccharin, das wir anstelle von Zucker verwendeten. Eines Nachmittags gingen Dr. Jaffray, Margaret und ich die Straße so weit hinunter, wie es uns erlaubt war. Als wir ins Haus zurückkamen, war Dr. Jaffray sehr erschöpft und ließ sich auf seinen Stuhl sinken. Er schlug vor, noch eine Tasse Tee vor dem Abendessen zu trinken. Margaret kochte Tee und stellte ihn auf ein kleines Tablett neben ihren Vater. Er nahm sich Milch, und statt des Saccharins nahm er die Zuckerdose und häufte sich drei Löffel voll Zucker in seinen Tee. Ich traute meinen Augen nicht, und Margaret war entsetzt. »O Daddy«, bat sie, »tu das doch nicht. Du weißt doch, dass du keinen Zucker zu dir nehmen darfst.«

Er verstand ihren Gefühlsausbruch, hervorgerufen durch Liebe und die immer noch lebendige Erinnerung an den Tag, an dem er ins Koma gefallen war. Doch er beruhigte sie: »Muggie, ich bin geheilt. Ich brauche diesen Zucker, um zu Kräften zu kommen.« Auch weiterhin nahm er Zucker, und wenn sie ihn bat, nicht so viel davon zu essen, tätschelte er ihre Hand und sagte: »Das ist in Ordnung, Muggie. Ich bin geheilt.«

Nur wenige Tage später kam Lexje Kandou, der Sohn des Pastors von Makassar, mit Lebensmitteln zu uns nach Benteng Tinggi. »Lexje«, sagte ich, »meinst du, du könntest eine Urinprobe zu dem holländischen Arzt in Malino bringen? Dr. Jaffray isst nun schon

seit mehreren Tagen Zucker. Er glaubt, dass der Herr ihn geheilt hat, doch wir hätten gern die Bestätigung des Arztes. Aber auf keinen Fall wollen wir, dass du deswegen in Schwierigkeiten gerätst. Was meinst du?»

»Geben Sie mir die Probe, ich werde sie zum Arzt bringen, *Njonja*. Ich werde ein wenig Gemüse brauchen, damit die Japaner denken, ich wolle es auf dem Markt in Malino verkaufen.« Wir gaben ihm, worum er gebeten hatte, dann befahlen wir ihm dem Schutz des Herrn an. Dies war ein gefährliches Unternehmen, doch er war ein sehr mutiger Teenager. Wenige Tage später brachte ein freundlicher Eingeborener einen Brief von dem holländischen Arzt, in dem dieser schrieb, er habe die Urinprobe untersucht und nicht eine Spur von Zucker gefunden. Dr. Jaffray sei tatsächlich geheilt worden.

»Siehst du, Muggie, der Herr hat mich geheilt. Ich wusste, dass er es getan hatte.« Wir lobten und dankten dem Herrn. Er bereitete Dr. Jaffray vor für eine Zeit, in der es kein Saccharin und nur spärliche Zuckerrationen geben würde. Der Herr ist sehr gut zu denen, die ihr Vertrauen in ihn setzen.

Wir Missionare lernten uns sehr gut kennen, lebten wir doch auf so engem Raum zusammen. Trotz der Trennung von meinem Mann, der ganzen Schwierigkeiten und unseres Hausarrests war es eine Zeit der geistlichen Zurüstung für mich. Ich denke noch oft an das, was Dr. Jaffray über seine Kindheit, sein Zuhause, seine gläubige Mutter, seinen Vater, den er sehr bewunderte, seine Bibelschulzeit und die Jahre in Südchina erzählte.

Unser Garten gedieh prächtig, ebenso das Unkraut. Unkrautzupfen war unsere Morgenbeschäftigung, zusammen mit der Vorbereitung auf die Bibelschulstunden, die wir abhielten in Erwartung des Tages, an dem der Krieg zu Ende sein würde und wir wieder zu unserer Arbeit zurückkehren könnten. Dr. Jaffray diktierte Lilian auf Chinesisch Artikel für das *Bible Magazine*.¹⁵

Mrs. Jaffray konnte wunderschön nähen. Das hatte sie während der Jahre in ihrem geliebten China gelernt. Sie flickte alles,

15 A. d. H.: Trotz des Hausarrests muss Dr. Jaffray Wege gefunden haben, die Artikel an die Redaktion weiterleiten zu können. Womöglich übernahmen es die Glaubensgeschwister von Makassar, sie weiterzuleiten bzw. an ihren Bestimmungsort zu bringen.

was kaputtgegangen war. Die Nachmittage verbrachten wir mit Stricken, Sticken, Bibelstudium, Gebetsversammlungen und anderem. Abends quälten Margaret und ich uns bei Kerzenschein durch eine ungekürzte Ausgabe von Charles Dickens.

Eines Morgens hatte ich schon einige Stunden lang Unkraut gejätet. Als ich zum Mittagessen ins Haus gehen wollte, war mir schwindelig, und ich fühlte mich krank. Zwar hatte ich einen Hut getragen, doch die Sonne brannte außergewöhnlich heiß. Ich musste mich hinlegen. Als ich Fieber bekam, holte Margaret Ruth, die mit der Ausrüstung einer gut ausgebildeten Krankenschwester zurückkam. Mein Fieber war sehr hoch. Auf einmal erkannte ich Ruth und Margaret an meinem Bett, andere an der Tür und Dr. Jaffray, der am Fuß meines Bettes stand. Er begann zu beten. Von seinem Gebet ist mir nur noch in Erinnerung geblieben, dass er sagte: »Herr, du weißt, wie schrecklich es für uns alle ist, wenn die Soldaten herkommen. Halte sie von uns fern, während Darlene krank ist. Lass sie während dieser Zeit nicht auf das Anwesen kommen.«

Nachmittags war mein Fieber besonders hoch, und ich durfte nicht aufstehen. Mir war auch nicht nach Widerspruch zumute. Was war nur mit mir an jenem heißen Morgen im Garten passiert? Hatte ich einen Sonnenstich? Durch Lexje benachrichtigten meine Mitbewohner den Arzt in Malino. Wie zuvor tarnte Lexje sein Vorhaben dadurch, dass er Gemüse bei sich hatte, das er in Malino verkaufen wollte. Dies diente als Entschuldigung dafür, dass er sich auf der Straße befand. (Lexje brachte auch immer alle Neuigkeiten von uns Missionaren zu unseren Freunden in Makassar.) Durch Lexje ließ der Arzt ausrichten, ich solle im Bett bleiben. Er hielt meine Krankheit für einen Malariaanfall, obwohl er keinen Bluttest vornahm.

Sechs Wochen musste ich das Bett hüten, bis ich fieberfrei war. An dem ersten Tag, als ich wieder aufstand und mich anzog, kamen die Japaner. Auf wundervolle Weise hatte Gott Dr. Jaffrays Gebet erhört.

Durch Lexje bekamen wir auch eine beunruhigende Nachricht. Unsere Freunde, die das Gefängnis regelmäßig im Auge behielten, hatten mitbekommen, wie Ernie Presswood zu einem Lazarettsschiff gebracht worden war, das im Hafen vor Anker lag. Sollte er wegen einer Krankheit behandelt werden, oder musste er gar operiert wer-

den? Sollte er fortgebracht werden? Arme Ruth, dies war eine sehr schwierige Zeit für sie, doch endlich erfuhren wir Genaueres: Er litt unter einem sehr schweren Ruhranfall und war zur Behandlung auf das Schiff gebracht worden. Und schließlich bekamen wir die Nachricht, dass er sich wieder bei Russell in den Polizeibaracken befindet. Kurze Zeit darauf erfuhren wir, dass die Zivilisten wirklich nach Pare-Pare verlegt werden sollten.

Als ob sie die verlorene Zeit aufholen wollten, machten japanische Offiziere auf dem Weg nach Malino, wo sie Frauen und manchmal auch Kinder hinbrachten, regelmäßig halt in Benteng Tinggi. Die meisten Frauen waren sehr nervös und ängstlich. Einige kamen aus Ländern, die zu den Achsenmächten gehörten. Obwohl man ihnen gestattet hatte, in ihren Häusern zu bleiben, hatten sie doch nur begrenzte Bewegungsfreiheit. Die meisten deutschen Frauen waren den Japanern verdächtig, weil sie mit Holländern verheiratet oder befreundet waren. Ihre Sympathien lagen nicht bei den Japanern. Aufseiten vieler Holländer herrschte ein gewisses Misstrauen anderen Deutschen gegenüber, die sofort ihre große Hakenkreuzfahne entfaltet hatten und unter ihrem Schutz saßen, während die holländischen Frauen und Kinder auf die überfüllten, unhygienischen und unbequemen Gefängnisse von Makassar und Malino verteilt waren.

Offensichtlich wurden nun alle Frauen und Kinder in einem Gebiet zusammengefasst. Einmal konnten wir hören, wie eine Frau mit einem Japaner stritt, bevor sie ausstieg. Ganz entschieden weigerte sie sich, in unser Haus zu kommen, doch der Offizier blieb hart. Wir konnten sehen, dass sie geweint hatte.

»Es gibt keinen Grund, warum ich Makassar verlassen sollte. Ich wollte dort bleiben, doch sie haben mich nicht gelassen!« Tränen der Wut und der Enttäuschung rannen über ihre Wangen.

»*Diam!*« (»Halt den Mund!«) Der Befehl des japanischen Offiziers zeigte keine große Wirkung, denn noch bevor sie zur Tür heraus waren, flehte sie die anderen Offiziere schon wieder an, sie nach Makassar zurückzubringen. Ich fragte mich, was Makassar für sie wohl so anziehend machte. Vielleicht war ein ihr lieber Mensch dort im Gefängnis, in dessen Nähe sie bleiben wollte?

Später begegnete ich ihr noch einmal. Sie hatte sich mit dem Feind verbrüdet. Doch zuvor sollten noch viele traumatische Ereignisse und große Veränderungen vonstattengehen.

Nur wenige Tage später las ich den Vers: »... Eure Greise werden Träume haben, eure Jünglinge werden Gesichte sehen« (Joel 3,1). Ich schloss das Buch Joel und erhob mich von meinen Knien. Als ich in den Flur kam, sah ich vor mir die teilweise Erfüllung dieser Prophezeiung. Dort saß der Greis und träumte seinen Traum. Seine Augen waren geschlossen, doch ich wusste, dass er nicht schlief. Eine Hand ruhte auf einem offenen Atlas, die andere auf der Lehne des Stuhles, der schon seinem Vater gehört hatte. Ich wusste, dass er zusammen mit seinem Herrn im Glauben die große Kette der Inseln entlangging, die als Niederländisch-Ostindien bekannt waren.

Dr. Jaffray spürte meine Anwesenheit, schaute auf und lächelte mich an – das Lächeln eines Menschen, der Gemeinschaft mit seinem Herrn gehabt hatte. Ich war sicher, dass all die Vorschläge von Dr. Jaffray, wie die Verlorenen zu erreichen seien, in jeder Beziehung das Wohlgefallen des Herrn fanden, denn dies war ja auch Gottes großes Anliegen. Wie oft hatte ich gehört, dass Dr. Jaffray den Herrn an den Vers erinnerte: »Über das Zukünftige fragt mich; meine Kinder und das Werk meiner Hände lasst mir anbefohlen sein« (Jesaja 45,11).

Ich schaute auf den mir so vertrauten Atlas. Hatten wir nicht auf diesen Seiten den schnellen Vormarsch der Japaner verfolgt? Welche anderen Orte waren unter ihre Herrschaft gelangt seit jenem schicksalhaften Tag, an dem auch die Insel Celebes überrannt worden war? Auch Dr. Jaffray beschäftigte sich mit dem Krieg, aber nicht mit demselben Krieg, um den sich meine Gedanken drehten. Ich kniete mich neben seinen Stuhl und hörte seinem Traum zu.

»Lassie, das ist unsere Aufgabe. Dieses sind die Gebiete, in die wir vordringen müssen, wenn dieser Krieg vorbei ist.« Wenn dieser Krieg vorüber war? Er fing doch gerade an. Wie viel Furcht und Sorge, Trennung und Schmerz würden wir noch ertragen müssen, bis er vorbei war? Auf einmal sah ich Dr. Jaffray, wie ich ihn noch nie zuvor gesehen hatte – alt genug, um Träume zu haben, jung genug, um Gesichte zu sehen. Für Dr. Jaffray war unsere gegenwärtige Situation nur ein vorübergehendes Ereignis, das Gottes Plan, zu den

Unerreichten zu gelangen, nicht im Mindesten beeinträchtigte. Niemals würde es den Traum des alten Mannes stören.

Mit fester Hand und der Stimme eines Menschen, der sich seines Sieges bewusst ist, zeigte er auf der Karte die Stationen unseres künftigen Feldzuges auf: Die Natuna- und Anambas-Inseln; Sumatra – wir würden jene Kessel des satanischen Widerstands in den mittleren und südlichen Distrikten aufspüren und ausrotten; die endgültige Befreiung der Punan im Hinterland von Borneo. Bali, das sich fest in der Hand des Feindes befand, würde befreit und seine eisernen Tore würden durch Gebet und Glauben aufgestoßen werden. Er hielt inne, um unserem Herrn Lob und Preis zu bringen für die geistlichen Schlachten, die auf den kleineren Inseln schon ausgefochten und gewonnen worden waren, dann ging er weiter nach Misool, zu der »Insel der Dämonen«, und bis zu dem Kopf des Vogels von Neuguinea, den Wisselseen, den Tälern des Mamberamo sowie der anderen Flüsse am Fuß des Carstensz-Gebirgszuges – und schließlich blieb sein Finger auf dem Großen Tal des Baliem liegen.

»Dies, Lassie, ist unsere Aufgabe. Hör nur – hörst du es? – dieses Geräusch eines Daherschreitens in den Wipfeln der Bakabäume.¹⁶ Das ist der Lärm der marschierenden Armee von jungen Männern und Frauen, die Gott vorbereitet auf den Tag der geistlichen Schlacht und der Einnahme dieser Gebiete.«

Ich erkannte, wie wenig ich von dem hatte, was einen wirklichen Missionar ausmachte; von dem Glauben, der niemals auch nur eine Spur von Zweifel hegte am Versprechen Gottes, wie unmöglich die Erfüllung dieses Versprechens auch erscheinen mochte; von dem Vertrauen in den unveränderlichen Einen, der in einer veränderlichen Welt Ruhe und Frieden ins Herz schenkte; von der brennenden Liebe, der nicht das eigene Leben am Herzen liegt, sondern die sich Gott zur Verfügung stellt; und von dem umfassenden Blick für die Weltmission, der niemals getrübt wird. Waren dies nicht die Eigenschaften, die die Pioniermissionare im Laufe der Jahrhunderte charakterisiert hatten? Waren dies nicht die Elemente, die jenen Missionsfeldzug von Niederländisch-Ostindien 1929 ins Leben gerufen

¹⁶ A. d. H.: Vgl. 2. Samuel 5,24.

hatten, in jenem Jahr der Großen Depression, als überall nur Kürzungen und Einschränkungen stattfanden? Waren dies nicht auch die Eigenschaften all der gläubigen Männer und Frauen in der Heimat, die einen Gott kannten, dessen Vorräte nicht von der wirtschaftlichen Weltsituation abhängig waren?

Hier neben mir saß ein Mann, der das Land ausgekundschaftet hatte und mit den ersten Streitern Christi in Makassar an Land gegangen war, um das Land für Gott zu gewinnen. Wieder einmal gab es Leid und Not in der Welt, doch diese dunklen Tage des Krieges waren für Dr. Robert Alexander Jaffray, den großen Missionsgeneral, nur Tage des Rückzugs, in denen die Strategie für größere Eroberungen erarbeitet wurde.

Ich ließ meinen Kopf auf die Armlehne sinken und weinte. An jenem Nachmittag erneuerte ich mein Versprechen gegenüber Gott, dass ich ihm zur Verfügung stehen und keine Aufgabe als zu gering und zu gemein abtun wollte, wenn sie zur Erfüllung dieses Traumes beitragen würde. An jenem Nachmittag weitete sich auch mein Blick für die noch unerfüllte Aufgabe.

Kapitel 4

Offensichtlich sollten alle Frauen und Kinder nach Malino verlegt werden. Da wir wussten, dass auch wir jederzeit abgeholt werden konnten, packten wir Kisten mit Bettwäsche und anderen wichtigen Haushaltsgegenständen und ließen sie an unserer Eingangstür stehen. Wir brauchten dann nur noch unsere persönlichen Gegenstände einzupacken, um abmarschbereit zu sein. Mittlerweile hatten wir gelernt, dass die japanischen Soldaten sehr ungeduldig waren. Wenn sie sagten: »*Pigi!*« (»Geht!«), war man besser bereit zu gehen!

Ganz richtig hatten wir erkannt, was die Stunde geschlagen hatte. Die Japaner waren erst zufrieden, als wir unter ständiger Überwachung standen. Im Dezember 1942 kamen Armeeoffiziere mit einem Lastwagen. Ohne einen Gruß gingen sie durch unser Haus, schlugen mit ihren Stöcken gegen dies und jenes und gaben Kommentare auf Japanisch ab. Der befehlshabende Offizier ließ sich auf Dr. Jaffrays Stuhl fallen, machte eine abwertende Handbewegung und verkündete: »Ihr lebt hier viel zu luxuriös. Wir werden euch internieren.«

Ich schaute mir die blanken Wände an, die einfachen Einrichtungsgegenstände, dachte an unseren Überlebenskampf – dass wir noch nicht verhungert waren, hatten wir absolut nicht ihnen zu verdanken, denn bisher hatten wir von ihnen noch nicht ein Reiskorn oder irgendwelche Lebensmittelrationen bekommen. Luxus? Wir lebten viel zu »luxuriös«? Wir gingen in unsere Schlafzimmer, um unser persönliches Gepäck zusammenzupacken. Ich legte meine Bibel, mein Tagebuch und mein Gesangbuch in Russells Aktentasche, dann packte ich noch meinen Morgenmantel und so viele Kleider und Wäschestücke wie möglich hinein. Unser Heimaturlaub war seit vier Monaten überfällig, und meine Kleider waren schon recht zerschlissen – mit Ausnahme eines grün-weiß gemusterten Baumwollkleids. Der Rock war tellerförmig. Ein Jahr zuvor hatten Freunde aus Boone, Iowa, mir dieses Kleid als Geburtstagsgeschenk geschickt. Es

hatte mir so gut gefallen, dass ich es mir für die Heimreise in die Vereinigten Staaten zu unserem Heimaturlaub aufgehoben hatte.

Margaret und ich luden die Kisten und unser Gepäck auf den Lastwagen, halfen Dr. und Mrs. Jaffray und den anderen Damen auf die Ladefläche und kletterten dann selbst hinauf. Wir mussten uns sehr festhalten, sonst wären wir beim Anfahren, Abbremsen oder Schalten hinausgefallen. Am späten Nachmittag erreichten wir Malino. Auf dem Marktplatz hielt der Wagen an, und man befahl uns auszusteigen. Als wir unser Gepäck ausluden, deutete der befehlshabende Offizier auf ein kleines Haus auf der anderen Seite des Tales von Malino. Durch die Bäume war es gerade noch zu sehen. Dann sagte er: »Diese Männer werden Ihr Gepäck tragen«, und mit seinem Stock suchte er einige Eingeborenen heraus, die sich versammelt hatten, um die Vorgänge zu beobachten. Damit verschwand er. Ich war erstaunt und dankbar, dass man uns gestattete, die Hilfe von Eingeborenen in Anspruch zu nehmen, doch ich fragte mich auch, ob wir in der Lage sein würden, mit ihnen umzugehen – alle 18 Männer waren Bugis, allem Anschein nach ein diebisches und gieriges Volk. Meine Nackenhaare sträubten sich, doch es ist schon erstaunlich, womit man sich in einem Notfall abfinden kann. Und dies war ein Notfall. Um überleben zu können, brauchten wir jede Kiste, jedes Paket und jede Tasche.

Ich schlug vor, Dr. Jaffray solle mit den anderen vorausgehen, da es bald dunkel werden würde. Jeder trug seine eigene kleine Tasche mit den persönlichen Habseligkeiten. Wenn es nicht so schrecklich gewesen wäre, hätte man direkt lachen können. Dr. Jaffray führte die kleine Gesellschaft an, er trug seine schwarze Aktentasche mit dem Eau de Cologne in der linken und seinen Stock in der rechten Hand. Ihm folgte Mrs. Jaffray, sie trug ein schwarzes, mit weißem Satin abgesetztes Samtcape – für das sie dem Herrn jedes Mal dankte, wenn sie es anzog. Mit ihrem weißen Haar sah sie sehr würdig aus, als sie auf den Weg trat, in ihren Armen eine silberne Suppenterrine, die früher Dr. Jaffrays Lieblingstante gehört hatte. Hinter ihr kamen die anderen, Miss Seely bildete das Schlusslicht.

Ruth und ich waren die Jüngsten. Wir erklärten uns freiwillig bereit, den Trägern und dem Rest des Gepäcks zu folgen. Auf kei-

nen Fall wollte ich die Bugis spüren lassen, wie viel Angst ich hatte. Wir überprüften das Gepäck, ließen sie sich hintereinander aufstellen und gaben ihnen Anweisung, hinter Ruth herzugehen. Ich ging als Letzte. Ich hatte mit Ruth abgemacht, dass wir, sobald wir den Dschungel erreichten, wo es ziemlich dunkel wäre, anfangen würden, sie zu umkreisen. Ich gab Ruth ein Zeichen und ging »*Satu! Dua! Tiga! Empat!*« zählend nach vorn, während Ruth dasselbe tat und nach hinten kam. Als ich den ersten Träger erreichte, rief ich: »*Delapan belas!*« (»Achtzehn!«) Sobald ich Ruth »Achtzehn!« rufen hörte, marschierte ich auf der anderen Seite zurück und zählte wieder die Männer, und Ruth kam nach vorn. Wir taten das so lange, bis wir auf der anderen Seite des Tales den Dschungel durchquert hatten. Als wir bei dem kleinen Haus ankamen, das der Offizier uns gezeigt hatte, warteten die anderen bereits auf uns. Sie hatten eine kleine Kerosinlampe angezündet. Ich befahl den Trägern, sich eine Weile zu setzen, während ich jedes Gepäckstück untersuchte, um sicher zu sein, dass nichts gestohlen worden war. Dann brachten wir die Kisten und Pakete ins Haus. Sobald sich das letzte Stück sicher im Innern des Hauses befand, sagte ich den Trägern, sie sollten nach Malino zurückkehren und sich bei dem japanischen Offizier melden. Erst als sie alle im Dunkeln verschwunden waren, ging ich hinein.

Nach meiner Begegnung mit den Bugi-Räubern in Benteng Tinggi hatte ich einen gesunden Respekt vor den Bugis und ihren Macheten. Diese Männer waren alle bewaffnet gewesen. Aber Gott hatte uns geschützt. Wenn ich an unseren Marsch durch dieses dunkle Dschungelstück und daran dachte, wie leicht die Träger uns hätten töten und alles Gepäck stehlen können, war ich überwältigt. Ich begann zu würgen. Mrs. Jaffray erkannte, dass ich es nicht mehr bis zur Tür schaffen würde, darum nahm sie den nächsten, in Griffnähe stehenden Behälter und hielt ihn mir unters Kinn – ihre wunderschöne Suppenterrine. Angesichts dieser komischen Situation brachen wir alle in Gelächter aus, und die Spannung wich.

Wir beschlossen, schlafen zu gehen. Am nächsten Morgen würden wir unsere Sachen verstauen. In dieser und den folgenden Nächten schlief ich auf dem Tisch, bis ich mir eine Schlafkoje bauen konnte.

Unsere Hütte war sehr klein – zwei winzige Räume, ein schmaler Flur und eine kleine Zelle als Badezimmer. Kochen mussten wir über einem offenen Holzfeuer an der Ostseite der Hütte. Ruth und ich schliefen auf Kojen in dem Raum, der uns als Esszimmer, Wohnzimmer, Arbeitszimmer und nachts als Schlafzimmer diente. Dr. Jaffray schlief auf einer schmalen Koje im Flur, und die anderen in rohgezimmerten Holzbetten in dem zweiten Raum. Es war alles schrecklich überfüllt. Vielleicht hatten wir in Benteng Tinggi tatsächlich in »viel zu großem Luxus« gelebt?

Sieben sehr selbstständige Frauen und ein Mann, der es gewohnt war, andere zu führen, zusammen in einem winzigen Quartier, wie kann das gut gehen? Wenn Gott die Mitte ist, dann entsteht daraus die äußerst seltene, aber wunderschöne Gemeinschaft der Heiligen.

Wir erstellten einen Arbeitsplan. Feuerholz musste aus dem nahen Dschungel geholt werden. Wasser zum Kochen und Waschen musste von dem Fluss in der Nähe herangeschafft und Essbares gesammelt werden. Jeder war verantwortlich für sein Bett. Jedes Teil bekam seinen Platz und musste auch immer wieder dorthin zurückgelegt werden. Abwechselnd fegten und wischten wir die Böden und das Bad.

In Malino fanden wir eine Art wilde Hirse, die wir »Vogelsamen« nannten, weil wir immer sangen, wenn wir sie kochten. Was immer es war, wir freuten uns über unseren Fund, denn je mehr Wasser wir hinzufügten und je länger wir sie kochten, desto mehr quoll sie auf. Unsere Mägen waren gefüllt. Bei vielen Gelegenheiten stand ich am Feuer und rührte abwechselnd mit Ruth in diesem großen Topf mit »Vogelsamen«. Wir unterhielten uns darüber, wie es Ernie und Russell wohl in Pare-Pare erging, in welchen Lebensumständen sie sich befanden und wie das Essen wohl war. Zwischendurch sangen wir alle Lieder, die wir kannten.

Da wir kein Kerosin für die Lampen und keine Kerzen mehr hatten, machten wir uns Fackeln aus der Seide des Schwalbenwurzgewächses und zerkleinerten Kemiri-Nüssen. Diese Fackeln rauchten fürchterlich, doch so hatten wir wenigstens Licht zum Arbeiten und Lesen.

Eines Tages beim Holz sammeln stieß Miss Seely sich ein großes Holzstück tief in den Fuß. Es war sehr schwer, es wieder heraus-

zuziehen, und der Fuß entzündete sich und schwoll zu seiner dreifachen Größe an. Wir befürchteten, sie könnte eine Blutvergiftung bekommen, und beobachteten einen schrecklich aussehenden roten Streifen auf der Haut. Das bedeutete Gefahr, doch Miss Seely war vollkommen ruhig. Nachdem sie ihren Fuß gebadet hatte, bedeckte sie ihn mit einem sauberen Taschentuch, um die Fliegen fernzuhalten. Auf unsere Fragen antwortete sie: »Ich vertraue dem Herrn. Er wird den Fuß heilen.« Mit vollkommenem Vertrauen sagte sie das jeden Tag, und nach einigen Tagen schwoll ihr Fuß tatsächlich wieder ab.

Nach kurzer Zeit kamen Soldaten, um uns zu überprüfen. Sehr sorgfältig durchsuchten sie das Haus. Jedes Teil nahmen sie in die Hand, alles wurde hochgehoben oder geschüttelt. Als sie sich Dr. Jaffrays Bett zuwandten, drehte ich mich um, damit mein Gesicht nicht meine Aufregung verriet. Niemand rührte sich, bis das dumpfe Poltern ihrer Stiefel verklungen war.

»Ihre Taschenlampe, Dr. Jaffray?«

»Hier ist sie. Sie haben meine Matratze hochgehoben und meine Decke ausgeschüttelt, aber mein Kopfkissen haben sie nicht angerührt.« Weder die Taschenlampe noch die Uhr waren gefunden worden. Gott war eben größer als die Menschen, auch größer als japanische Soldaten. Nie wieder fragte ich nach der Uhr und der Taschenlampe.

Wir wunderten uns, warum die Japaner uns von Benteng Tinggi hierher verlegt hatten. Zwar wohnten wir nun näher an Malino, waren aber doch immer noch zu weit von ihnen entfernt, um unter genauester Beobachtung zu stehen. Vielleicht hatte die Armee vor, Benteng Tinggi als Erholungszentrum für Soldaten oder für einen anderen Zweck zu nutzen.

Wir erinnerten uns daran, dass wir von Benteng Tinggi aus einige dieser Häuser mit dem Fernglas hatten sehen können, also müsste bei klarer Sicht auch von hier aus Benteng Tinggi zu sehen sein.

Uns war nicht verboten worden hinzugehen, wo immer wir wollten, doch bisher hatten wir keinen Gebrauch davon gemacht, weil wir eine zweite Begegnung mit den Bugis fürchteten. Doch eines Nachmittags gingen Dr. Jaffray, Margaret und ich ein Stück, um dadurch herauszufinden, ob man Benteng Tinggi von hier aus wirklich sehen

konnte. Es herrschte reges Treiben auf dem Anwesen, also wurde es von den Japanern benutzt. Auf jeden Fall war das besser, als wenn es von marodierenden Bugis heimgesucht worden wäre.

Da es uns nicht klug erschien, uns zu lange von der Hütte zu entfernen, drehten wir uns um und sahen uns auf einmal einem Chinesen gegenüber, der genauso verwirrt war, uns zu sehen, wie es uns umgekehrt ihm gegenüber erging. Er begrüßte uns herzlich und verschwand auf dem Weg, den er gerade gekommen war. Mein Instinkt sagte mir, dass ich ihm noch einmal begegnen würde.

Kapitel 5

Im Mai 1943, fünf Monate nach unserer Verlegung von Benteng Tinggi, traf Miss Seely auf dem Eingeborenenmarkt in Malino einen unserer Freunde aus Makassar. Er teilte ihr mit, dass Ernie und Russell nicht mehr in Makassar seien; das wussten wir ja bereits. Niemand hatte seit der Verlegung des Männerlagers nach Pare-Pare etwas Genaueres über unsere Ehemänner erfahren können.

Als ich eines Tages an der Feuerstelle stand, hörte ich Soldaten herankommen. So schnell ich konnte, hastete ich zum nächsten Fenster und rief: »Soldaten! Sie kommen in unsere Richtung!« Ich tat sehr überrascht, als sie vor mir standen, und gehorchte einem Soldaten, der mir bedeutete, ins Haus zu gehen. Einer, dessen Indonesisch nicht ganz so schlecht war, gab uns die Anweisung zu packen. Dieses Mal würden wir keine Träger haben, wir konnten also nicht alles mitnehmen. Die Soldaten gingen zum nächsten Haus weiter und befahlen auch dessen Bewohnern, ihre Sachen zusammenzupacken. Wir rannten zur Kochstelle, löschten das Feuer, hasteten zurück ins Haus, um zu packen. Ich zog alle meine Wäsche und meine vier Kleider übereinander an und schaffte so Platz für andere Sachen in der Aktentasche.

Kurz vor Sonnenuntergang kamen wir in Malino an. Uns wurde befohlen, zur Kirche zu gehen, wo wir die Nacht verbringen würden. Die Kirche war bereits zum Bersten voll mit Menschen und deren Gepäck. Wir fanden eine Kirchenbank für Dr. Jaffray und seine Frau. Es war ein hartes Bett, aber sie konnten sich wenigstens nach dem langen, ermüdenden Marsch des Nachmittags ausstrecken. Wir anderen versuchten, es uns auf einer Bank oder dem Fußboden so bequem wie möglich zu machen. Wir blieben dicht zusammen, damit wir nicht getrennt würden, wenn die Soldaten begannen, die Lastwagen zu beladen. Die ganze Nacht über konnten wir die Lastwagen des Feindes ankommen hören.

Wir alle bekamen nur wenig Schlaf. Kleine Kinder klammernten sich an ihre Mütter und jammerten. Furcht ist ansteckend – erst

jetzt verstand ich, warum der Herr die Heerführer im 5. Buch Mose anwies, die furchtsamen Soldaten nach Hause zu schicken, damit die anderen nicht auch Angst bekamen. Die Kinder spürten die Angst ihrer Mütter und weinten über das, was sie nicht verstanden, während ihre Mütter über das weinten, was sie sehr wohl verstanden – dass unser Leben nämlich nur noch an einem seidenen Faden hing. Wir waren der Gnade unberechenbarer Männer ausgeliefert.

Einige der Frauen ließen die Gräber ihrer Lieben zurück. Sie klammerten sich an ihre kleinen Bündel und wiegten sich mit trännennassen Wangen und geschlossenen Augen hin und her. Sie waren stumm vor Schmerz, der noch zu frisch war, um laut herausgeschrien zu werden.

»Mein Herr, hörst du nicht das Schreien der Kinder? Wer wird sie verteidigen? Erhebe dich und greife zu unseren Gunsten ein.« Es war eine sehr traurige Nacht. Wir trauerten um das, was gewesen war, was nicht mehr war, nie mehr sein würde. Das Weinen hörte die ganze Nacht über nicht auf. Ihr folgte ein Morgen, von dem alle Freude gewichen war. Mein Kopf ruhte auf meiner Aktentasche. Ich schaute in die Gesichter um mich herum. Das erste Licht der Dämmerung fiel bereits durch die Fenster. Niemals während der ganzen Zeit unserer Internierung hatte die Zukunft dunkler vor uns gelegen. Russell und ich waren nun schon seit mehr als einem Jahr getrennt, mehr als sechs Monate lang hatte ich schon keine Nachricht mehr von ihm erhalten. Jede Verlegung vergrößerte den Abstand zwischen uns. Wohin? Wenn wir nicht nach Makassar gebracht wurden, wo – außer in Malino – wäre Platz für mehr als eintausend Frauen und Kinder? Ich stieß Ruth an und schlug vor, dass einige von uns in den provisorischen Waschraum gehen sollten, während die anderen das Gepäck bewachten. Dr. Jaffray, der Frühaufsteher, war bereits wach. Wir überprüften unser Gepäck und stellten es zusammen, damit nichts zurückblieb. Dann teilten wir die persönlichen Habseligkeiten der Jaffrays unter uns auf. Das Frühstück bestand aus einem kleinen Stück Brot.

Ein Lastwagen wurde gestartet. Das Geräusch des Motors schreckte die Kinder auf. Die Leute begannen herumzugehen. Kinder verloren ihre Mütter. Wenn sie erkannten, dass sie allein waren,

schrien sie: »*Moeder! Moeder!*« (»Mutter! Mutter!«) Es war ein Höllenlärm. Andere Fahrer begannen, die Motoren ihrer Lastwagen warmlaufen zu lassen. Angesichts all des Lärms schien das menschliche Elend ringsumher unterzugehen. Beim Verladen wurde keinerlei Rücksicht auf die Älteren, Kranken oder Mütter mit Kindern genommen. Diejenigen, die in Malino gewesen waren, entdeckten besorgt, dass einer der Offiziere der frühere Inhaber von Kanekos Gemischtwarenladen¹⁷ war. Er tauchte als Hauptmann in der Armee wieder auf und ließ eine gehörige Anzahl an Schlägen auf die Frauen niedergehen, von denen er sich während seiner Zeit als Ladenbesitzer schlecht behandelt gefühlt hatte.

Ein aufgepflanztes Bajonett und unsere früheren Erfahrungen mit unseren Bewachern besaßen große Überzeugungskraft. Die Lastwagen wurden beladen. Wir beteten inständig darum, dass keiner von der Ladefläche herunterfiel, da sie nicht mit einer Klappe gesichert war. Wir, die wir uns an einer Stange festhalten konnten, gestatteten den anderen in der Mitte der Ladefläche, sich an uns festzuhalten. Unsere Taschen stellten wir zwischen unsere Füße. Ohne Rücksicht auf ihre menschliche Fracht rasten die Fahrer davon, wobei sie auch in den Kurven nicht langsamer fuhren. Wenn sie auf die Bremsen traten, fielen wir alle durcheinander. Das abrupte Anfahren war das Schlimmste. Wir hatten Angst, ein Kind oder eine ältere Frau könnte herausgeschleudert werden.

Auch die Sonne hatte kein Erbarmen mit uns. Die Hitze wurde unerträglich, als wir uns der Küste näherten, und wir alle standen in der Gefahr, einen Sonnenstich zu bekommen. Ich war wie erschlagen, und mir war schrecklich heiß, hatte ich doch meine vier Kleider und einige Schichten Unterwäsche an.

Die Gegend kam uns nun bekannt vor. Wir bogen von der Hauptstraße ab und fuhren an den *sawahs*, den überfluteten Reisfeldern, entlang. Auf der rechten Seite sahen wir einen großen Graben, hinter dem ein mit Stacheldrahtzaun umgebenes Gelände lag.

17 A. d. H.: Da es sich bei Kaneko um einen japanischen Namen handelt, ist davon auszugehen, dass der Betreffende mit der Besatzungsmacht in Verbindung stand – entweder als einheimischer Kolonator oder als Japaner, der inzwischen zum Offizier aufgestiegen war.

»Das ist es also – Kampili, das Tuberkulose-Sanatorium der Eingeborenen.« Alle nickten, sie waren zu erschöpft, um zu sprechen. Der Fahrer überquerte den Graben und hielt innerhalb des mit Stacheldraht eingezäunten Gebiets abrupt an. Die vorn an der Ladefläche Sitzenden sprangen ab und halfen den anderen herunter. Ich empfand etwas davon, was in dem bekannten Spiritual beschrieben wird: »Manchmal fühle ich mich wie ein mutterloses Kind – weit weg von zu Hause!« In Iowa sah es ganz anders aus als hier. Es gab hier keine Vegetation, nur wenige, zum Teil noch unvollendete Gebäude standen auf dem roten Lehmboden. Sie ähnelten den Häusern der Dyaks, waren allerdings nicht auf Pfählen gebaut. Auf der rechten Seite befanden sich die Zementhäuser des Sanatoriums.

Wir wurden zur hintersten der sechs Baracken getrieben. Die ersten vier Gebäude waren schon fertiggestellt, die Baracken 5 und 6 näherten sich ihrer Vollendung. Ein junger Chinese überwachte die Arbeit einer Schar von Zimmerleuten. Ich sah, wie er mit einer holländischen Frau sprach, die sich umdrehte und auf mich zeigte. Ich musste schlucken. Diesen Mann hatte ich noch nie zuvor gesehen. Während er genau auf mich zuhielt, sprach er hier und da mit den Arbeitern. Er drehte sich noch einmal um und überzeugte sich davon, dass keine Japaner in der Nähe waren. Mutig drückte er mir einen Brief in die Hand und sagte, er sei von meiner Freundin Wiesje. Dann fragte er, ob wir irgendetwas brauchten.

Ich zerknüllte den Brief in meiner Hand, und während ich mich umdrehte, um nach Margaret Jaffray Ausschau zu halten, damit es nicht den Anschein hatte, als unterhielten wir uns, dankte ich dem Chinesen, bat ihn aber inständig, nicht zu riskieren, einen weiteren Brief zu überbringen. Für beide war es viel zu gefährlich.

»Komm, Margaret, wir wollen uns einen Ort suchen, wo ich diese Kleider ausziehen kann, sonst sterbe ich noch vor Hitze und Erschöpfung. Hast du jemals einen trostloseren Ort gesehen?« Wir fanden ein Gebäude mit Toiletten am Ende der Baracken. Margaret hielt Wache, da es keine Türen gab und überall Arbeiter herumliefen. Schnell zog ich meine Kleider aus, danach die überflüssige Wäsche. Das war eine willkommene Erleichterung.

Dann lasen Margaret und ich Wiesjes Brief. Sie schrieb, sie und ihre Familie machten sich Sorgen um uns, und falls wir etwas brauchten, sollten wir uns an Suii wenden, er sei ein guter Freund, und wir könnten ihm vertrauen. Ich wusste das sehr zu schätzen, doch wir hatten nicht die geringste Absicht, ihr Leben in Gefahr zu bringen. Ich stopfte den Brief in meine Kleider, und wir kehrten zum Rest der Gruppe zurück. Wenn die anderen den Brief gelesen hatten, würde ich ihn auf dem schnellsten Weg verbrennen.

Wir erfuhren, dass die Leute von Ambon und den nahe gelegenen Inseln nach Kampili gebracht worden waren, nachdem ihr Lager in Ambon von den Alliierten bombardiert worden war. Viele waren bei dem Angriff verletzt oder getötet worden. Die Überlebenden wurden in den Betonhäusern untergebracht, die zu dem früheren Tuberkulose-Sanatorium gehört hatten. Auch Dr. Jaffray wies man eines jener Häuser zu. Dort sollte er zusammen mit den anderen Männern und den Jungen über 16 Jahren untergebracht werden.

Sobald die Lastwagen mit den Bauarbeitern nach Makassar abgefahren waren, sagte man uns, wir sollten uns in Baracke 6 einen Schlafplatz suchen. Zuerst untersuchten wir unsere Baracke. Die Wände bestanden aus geflochtenen Bambusmatten, der Fußboden aus bloßem Lehm. Das Dach der Baracke war grasgedeckt. An beiden Seiten der Wände standen zweistöckige Schlafkojen. Zwischen der Wand und dem Dach befand sich eine Öffnung, die etwas Licht und frische Luft hindurchließ. Welche menschlichen Tragödien sich hier in Kampili abspielen würden, war eine Frage, die nur die Zeit allein würde beantworten können. Da wir wussten, dass dies noch nicht unsere endgültige Bleibe war, versuchten wir nicht, uns einzurichten.

Die Küche des Sanatoriums war erweitert worden, damit für das gesamte Lager gekocht werden konnte. Wir hatten einige fähige Köche, die gut mit Gewürzen umzugehen verstanden und aus allem eine schmackhafte Mahlzeit bereiten konnten.

Nachdem alle zwölf Baracken fertiggestellt waren, erging der Befehl, alle Nicht-Holländer sollten in Baracke 8 einziehen. Da wir nun zum ersten Mal zusammen waren, stellten wir fest, dass wir aus 57 verschiedenen Ländern kamen. Wir gaben unserer Baracke den Namen »Heinz-Baracke«.

Jede Baracke wählte eine Vertreterin, die sie bei Mrs. Joustra zu vertreten hatte. Mrs. Joustra, eine Holländerin, sollte die Interessen aller Lagerinsassen wahrnehmen. Sie war unsere einzige Verbindung zum Lagerkommandanten. Ich weiß nicht, warum man gerade mich zur Barackensprecherin wählte, vielleicht wegen meiner Sprachkenntnisse. Mit den Japanern sprachen wir nur Indonesisch, untereinander Englisch, Holländisch und Indonesisch, wobei ich die beiden letztgenannten Sprachen einigermaßen flüssig sprechen konnte. Zum Englisch sprechenden Block gehörten Frauen aus Kanada, England, Schottland, Irland, Deutschland, Armenien, Israel, der Tschechoslowakei und Russland. Im Holländisch sprechenden Block hatten wir zahlreiche Eurasier und eine Deutsche. Drei chinesische Familien, eine Menadonesin, eine Frau aus Makassar, die mit einem Holländer verheiratet war, und eine jüdisch-orthodoxe Familie sprachen miteinander Indonesisch, weil niemand sonst ihre Muttersprache beherrschte.

Jeden Abend machte der Lagerkommandant seine Inspektionsrunde. Um 19 Uhr wurde eine Glocke geläutet. Die Barackensprecherin stand an der Tür und rief: »Achtung«, »Grüßen«, »Rührt euch!« Wir verbeugten uns und grüßten den Kommandanten einstimmig mit: »Guten Abend, Sir.« Er gab einen Gruß zurück. Wir versuchten, alle anwesend zu sein, denn wir wussten nie, wann er hereinkommen und jedes Bett überprüfen würde. Die Bestrafung war jedes Mal viel schlimmer als das Vergehen.

Nach dem Abendappell gaben wir uns zum vorderen Teil der Baracken. Dort wurden Ankündigungen gemacht, und dort konnten wir uns auch über die Arbeitseinteilung für den folgenden Tag informieren. An dem ersten Abend in unserer Baracke führte ich ein Ritual ein, das meines Erachtens viel zu dem guten Geist in unserer Barackengemeinschaft beigetragen hat. An jenem und allen darauffolgenden Abenden luden wir alle ein, mit uns zusammen ein Wort aus der Bibel zu hören und zu beten. Wir waren vereint in der Erkenntnis, dass wir Hilfe von dem einen brauchten, der größer ist als wir. Wir alle standen einem Feind von außen gegenüber, und wenn wir überleben wollten, mussten wir zu einer Einheit werden. Die zwischenmenschlichen Barrieren wie Sprache, Rasse und Haut-

farbe existierten nicht mehr, und die stetig steigende Wertschätzung für den anderen versetzte uns in die Lage, uns mutig den Plagen der meisten Kriegsgefangenen zu stellen: Leiden, Hunger, Entbehrungen jeder Art, Zwangsarbeit, Bombardierungen, Krankheit, psychischer Druck, Tod und einsame Gräber. Oft leisteten uns die Frauen aus den anderen Baracken bei unseren Abendandachten Gesellschaft. Während jener wirklich sehr schwierigen Jahre, die uns immer wieder in große innere Konflikte führten, wurde unsere Baracke zu einem Ruhepol inmitten des militärischen Sturms, der um uns herum wütete. Unsere Beziehungen zueinander waren weithin von Verständnis, Interesse für den Nächsten und Hilfsbereitschaft geprägt. Wir bemühten uns darum, uns gegenseitig beizustehen, zu ermutigen, zu trösten und die schwere Last des anderen zu tragen. Ich bin davon überzeugt, dass die Harmonie, die bei uns in Baracke 8 herrschte, auf die abendlichen Andachten zurückzuführen war.

Sobald Betten frei wurden, baten holländische Familien darum, nach Baracke 8 verlegt zu werden. Weil sie Christen waren, schlugen ihre Herzen für das gleiche Anliegen, einander zu helfen, und sie wurden sehr geschätzt.

Die Morgenglocke um sieben Uhr war das Signal zum Beginn der Arbeit. Jede Baracke hatte eine Arbeitsquote. Eine bestimmte Anzahl von Frauen musste für die Arbeit in der Zentralküche, in der Krankenhausküche und im Garten eingeteilt werden; außerdem für Rode- und Baumfällarbeiten, für die Straßenarbeit, das Entladen der Lastwagen, die Schweine- und Hühnerhaltung, das Wasserpumpen, Nähen, Stricken, die Zubereitung des Porridge und das Wasserkochen, für den Dienst im Krankenhaus und die Krankenpflege. Der Schweiß unserer Körper und die Geschicklichkeit unserer Hände waren erforderlich, um uns selbst am Leben zu erhalten und die japanische Kriegsmaschinerie voranzubringen.

Um die Arbeit so abwechslungsreich wie möglich zu gestalten, erstellte ich einen Arbeitsplan, in dem jeder Frau für jeden Tag eine andere Arbeit zugeteilt wurde. Auf diese Weise lernte jede die Anforderungen kennen, die die verschiedenen Aufgaben an sie stellten. Schon bald erkannten wir, dass die körperlich Schwachen die schwere Arbeit nicht verrichten konnten. Wir kamen überein, dass

die jüngeren und kräftigeren Frauen in der Schweinehaltung, im Garten und auf der Straße arbeiteten. Wer welche Arbeit verrichtete, war egal, solange wir unsere Quote erreichten.

In den ersten Wochen wurde die Morgensuppe in der großen Zentralküche gekocht. Die Köche mussten den Reis in einem großen Lagerhaus holen, das vor den Baracken 7 bis 12 errichtet worden war. Der Reis musste gesäubert und mehrmals gewaschen werden, bevor er in einem riesigen Topf eingeweicht wurde. Schon um vier Uhr morgens mussten die Köche auf den Beinen sein und mit ihrer Arbeit beginnen, das Feuer schüren und mit riesigen Holzlöffeln in ihren Kesseln rühren. Das war sehr zeitaufwendig, doch auch wir mussten lange in der Schlange warten, um unsere magere Zuteilung an Reissuppe zu bekommen.

Eines Morgens war der Porridge aus einem Kessel besonders gut; jemand meinte sogar, er schmecke wie Reissuppe mit Hühnchen. Als es heller wurde, stellte man fest, dass es sich um eine Vogelratten-Reissuppe handelte. Wir wussten, dass die Vögel sich in den fensterähnlichen Öffnungen zum Schlafen niederließen und dass die Ratten herumschlichen, um sie zu jagen. Darum folgerten wir, dass eine Ratte einen Vogel angegriffen hatte und dass die beiden während des Kampfes in den Kessel gefallen und ertrunken waren. Wenn der Rattenschwanz und die Vogelfedern nicht auf einem Teller gelandet wären, hätte das niemand erfahren.

Vor jedem Block mit jeweils sechs Baracken war ein Schuppen mit Tischen und offenen Feuerstellen errichtet worden. Schon bald erkannte der Lagerkommandant, wie unpraktisch die Frühstückseinteilung war, und wies jeder Baracke einen Kessel zu. Eine unserer jungen Frauen mit einem kleinen Baby erklärte sich freiwillig bereit, für den Morgenreis zu sorgen. Obwohl unser Kessel mehrmals gründlich geschrubbt und ausgewaschen worden war, schmeckte unsere Suppe noch lange nach Kerosin!

In den ersten Tagen gab es noch häufig einen Bettentausch; Freunde und Familienangehörige wollten gern zusammen sein. Lilian Marsh hatte das oberste Bett auf der rechten Seite der Tür. Miss Marshs Anwesenheit übte einen stabilisierenden Einfluss auf die anderen aus. Sie hatte gewaltig an Gewicht verloren und wurde

von einem hässlichen Husten gequält. Doch obwohl sie körperlich sehr angegriffen war, beklagte sie sich niemals und nahm auch keine Privilegien für sich in Anspruch. Ihre Hände sahen aus wie Vogelkrallen. Wir machten uns große Sorgen angesichts ihres Gesundheitszustands. Ich konnte sie in der Krankenhausküche unterbringen, wo sie während der Arbeit die meiste Zeit sitzen konnte. Eines Tages, als sie in die Baracke zurückkam, war sie ganz rußig vom Töpfe- und Pfannenschrubben. Ich nannte sie Aschenputtel – ein Spitzname, den sie behielt.

In der Koje neben Lilian schlief Mrs. Woodward, auch eine Engländerin, die mit ihrem Mann zusammen für die Heilsarmee in Celebes gearbeitet hatte. Sie war eine sehr lebhaftere Frau, sehr mütterlich, obwohl sie selbst keine eigenen Kinder hatte. Sie wandte sehr viel Zeit auf, um Mrs. Snaith, ihrer Bettnachbarin, bei der Erziehung ihrer Tochter zu helfen.

Mrs. Woodward und Mrs. Snaith hatten viele Gemeinsamkeiten – beide arbeiteten für die Heilsarmee, beide hatten ein schlecht sitzendes Gebiss, beide arbeiteten in der Diätküche, und beide waren tiefgläubige Christinnen. Mrs. Snaith stammte aus Irland. Ihre Tochter Emerald war ein großes, schlankes Kind mit glattem, braunem Haar; sie bewegte sich mit der Anmut einer Gazelle. Trotz ihrer Jugend war sie niemals quengelig oder unhöflich.

Auf Mrs. Snaiths Wangen zeigten sich immer Fieberflecken. Sie litt an einer Lungenkrankheit und Geschwüren an ihren Füßen und Beinen, die nicht heilen wollten. Wir konnten wenig für sie tun, da wir keine Salbe hatten und auch nicht die für eine Heilung notwendigen Nährstoffe bekamen. Darum bedeckten wir die Geschwüre mit sauberen Lappen, die mit einer starken Seifenlösung getränkt waren. Die Lappen schützten vor Fliegen, die weitere Infektionen hätten hervorrufen können.

Eines Tages waren Mrs. Snaith und ich an der Reihe, die Senkgrube zu leeren. Sie rutschte aus und fiel in diese dicke, grüne Jauche. Schon wenn sie gesund gewesen wäre, wäre dies eine äußerst unangenehme Sache gewesen, doch diese Frau hatte auch so schon genug Probleme mit ihrer Gesundheit. Dicke Tränen rollten ihre Wangen hinunter. Ich ging zum Brunnen zwischen den Baracken und holte mehrere Eimer

mit Wasser, um ihr den Schmutz von den Beinen zu waschen und die Geschwüre zu säubern. Danach bedeckte ich die Wunden mit einer Seifenlösung, verband sie und schickte sie ins Bett.

Neben Mrs. Snaith und Emerald lebte Oma Zimmermann. Mrs. Zimmermann war die Witwe eines deutschen Pflanzers, und viele einsame Nächte lang erfreute sie uns mit den Geschichten über eine Plantage auf Java, auf der sie aufgewachsen war. Obwohl sie bereits fast 70 Jahre alt war und keine Zähne mehr besaß, konnte man noch sehen, dass sie einmal sehr schön gewesen sein musste. Ihr langes, braunes, von grauen Strähnen durchzogenes Haar war lockig, und sie trug eine Brille mit Goldrand, die immer halb auf der Nase saß (da sie auf die Entfernung besser ohne Brille sehen konnte).

Oma Zimmermann war eine bereitwillige Helferin. Sie hatte auch ein angeborenes Talent fürs Kochen – eine Künstlerin in der Küche unter normalen Umständen, sehr erfindungsreich in unserer Situation. Sie hatte die Fähigkeit, aus dem wenigen, was wir bekamen, durch Beigabe von Kräutern, Gewürzen und allem anderen, was sie ergattern konnte, ein Festmahl zu bereiten. Was wir an Kaffeepulver noch bei uns hatten, legten wir zusammen, und Oma Zimmermann kochte Kaffee. Dann wurde der Satz sorgfältig in der Sonne zum Trocknen ausgebreitet. Ich weiß nicht, wievielmals wir diesen Vorgang wiederholten, doch da sie die Gabe hatte, aus nichts etwas zu machen, konnten wir eine ganze Weile lang Kaffee trinken. Nachmittags und abends aßen wir Reis, doch Oma Zimmermann sorgte immer für irgendeine Beilage.

Omas Tochter, Maus Dol, war Anfang zwanzig, sehr groß und sehr schön. Wenn man sie ansah, konnte man sich vorstellen, wie ihre Mutter in ihrer Jugend ausgesehen haben musste. Sie war körperlich sehr stark, eine Eigenschaft, die sehr selten in Kampili zu finden war. Oft half sie mir bei Extra-Aufgaben, und sie war dabei immer so fröhlich wie ihre Mutter. Maus' kleine Tochter Paxje (»kleine Pax«) schlief neben Großmutter und Mutter. Sie trug Zöpfe und muss ihrem Vater ähnlich gesehen haben. Paxje lutschte so stark an ihrem Zeige- und Mittelfinger, dass ihre Zähne etwas vorstanden.

Neben Maus, Pax und Oma Zimmermann schlief Maus' Freundin, Mrs. Verschoor. Sie war die Frau eines holländischen Offiziers,

eine kleine Dame mit einer Tochter, Anneke, die in Paxjes Alter war. Anneke und Pax stritten sich manchmal wie zwei Streithähne, nachher spielten sie wieder wie zwei Engel miteinander und waren unzertrennlich. Mrs. Verschoor und drei andere holländische Familien kamen auf Anfrage in unsere Baracke. Sie waren eine echte Bereicherung für uns, und wir hatten allen Grund, dankbar zu sein, dass sie sich unserer »Familie« angeschlossen hatten.

Auf der anderen Seite des Ganges lebte eine holländische Familie. Mrs. Routs war Christin, und vermutlich empfand sie eine Seelenverwandtschaft zu den anderen Gläubigen, die in Baracke 8 untergebracht waren. Auch sie war sehr groß, und vor dem Krieg hatte sie vermutlich unter Übergewicht gelitten. Sie arbeitete im Garten. Ihre beiden dunkelhaarigen Jungen waren sehr mager und sahen typisch holländisch aus. Der Kleinste von ihnen, knapp zwei Jahre alt, hatte fast ständig Zeige- und Mittelfinger der linken Hand im Mund. Doch niemand sagte etwas dazu. Die Kinder brauchten allen Trost, den sie bekommen konnten. Er wurde Broertje, »kleiner Bruder«, genannt. Der ältere Bruder hielt sich oft in seiner Nähe auf und war sehr besorgt um ihn.

Hinter den Routs' wohnten die van der Kleys. Die Mutter war auch Christin, hatte zwei Kinder, Ansje und Susje. Sie war erfrischend offen und nahm niemandem seine Meinung übel. Sie und Mrs. Routs waren schon lange befreundet. Auch sie arbeitete im Garten und war immer bereit, für jemanden einzuspringen, der krank geworden war.

Lieke Marcar war eine attraktive, liebenswürdige Holländerin und sehr besorgt um das Wohl ihrer Familie. Ihr Sohn Dougie und ihre Schwiegermutter, Oma Marcar, waren mit ihr zusammen in Kampili interniert; ihr Mann, einst im Import-Export-Geschäft in Makassar tätig, befand sich nun zusammen mit den anderen Männern im Internierungslager in Pare-Pare. Wie die anderen jungen Männer versuchte Dougie, sich in seine weibliche Umgebung einzuleben, und ich bin sicher, sein Vater war stolz auf ihn. Oma Marcar war sehr groß, sie ging schon leicht gebeugt und langsam. Ihre Haare waren ergraut, doch man konnte spüren, dass sie früher eine sehr stattliche und erfrischende Persönlichkeit gewesen sein musste. Sie

konnte unglaublich schnell stricken und stellte Socken für japanische Offiziere her. Sie war Armenierin und trug ihre Kleider länger als gewöhnlich. Ingeheim verglich ich sie mit Whistlers Mutter – nur ein Schaukelstuhl und eine weiße Haube fehlten.

Neben den Marcars schliefen Tiele Noll und ihr kleiner Sohn. Tiele sorgte für unsere Morgensuppe; sie stand jeden Morgen um vier Uhr auf. Ihr Haar war sehr lang, schwarz und wellig. Ihre Schwester lebte in Baracke 6; Ellie glich mehr ihrer holländischen Mutter, Tiele ihrem armenischen Vater. Tieses 18 Monate alter Sohn war ein außergewöhnlich hübsches Kind, und wir alle verwöhnten ihn. Tiele war eine sehr gute Mutter. Sie hatte darum gebeten, für die Nachtarbeit eingeteilt zu werden, damit sie tagsüber bei ihrem Sohn Wiwi sein konnte. Als der Kleine eines Tages einen großen Abszess auf der Stirn bekam, der entfernt werden musste, gab sie ihn mir und ging fort. »Ich kann das nicht sehen, bitte halte du ihn für mich.« Es gab keine örtliche Betäubung, um den Schmerz zu lindern, und es fiel mir zu, Wiwi, dessen Arme angebunden waren, festzuhalten, während der Arzt die entzündete Schwellung mit seinem stumpfen Skalpell öffnete. Wiwis schockierter Blick wandelte sich in Entsetzen, und dicke Tränen rannen seine kleinen Wangen hinunter. Während der Arzt das Blut und den Eiter aufwischte und dann die Wunde verband, hielt ich Wiwi in meinen Armen und versuchte, ihn zu trösten. Hass stieg in mir hoch auf diejenigen, die mich gefangen hielten, weil sie den Schmerzen dieser kleinen, unschuldigen Menschen so teilnahmslos gegenüberstanden. »Es ist alles gut, Wiwi. Wir wollen zu Mama gehen.« Ich war dankbar, dass er bereits aufgehört hatte zu schluchzen, als ich ihn seiner Mutter übergab.

Tiele und Wiwi gegenüber lebte eine armenische Familie; der Mann war zusammen mit Ernie und Russell in Pare-Pare interniert. Carr M. David war iranischer Herkunft. Vor dem Krieg hatte er das Amt des britischen Vizekonsuls in Makassar innegehabt. Seine gute Herkunft zeigte sich auch in seiner Familie. Er hatte eine Tochter, Elsie, und zwei Söhne, Ronnie und Arnold. Rose, seine Frau, wirkte sehr würdig. Roses Haar zeigte bereits die ersten Spuren von Grau; es hatte noch nie die Bekanntschaft von Lockenwicklern gemacht, da es von Natur aus sehr lockig war. Wir alle schätzten Rose sehr, sie war

meine fähige Assistentin, deren Rat ich schätzte, und unsere Freundschaft hat viele Jahre überdauert. Elsie war ein fröhlicher Teenager, immer bereit zu einem Lächeln oder einem Scherz, um andere aufzuheitern. Die Patienten im Krankenhaus, wo sie arbeitete, brauchten jemanden mit ihrem Temperament. Die Jungen waren sich sehr unähnlich: Ronnie groß, blond und offen, Arnold klein, dunkel und schüchtern.

Saartje Seth-Paul und ihre Angehörigen belegten die Betten daneben. Saartje war eine gutmütige, offene Person, die sich durch nichts aus der Ruhe bringen ließ. Ihre Schwester Bea de Graaf war ihr sehr ähnlich. Beide waren sehr stark und immer hilfsbereit. Bea arbeitete im Schweinestall und Saartje im Garten, genau wie Jet Robyn, ihre andere Schwester.

Oma de Graaf, die Mutter von Saartje, Bea und Jet, war Menadonesin und kleidete sich immer noch in den traditionellen, sehr bequemen Sarong. Wie Oma Zimmermann trug auch sie eine runde, vergoldete Brille, die gewöhnlich mitten auf der Nase saß. Sie war eine Bilderbuchoma und erwies sich als der Mittelpunkt ihrer Familie.

Saartje hatte drei Kinder, darunter ein Zwillingspärchen. Paula sah sehr gut aus; sie würde einmal sehr groß werden, war sie jetzt doch schon größer als ihre Zwillingsschwester Pim. Die beiden ergänzten sich gut, und als die eine schwer an Hepatitis erkrankte, steckte sich die andere prompt an.

Das jüngste Kind der Seth-Pauls war Mary. Manchmal konnte sie eine richtige Nervensäge sein. Doch sie war so reizend, dass sie immer bekam, was sie wollte.

Hinter der Familie lebte eine eingeborene Frau aus Makassar, Mrs. Weidema. Sie hatte einen siebenjährigen Jungen, Neilus, der nur schwer im Zaum zu halten war. Sie hatte auch noch ein Baby, das kurz nach unserer Ankunft in Kampili zur Welt gekommen war. Als im Lager eine Magen-Darm-Katarrh-Epidemie ausbrach, wurde auch das Baby sehr krank. Eines Abends während unserer Bibelstunde kam Mrs. Weidema angerannt und rief: »*Njonja*, bitte komm und bete für mein Baby!« Regelmäßig ging sie zur Krankenstation, um das Baby dort zu stillen, doch ihre Milch war versiegt, und das

Baby reagierte nicht auf das Reiswasser, das sie als Ersatz verwendete. Ich begleitete sie. Zusammen neigten wir den Kopf, und ich betete, dass der Herr ihr Kind bewahren möge.

Als ich zurückkam, begegnete ich einer anderen jungen Mutter aus unserer Baracke, Lennie Ripassa. Sie hatte ein Baby und stillte es. »*Mevrouw* Deibler, ich habe mehr Milch, als ich brauche«, sagte sie. »Ich werde auch das andere Kind stillen.« Das tat sie dann, und das kranke, verhungerte Kind wurde wieder kräftig und gesund. So beantwortete Gott Gebet. Beide Neugeborenen unserer Baracke überlebten.

Die Mutter der letzten Familie auf der rechten Seite der Baracke hatte viele Gesichter. Oft hörten wir die Kinder mitten in der Nacht weinen. Schließlich stand ich auf und sah nach, was los war. Ich fand die drei Kleinen allein vor. Ihre Mutter war nirgendwo zu entdecken. Vermutlich war eines aufgewacht. Es hatte festgestellt, dass die Mutter nicht da war, und angefangen zu schreien. Davon waren dann die Geschwister aufgewacht und hatten in das Geschrei eingestimmt. Dies passierte nicht einmal, sondern viele Nächte hintereinander. Als ich einmal nach den Kindern sah und entdeckte, dass sie in ihrem eigenen Schmutz lagen – sie hatten ins Bett gemacht und sich darin gewälzt –, wurde ich wütend. Ich vermutete, dass die Frau bei einem der japanischen Offiziere war. Ihre gestotterte Entschuldigung, dass sie krank und auf der Toilette gewesen sei, war nicht glaubwürdig.

In dieser Nacht wartete ich auf sie. Als sie sich durch die Tür hereinschlich, war ich ärgerlich. Es war schon schlimm genug, um meinen Schlaf zu kommen, da morgen wieder harte Arbeit auf mich wartete, doch noch wütender war ich darüber, dass sie die Kinder so vernachlässigte. In unmissverständlichen Worten machte ich ihr klar, dass ich diesen Verstoß gegen die Regeln Mr. Yamaji, dem Lagerkommandanten, würde melden müssen. Sie reagierte so freundlich, als hätte ich ihr gerade gesagt, was für eine wunderschöne Nacht wir hätten. Ihre Antwort war: »Ja, ich verstehe, dass Sie das tun müssen.«

Ich war vollkommen perplex. Wie reagiert man auf jemanden, der sich hinlegt und sagt: »Du hast gewonnen; ich bin tot!«? Dies war eine Seite ihres Wesens, die ich noch nie zuvor bemerkt hatte. Wenn sie da war, war sie eine gute Mutter, und die Kleinen liebten sie.

In der folgenden Nacht schlich sie sich wieder hinaus. Diesmal hatte ich das Gefühl, dass etwas getan werden müsste wegen der Kinder, aber auch wegen der anderen, deren Schlaf gestört wurde. Ich war sicher, sie würde nicht verletzt sein, doch ich wollte meinem Widerwillen und Protest Ausdruck verleihen. Außerdem hoffte ich, dass der Lagerkommandant sich schämen und sie nicht mehr wiedersehen wollte. Beim Appell teilte ich ihm mit, dass ich ihn nachher noch zu sprechen wünschte. Wir gingen zusammen zur Rückseite der Baracke.

Das Ganze war eine Farce. »Diese Frau hat gegen die Lagerregeln verstoßen. Sie hat die Baracke verlassen, nachdem die Lichter gelöscht waren. Sie lässt ihre Kinder nachts allein. Dies ist mehrmals vorgekommen.« Yamaji gab vor, sie auszuschimpfen, schlug mit seinem Stock auf ihr Hinterteil und befahl ihr, in der Baracke zu bleiben. Sie sagte, das würde sie tun, und grinste ihn an, weil sie wusste, dass ich ahnte, wo sie die Nacht verbrachte – nämlich in seinem Zimmer.

Als diese Frau mit Hepatitis zur Krankenstation gebracht wurde, ging Ruth Presswood, die mitleidige Krankenschwester, zu ihrem Bett und säuberte den gesamten Bereich. Sie grub sogar den Lehmfußboden auf, wo die Kinder ihre menschlichen Bedürfnisse erledigt hatten. Sie wusch alles und badete die Kinder. Uns allen war es unverständlich, wie eine solche Frau so gute und fügsame Kinder haben und wie sie diese so in Gefahr bringen konnte, wenn ihre Liebe zu ihnen wirklich so groß war. Wie ich sagte, sie war eine Frau mit vielen Gesichtern.

Ich hatte großes Mitleid, nicht nur mit den Kindern, sondern auch mit der Mutter. Gott allein wusste, wann der Krieg zu Ende sein würde – vielleicht schon bald. Was dann?

Aber vielleicht bewahrte die Tatsache, dass einige sich freiwillig für bestimmte Vergünstigungen verkauften, die anderen davor, belästigt zu werden; einige der Frauen waren sehr hübsch. Es war so schwer zu verstehen, was eine Frau veranlasste, freiwillig zur Lagerhure zu werden. Dies war eine Einstellung, die wir anderen nicht verstehen konnten. Ich erfuhr auch, warum die Frau, die damals nach Malino gebracht worden war, als wir noch in Benteng Tinggi

gewohnt hatten, so lautstark protestiert hatte. Sie hatte sich mit Japanern eingelassen und wollte nun den holländischen Frauen nicht gegenüberreten.

Auf der linken Seite der Baracke lebte eine jüdische Familie, die Frau hieß Rachel. Sie hatte fünf Kinder: zwei Mädchen und drei Jungen. Mr. Meshmoor war Kaufmann in Makassar gewesen. Vier Kinder waren bei uns im Lager, der älteste Sohn, Raimond, war mit den Männern nach Pare-Pare gebracht worden. Sie war orthodoxe Jüdin, und es gelang uns, die Erlaubnis zu erhalten, dass sie Reis und Gemüse für sich und ihre Familie in ihren eigenen Pfannen und Töpfen kochte, damit sie koscher waren.

Rachel war eine sehr liebenswerte Frau. Da sie unter Asthma litt, musste sie von allen Arbeiten befreit werden. Eines Nachts kam die älteste Tochter, Esther, angelaufen. »Kommen Sie schnell!«, bat sie. »Bitte kommen Sie und sehen Sie nach meiner Mutter!« Ich rannte mit ihr den Gang entlang zu ihrem Bett und sah, dass Rachel keuchte und um Atem rang. Sofort bat ich andere, mir zu helfen, sie zur Krankenstation zu bringen, wo sie einige Injektionen bekam – wir konnten den Medikamenten, die gebracht wurden, nie trauen. Sie sprach nicht darauf an, und ich wurde erneut geholt.

Ich rannte zu ihr hin. Sie kämpfte gegen das Ersticken an. »Rachel«, flüsterte ich, »wir beten zu demselben Gott. Ich werde jetzt für Sie beten.« Sie nickte zustimmend. Ich legte ihr die Hände auf und betete im Namen des Gottes Israels und seines Sohnes, Jesus Christus, dass der Herr ihren Körper anrühren möge. Sofort konnte sie leichter atmen, und schon am nächsten Morgen kam sie in die Baracke zurück.

Gelegentlich erlaubte man uns, unseren Männern zu schreiben. Da Rachel nicht schreiben konnte, diktierte sie mir ihren Brief. Aus ihren Briefen sprach innige Liebe zu ihrem Mann und ihrem Sohn. (Auch ihre Fürsorge für die Kinder, die bei ihr waren, war für alle nur zu sichtbar.) Ihre Briefe beendete sie immer mit den Worten: »1000 Küsse und Umarmungen«. Oft teilte sie ihre Portion Reis mit mir, er war sehr braun und knusprig, sehr schmackhaft. Wann immer wir eine Unterhaltung beendeten, küsste Rachel mich auf beide Wangen. Zwischen uns entwickelte sich eine tiefe

Beziehung, die durch unsere gemeinsame Hingabe an Gott noch vertieft wurde.

Etwas weiter hinten auf der linken Seite der Baracke standen die Betten, die von Mrs. Müller und ihren beiden Kindern belegt waren. Mrs. Müller war eine außergewöhnlich kleine Eurasierin, die auch Holländisch sprechen konnte. Sie war eine sehr liebe Person und wirkte so zerbrechlich, dass man den Eindruck hatte, sie würde von dem leisesten Windhauch umgeweht. Als sie sich einmal freiwillig zur Gartenarbeit meldete, sagte ich ihr das. Sie lachte und meinte: »Oh, aber es geht mir sehr gut, *Mevrouw*.« Obwohl man aufgrund ihrer äußeren Erscheinung den gegenteiligen Eindruck hatte, war sie sehr kräftig. Sie sorgte gut für ihre beiden Kinder, die wie winzige Püppchen aussahen. In ihrer Ehe musste sie sehr glücklich gewesen sein. Ganz besonders schätzte ich ihren Optimismus und ihre Fröhlichkeit.

Neben ihr lebten drei chinesische Familien aus Makassar. Sie alle gehörten dem Personal des chinesischen Konsulats an. Mrs. Wang Teh Fung war schon etwas älter und arbeitete in der Küche der Krankenstation. Ihr 16-jähriger Sohn war in dem Haus zusammen mit Dr. Jaffray untergebracht. Mrs. Lie Tsu Hawi und Mrs. You Pao Heng baten darum, im Garten arbeiten zu dürfen. Es war interessant, Mrs. Lie und Mrs. You jeden Morgen mit großen Hacken über der Schulter und ihren fünf Mädchen im Gefolge, die wie ihre Mütter Sonnenhüte trugen, zum Feld aufbrechen zu sehen. Die Lies waren sehr aktive Mitglieder unserer chinesischen Gemeinde in Makassar gewesen.

Dahinter lagen drei armenische Familien. Die Männer dieser drei Familien waren alle im Import-Export-Geschäft in Makassar beschäftigt gewesen und befanden sich nun im Männerlager in Pare-Pare. Serah Paul hatte zusammen mit ihrem Sohn Freddie und ihrer Tochter Dolly die Betten neben dem von Mrs. Wang.

Während ihres Aufenthalts in Malino war Dolly sehr krank geworden. Der herbeigerufene Arzt hatte Gehirnhautentzündung festgestellt. Seither war sie von der Hüfte abwärts gelähmt. Obwohl sie sich von der Infektion erholte, bekam sie sehr starke Depressionen. Wie schrecklich musste es für ein junges, hübsches Mädchen sein, auf einmal nicht mehr laufen zu können und festzustellen, dass die

Beine sich nicht mehr so entwickelten, wie sie sollten! Ich mochte Dolly auf Anhieb und versuchte, ihr möglichst viel Zeit zu widmen. Eine Frau in der angrenzenden Baracke hatte auch Meningitis gehabt, doch sie hatte gelernt, mithilfe von Stöcken zu laufen. Da sie ähnliche Erfahrungen gemacht hatte, zeigte sie großes Interesse an Dolly, schlug ihr Übungen vor und machte ihr Mut, darauf zu vertrauen, dass auch sie eines Tages wieder ihre Beine würde gebrauchen können. Die beiden arbeiteten so oft wie möglich zusammen. Alle Barackenbewohner ermutigten sie immer wieder, und Dolly schaffte es tatsächlich, sich fortzubewegen, indem sie sich an den Leitern der Betten festhielt. Immer wieder ging sie den Gang entlang. Ihre Depressionen verflogen. Ihr verwundeter Geist und ihr zerbrochener Körper begannen zu heilen.

Freddie, Dollys um zwei Jahre jüngerer Bruder, half ihr sehr. Niemals behandelte er sie wie eine Körperbehinderte. Ihre gelegentlichen Auseinandersetzungen waren eine gute Therapie für sie. Freddie war groß wie seine Mutter Serah. Als wir noch eine Frau für die Gartenarbeit brauchten, meldete sie sich freiwillig. Sie hatte während der Krankheit ihrer Tochter viel gelitten, was ihren nachdenklichen, oft sehr traurigen Gesichtsausdruck erklärte. Aber keinesfalls war sie launisch. Sobald man sie ansprach, hellte sich ihr Gesicht auf, und sie reagierte. Freddie musste sie in ihrer Sorge um Dollys Gesundheit häufig getröstet haben, es bestand eine sehr enge Bindung zwischen ihnen.

Die nächsten beiden Betten hatte eine Familie belegt, die ebenfalls Paul hieß – Lena und ihre Tochter Vonnie. Lenas Sohn Robby war bei den Männern untergebracht. Aus welchem Grund auch immer schien die Beziehung zwischen Mutter und Tochter gelitten zu haben. Sie brauchten einander sehr, doch irgendwie schienen sie die Fähigkeit verloren zu haben, sich gegenseitig zu verstehen und miteinander zu sprechen. Familien wurden während des Krieges auseinandergerissen, und dies war eine der höchst bedauernswerten Konsequenzen, zumal Lena und Vonnie eigentlich sehr nett waren. Anfänglich war Lena recht beleibt gewesen, doch sie verlor immer mehr an Gewicht. Auch sie arbeitete in der Gartenmannschaft.

Daneben lag Lucy Galstein mit Tochter Joyce und Sohn Herby. Sie alle hatten wunderschönes, lockiges, braunes Haar. Schönes Haar schien für die Armenier charakteristisch zu sein. Lucy war sehr groß, und Joyce würde auch groß werden, während Herby klein war – eine Tatsache, die ihm nicht besonders viel Kopfzerbrechen bereitete. Lucys Mutter, Oma Galstein, hatte das Bett neben ihr belegt. Sie strickte weiße Socken für die Offiziere, und Lucy gehörte zur Gartenmannschaft. Zwischen den beiden Frauen gab es häufig Streit um die Erziehung von Normie Galstein, dem fünften Mitglied der Großfamilie. Er war Omas Enkel und Lucys Neffe. Trotz der vielen Auseinandersetzungen war das Ergebnis sehenswert, denn Normie entwickelte sich zu einem sehr aufgeweckten und fröhlichen Jungen. Normie und Herby hielten uns in Atem. Wenn Normie die Ideen ausgingen, holte Herby ein paar aus seiner Trickkiste.

Dann hatten wir noch eine andere fünfköpfige eurasische Familie mit Namen de Keizer. Sie bestand aus zwei Jungen und zwei Mädchen. Jan war der Älteste, er war groß und ziemlich dünn. Carolina war recht stämmig, sie hatte etwa dieselbe Figur wie ihre Mutter. Sie und ihre jüngere Schwester hatten langes braunes Haar, das immer sorgfältig gekämmt war und von Bändern zusammengehalten wurde. Carolina war schon fast 17 Jahre alt. Sie arbeitete zusammen mit anderen ihrer Altersgruppe in der Schweinehaltung. Bertie, der jüngere Sohn, hatte für jeden ein Lächeln und ein freundliches Wort. Er war sehr hilfsbereit. Mrs. de Keizer gehörte zum Personal der Zentralküche. Sie war sehr still, sehr stolz auf ihre Familie und ein wirklich netter Mensch.

Die nächsten Betten wurden von Oma de Vries und ihren Angehörigen belegt. Sie war eine mit einem Holländer verheiratete Eurasierin. Ihre Tochter Lennie Ripassa war etwa 18 Jahre alt. Lennie war verheiratet und hatte eine kleine Tochter mit Namen Iris; ihr zweites Kind, Joyce, kam kurz nach ihrer Ankunft in Kampili zur Welt. Sie war es, die wie oben erwähnt das andere Baby in unserer Baracke freiwillig stillte. Wir versuchten, so gut es ging, ihr Extraportionen zukommen zu lassen, damit sie für die übernommene Aufgabe Kraft hatte. Oma litt an Diabetes und wirkte sehr zerbrechlich. Sie war Christin und nahm regelmäßig an den Andachten teil.

Mrs. Trauerbach belegte das vierte Bett in dieser Sektion. Sie war überzeugte Christin und half Oma in der Betreuung von Iris. Wie Oma arbeitete sie in der Küche der Krankenstation. Neben ihr lag Ellie Kučerová, ein tschechoslowakisches Mädchen mit einem sehr lebhaften Temperament und einer wunderschönen Stimme. Sie war immer sehr fröhlich und positiv, und die Patienten auf der Krankenstation, auf der sie arbeitete, mochten sie sehr gern. Als ich Ellie besser kennenlernte, stellte ich fest, dass sich hinter diesem fröhlichen Wesen eine tiefe Traurigkeit verbarg. Sie war überzeugte Katholikin, und wir hatten viele Gelegenheiten, miteinander über Gott zu sprechen. Ellie erzählte mir von ihrem Kummer, und sie erlaubte mir, für sie zu beten.

Neben Ellie lag ein deutsches Mädchen mit Namen Katie Eckstein. Ich mochte sie auf Anhieb. Wir waren etwa in demselben Alter. Sie hatte Deutschland verlassen, um bei ihrer Schwester zu leben, die mit einem holländischen Offizier verheiratet war. Katie und Ellie wurden Freundinnen. Gern stand ich immer zur Verfügung, wenn eine der beiden mich brauchte. In gewisser Weise befähigte mich Gott, ihnen Hilfe und Trost auch auf geistlichem Gebiet zu bringen.

Katie war nicht nur äußerlich sehr hübsch, sie besaß sehr viel Charme und Anmut. Sie war immer bereit zu helfen und hatte stets eine gute Idee parat. Darum wurde sie für den Nähraum eingeteilt, in dem Uniformen für die japanischen Offiziere und Arbeitskleider für uns Frauen genäht wurden.

Die Betten neben Katie und Ellie waren von Mrs. van der Haarst und ihren vier Töchtern belegt. Kurz vor der japanischen Invasion hatte die älteste Tochter der van der Haarsts einen Nervenzusammenbruch erlitten. Die Ärzte konnten keinen Grund für diese plötzliche Persönlichkeitsveränderung feststellen. Praktisch über Nacht wurde ein hübsches, fröhliches, offenes junges Mädchen depressiv und zog sich in sich zurück, abgesehen von einigen unvorhersehbaren Temperamentsausbrüchen. Leintje war sehr dick und von daher außergewöhnlich stark geworden. Die ganze Familie konnte nicht glauben, was aus ihrer geliebten Leintje geworden war.

Die Mutter zeigte mir ein Bild von Leintje vor ihrem Zusammenbruch. Sie war wirklich eine hübsche junge Frau mit hellblondem

Haar und ganz dunkelblauen Augen gewesen. In nur wenigen Monaten hatte sie sich vollkommen verändert. Zwar war sie die meiste Zeit über sehr still, doch wenn sie einen Wutausbruch bekam, konnte nur Mrs. van der Haarst mit ihr umgehen. Eines Nachts ertönte ein lauter Schrei, und wir rannten zu den Betten von Mrs. van der Haarst und ihrer Töchter. Leintje versuchte gerade, ihre Mutter zu erwürgen. Mithilfe von Leintjes Schwestern und einiger anderer Frauen gelang es uns, sie von ihr zu lösen. Mehr als einmal versuchte sie, ihre Mutter zu töten. Einmal griff Leintje sie mit dem Messer an. Wie oft sah ich die Mutter mit dem Bild ihrer Tochter in der Hand stehen. Sie trauerte um ihre Leintje, und wie oft hörte ich sie sagen: »Wenn es Gott nicht gäbe, wüsste ich nicht, was ich tun würde.« Sie liebte den Herrn und wandte sich an ihn um Hilfe. Sie wusste, dass nur er ihr in ihrem großen Leid helfen konnte.

Die zweite Tochter, Tina, war körperlich sehr kräftig, ein liebes Mädchen mit roten Haaren. Sie arbeitete in der Schweinehaltung. Mien, die dritte Tochter, war sehr groß und sehr hübsch. Sie hatte blonde Haare und arbeitete in der Gartenmannschaft. Die jüngste Tochter, Katrina, war natürlich etwas verwöhnt, aber sie war auch erst 13 Jahre alt. Ihre Mutter konnte sehr stolz sein auf ihre Töchter, und sie waren ihr ein großer Trost in ihrem Kummer um Leintje. Die Familie wurde von uns allen respektiert, und wir konnten ihre Traurigkeit angesichts des Zustands von Leintje nachempfinden.

Während einer heftigen Ruhrepidemie wurde auch Leintje krank und starb auf der Krankenstation des Lagers. Die Angehörigen konnten nur sagen: »Gott hat es wohl gemacht«, da die Ärzte ihnen keine Hoffnung auf eine Besserung ihres Geisteszustandes gemacht hatten.

Neben den van der Haarsts lebten Miss Seely, Mrs. Presswood, Miss Kemp und ich. Mrs. Jaffray und Margaret wohnten in Baracke 6, in der viele Freunde der Jaffrays aus Makassar untergebracht waren. Später zogen sie jedoch in eines der Zementhäuser, die besser waren für Mrs. Jaffray, weil es dort nicht so feucht und während der Nacht nicht so kalt war.

Vor unserem Barackenblock war ein sehr großes Lagerhaus errichtet worden. Hier wurden alle Vorräte gelagert. Die Regenzeit

brach an, und wir würden durch roten Schlamm waten müssen, bis der Regen aufhörte und die Sonne den Schlamm wieder trocknete. Das Grasdach war wassergetränkt, und die Bambusmatten boten nicht genügend Schutz vor dem Regen, den der Wind durch alle Ritzen peitschte. Eines Nachmittags hörten wir ein Krachen, gefolgt von einem lauten Knall. Ein Schrei ertönte, und alle kamen heraus, um zu helfen, die Vorräte in Sicherheit zu bringen. Das ganze Lager arbeitete stundenlang, um so viel wie möglich zu retten. Ruth und ich bekamen eine Bambustrage in die Hand gedrückt, auf der wir die schweren Säcke mit Reis und Zucker tragen konnten. Ich rief den Herrn um Hilfe an, denn ich war sicher, dass meine Arme aus den Gelenken springen würden. Ich spürte jeden einzelnen Wirbel in meiner Wirbelsäule. Als alles sicher verstaubt war, humpelten wir in unsere Baracke zurück. Unsere Füße taten uns weh von dem vielen Ausrutschen im Schlamm; jeder Muskel in unserem Körper stöhnte vor Müdigkeit. Falls ich ein Kuli werden sollte, würde ich lernen müssen, das Gewicht zu verlagern!

Das Badehaus befand sich hinter den Zementhäusern auf der anderen Seite des Lagers. Wir mussten immer einen Eimer und ein Seil mitnehmen, um Wasser zu schöpfen, und wenn wir wieder bei unserer Baracke ankamen, waren wir so schmutzig, dass wir erneut ein Bad brauchten. Das Badehaus war viel zu klein, um alle die zu fassen, die ein Bad nötig hatten. Es war ein Freudentag, als wir Arbeiter herankommen sahen, die zwischen den Baracken Gruben aushoben. Zuerst war das Wasser rot vom Lehm, da die Brunnen nicht ausgeschlagen waren. Doch sogar dieses Wasser war uns willkommen, um die Toiletten abzuspülen. Während der Trockenzeit wurde das Wasser knapp, und wir gingen sorgfältig mit jedem Tropfen um. Während der Regenzeit konnten wir uns einen guten Teil Schlamm und Staub von unseren Arbeitskleidern waschen, indem wir einfach nur im Regen standen. Um den Brunnen herum wurde ein Badehaus gebaut und der Brunnenrand durch eine Mauer gesichert, damit die Kinder nicht hineinfließen.

Seife – wie auch Nahrungsmittel, Kleider und viele andere Dinge des täglichen Bedarfs – gab es manchmal ausreichend, aber manchmal war viel zu wenig da. Wenn die Seife knapp war, badeten wir

in unseren Kleidern, denn dieser wertvolle Artikel drang in unsere Kleider und säuberte auf diese Weise auch unsere Haut!

Wir besaßen zwei Kleidergarnituren; Shorts und ärmellose Blusen für die unter Dreißigjährigen; die über Dreißigjährigen hatten Anspruch auf ein Kleid. Die Kleidungsstücke waren dunkelblau, doch nach der ersten Wäsche verloren sie schon viel von ihrer Farbe, und nach wenigen Tagen in der Sonne waren sie nur noch grau. Da es in den Badehäusern keine Lampen gab, badeten wir im Dunkeln. Danach zogen wir zum Schlafen unsere trockene Kleidung an und waren so am nächsten Morgen gleich bereit zur Arbeit.

Etwa zwei Wochen, nachdem wir aus Malino angekommen waren, wurde Mr. Yamaji zum Lagerkommandanten ernannt. Wir waren abgeschnitten von der Außenwelt, und nur wenige Informationen drangen über den Graben und unter dem Stacheldraht hindurch zu uns hinein. Gelegentlich erreichte uns jedoch trotzdem ein Gerücht. Man erzählte sich, Mr. Yamaji sei sehr aufbrausend und habe einen Lagerinsassen in Pare-Pare zu Tode geprügelt. Wir warteten so gespannt auf Nachrichten von unseren Männern, und die Frauen, deren Söhne ebenfalls in Pare-Pare interniert waren, machten sich doppelt Gedanken. Doch wenn das Gerücht stimmte, war der neue Lagerleiter ganz sicher nicht der Mann, der eine für uns so wertvolle Information weitergeben würde. Wir konnten nur erahnen, wie unsere Männer sich gefühlt haben mussten – wie hilflos, wie besorgt –, als sie erfuhren, dass dieser Mann nach Kampili versetzt wurde als einzige Autorität über das Leben ihrer Frauen und Kinder.

Eines Morgens wurden die Lagerinsassen vor dem Büro der Lagerverwaltung zusammengerufen, um Mr. Yamaji kennenzulernen. Er war ein kleiner, stämmiger Mann mit O-Beinen. Energisch ging er vor den Frauen und Kindern und den wenigen Männern hin und her. Sein Gesicht war rund und mondförmig, und seine dunklen Augen hinter den großen, dunkel umrandeten Brillengläsern beobachteten uns. Sein schwarzes Haar war kurz geschnitten. Wenn er Befehle gab, waren seine Zähne zu sehen, die sich vom Tabakrauchen dunkel verfärbt hatten. Er trug eine leichte Khaki-Uniform – zu der kurze Hosen und knielange Strümpfe gehörten. Wenn er zor-

nig wurde, dann konnte er tatsächlich wie ein Verrückter wüten und sehr grausam sein.

Sein Stellvertreter war ein unverschämter junger Offizier, der alle schlechten Eigenschaften in sich vereinte. Liebend gern schlenderte er im Lager herum und erinnerte uns daran, dass wir alle seine Sklaven seien. Häufig bauschte er Kleinigkeiten schrecklich auf. Wir alle verabscheuten ihn.

Mrs. Joustra diente als Bindeglied zwischen diesen beiden Männern und den Frauen und Kindern im Lager. Sie war 38 Jahre alt, groß und breitschultrig, und ihre Haut sah aus, als hätte sie ständig einen Sonnenbrand. Sie besaß ein ungewöhnliches Organisationstalent. Sie trug eine Brille, und ihr Haar hatte sie geflochten um den Kopf gelegt. Ihre Arbeitskleidung bestand aus einer Shorts, einer Bluse und einem Paar schwerer Stiefel, die erstaunlicherweise die gesamten Kriegsjahre überdauerten. Von Beruf war sie Lehrerin, eine nette Frau, die ihre Verantwortung sehr ernst nahm. So gut sie konnte, »frisierete« sie die von der Lagerleitung geforderten Arbeitsquoten und passte sie an die abnehmende Moral und den verschlechterten Gesundheitszustand der Frauen an, für die sie eine große Verantwortung empfand.

Seit unserer Ankunft in Kampili waren wir so beschäftigt gewesen, dass wir nur wenig Zeit hatten, Dr. Jaffray zu besuchen. Jede Woche ging ich mit Margaret hinüber, um seine Haare zu schneiden und ihn zu rasieren, doch ich vermisste den Austausch und die Bibelstunden mit ihm. Eines Abends im Juli unterhielten wir uns ausführlich, nachdem ich die Rasur beendet hatte. Dr. Jaffray liebte die Menschen und hatte uns Anekdoten über seine Mitbewohner des Hauses auf der anderen Seite des Lagers erzählt. Als Margaret und ich uns erhoben, um wieder zu gehen, sagte er: »Lassie, ich liebe Mutter und Muggie, aber ich vermisse Russell so sehr.« Zwei Tage später fuhren die großen Lastwagen in das Lager, und allen Männern (mit Ausnahme des Zimmermanns und des Arztes, Dr. Marseille) und Jungen über 16 Jahren wurde befohlen, ihre Sachen zu packen und die Lastwagen zu besteigen. Sie sollten nach Pare-Pare gebracht werden. Dr. Jaffrays Wunsch sollte erfüllt werden. Er würde bei Russell sein.

Von unserem Lager wurden auch Wang Mie Foo, Jan de Keizer und Robby Paul mitgenommen. Wir beeilten uns, um Dr. Jaffray Lebewohl zu sagen. Er sah so würdig aus mit seinem weißen Haar und seinem kurzgeschnittenen Bart. Mir war zum Weinen zumute – musste es sein, dass er uns fortgenommen wurde? An diesem Tag verabschiedeten wir uns von einem Glaubensbruder mit einem erstaunlichen geistlichen Weitblick, einem großen Mann Gottes und einem lieben Freund. Wir alle wussten, dass wir ihn nicht wiedersehen würden. Nachdem die Männer die Lastwagen bestiegen hatten, beugte sich Dr. Jaffray vor und sagte zu mir: »Lassie, was immer du tust, sei ein guter Streiter für Jesus Christus.« Diese Worte begleiteten mich durch die schrecklichen Tage, die noch vor mir lagen.

Kapitel 6

Während es in der Baracke immer noch dunkel war, lauschte ich auf die Geräusche, die die anderen um mich herum machten. Die Bäume auf dem Lagergelände waren alle abgeholzt worden, und ich vermisste das fröhliche Zwitschern der Vögel, die den neuen Tag ankündigten.

Am Tag zuvor war Dr. Jaffray fortgebracht worden, und mein Herz war besonders schwer. Wie traurig für Mrs. Jaffray und Margaret. »Herr, was wird dieser Tag uns bringen? Denke daran, du hast versprochen, dass du mir ausreichend Kraft für jeden Tag geben willst.«

Ich schlug mein Moskitonetz zurück, das an den Bambuspfeosten an jeder Seite meiner Koje befestigt war. Da ich in meiner sauberen Arbeitskleidung geschlafen hatte, brauchte ich mich nicht anzukleiden. Von meinem luftigen Aussichtspunkt aus konnte ich sehen, dass die »Pottparade«, wie wir sie nannten, schon unterwegs war. Niemals wagten wir uns im Dunkeln hinaus zu den Latrinen, ohne einen Stock mitzunehmen und dafür zu beten, dass uns keine tollwütigen Hunde begegnen mögen.

Nachdem ich mich mit einer Kanne Wasser, die ich mir am Abend zuvor bereitgestellt hatte, erfrischt hatte, nahm ich meinen Blechteller und meinen Löffel und stellte mich für die Morgensuppe an. Ich verzehrte meine Portion in großer Eile, wusch meinen Teller ab und stellte ihn in die Sonne, die ihn trocknen und durch ihre Hitze sterilisieren würde. Dann rannte ich zusammen mit einigen anderen aus unserer Baracke zu unserer Morgengymnastik. Wir Jüngeren bemühten uns, die geforderten Übungen möglichst genau nachzumachen, denn wir wussten nie, wann Lagerkommandant Yamaji in seiner Uniform erscheinen würde, um zu sehen, ob wir seinem neuesten Befehl nachkamen. Morgengymnastik war zwingend vorgeschrieben, sie sollte uns fit machen für den Tag – so erklärte er es. Doch mich machte diese sinnlose Kräftevergeudung nur wütend. Ich war dankbar, als der Kommandant es schließlich müde wurde,

aus seinem Quartier zu kommen und uns zu zählen und uns einige Übungen vorzumachen. Und so starb die Morgengymnastik eines natürlichen und schon längst überfälligen Todes.

Als ich zur Baracke zurückkam, teilte man mir mit, dass Mr. Yamaji Rose David sofort in seinem Büro zu sprechen wünsche. »Du meine Güte, was will er nur?«, rief Rose und eilte zum Büro.

Ich sah nach den Kranken in unserer Baracke und erstellte die Vertretungsliste. Als ich zurückkam, stellte ich fest, dass Rose noch nicht wieder da war. Der Arzt machte seinen Rundgang, und Rose fehlte immer noch. Nun begann ich, mir Sorgen zu machen. Was nun? Sollte ich zum Büro gehen und nachsehen, was sie zurückgehalten hatte? Ich betete um Weisheit und ging in Richtung Büro. Unterwegs sah ich Mrs. Joustras Assistentin und rief ihr zu: »Mrs. Voskuil, haben Sie Rose David gesehen?«

Sie kam auf mich zu, hakte mich unauffällig unter, zog mich herum und ging langsam mit mir zur Baracke 8 zurück. »Der Kommandant ist wütend. Das Gepäck von allen, die nach Pare-Pare gebracht worden sind, ist gestern durchsucht worden. Er hat herausgefunden, dass Rose ihrem Mann durch die Jungen von unserer Baracke ein Päckchen mitgeschickt hat. Jetzt hat er sie in eine der kleinen Hütten hinter den Schweineställen gesperrt. Er sagt, sie soll gehängt werden. Der Zimmermann ist beauftragt worden, ein Seil zu beschaffen und einen Galgen zu errichten. Keiner darf in ihre Nähe kommen. Mehr kann ich Ihnen im Augenblick nicht sagen.«

Ich kehrte in die Baracke zurück. Mir war ganz elend zumute. Ich vertraute mich Ruth an, und wir beteten zusammen für Roses Sicherheit. Es stimmte, man hatte uns verboten, Briefe zu schreiben, doch von Päckchen war nicht die Rede gewesen. Unglücklicherweise hatte Rose die Socken, die sie für Carr gestrickt hatte, eingepackt und seinen Namen auf das Päckchen geschrieben. Allein der Anblick ihrer Handschrift würde ihren Mann schon höchst erfreut haben, doch das war nicht erlaubt.

Elsie und die Jungen nahmen die Nachricht ruhig auf, und nur die Blässe ihrer Gesichter verriet ihre Sorge und Angst. Der Nachmittag schleppte sich hin. Ich versuchte, auf der Straße zu arbeiten, behielt aber immer das Büro im Blick. Als die Glocke das Ende der

Arbeitszeit ankündigte, war Rose immer noch nicht frei. Mr. Yamaji war nirgendwo zu sehen. Das Abendessen verlief schweigend. Unsere Gefühle schwankten zwischen Wut auf die Japaner, Sorge um Rose, Enttäuschung über unsere Hilflosigkeit, Furcht vor weiteren Vergeltungsmaßnahmen bis hin zur Verzweiflung über die Ungerechtigkeiten, die wir bereits erduldet hatten, und zu dem Wissen, dass unsere Situation sich auch nicht verbessern würde. Wir flehten Gott um Hilfe an. Dann auf einmal musste ich an die Erfahrungen eines Tages denken, der mir nun so weit entfernt schien, und ich hörte Russells Stimme mir zuflüstern: »Denke daran, Liebling, Gott hat gesagt, er wird uns niemals, niemals versäumen noch verlassen.« Ich schöpfte neue Hoffnung und erhob mich, um zu Roses Kindern zu gehen. Plötzlich rief jemand: »Rose kommt!« Am liebsten wäre ich ihr entgegengelauert, doch wir wollten den Japanern unsere Angst und unseren Kummer nicht zeigen, deren Ursache sie waren. Diese Genugtuung wollten wir ihnen nicht verschaffen.

Bei der Abendandacht waren unsere Herzen voll Dank zu Gott, dass Yamajis Wut im Laufe des Tages geschwunden war und Rose zu uns zurückgekommen war, zwar bis ins Tiefste erschüttert und schwach vor Hunger, aber doch unversehrt.

Die Japaner aßen gern Schweinefleisch, und die Besatzungsarmee brauchte immer einen guten Vorrat, darum hatte die Schweinehaltung oberste Priorität. Man baute ein neues Gebäude mit einem Zementfußboden. Den Schweinen wurde mehr Aufmerksamkeit gewidmet als den Frauen. Während der Regenzeit verwandelten sich unsere Lehmfußböden in Matsch; in der Trockenzeit wirbelte man immer viel Staub auf. Trotzdem waren wir froh für diejenigen, die in der Schweinehaltung arbeiteten. Nebenan wurde ein Brunnen gegraben, aus dem die im Schweinestall Beschäftigten unzählige Eimer Wasser für die Säuberung des Zementfußbodens schöpften. Der Kommandant schoss Hunde in den umliegenden Dörfern ab, die die Frauen häuteten, zerlegten und zusammen mit den Stängeln der Bananenpflanze kochten. In einem nahe gelegenen Bambushain wurde Bambus für das Feuer gesammelt, auf dem die Mahlzeiten für die Schweine zubereitet wurden. Es machte sich bezahlt, Verbindungen zur Schweinehaltung zu haben – ich konnte kei-

nen Unterschied zwischen einer Hundeleber und einer Kalbsleber schmecken. Der Kommandant bekam Wind von dem, was mit der Hundeleber geschah, und befahl, dass sofort damit aufgehört wurde – schließlich brauchten die armen Schweine diese Nährstoffe. Die Mutterschweine, die Ferkel erwarteten, mussten Tag und Nacht unter Aufsicht gehalten werden. Nur die körperlich Starken waren in der Lage, die langen Stunden und die schwere Arbeit im Schweinestall zu bewältigen; darum wurden nur die unverheirateten Mädchen oder junge verheiratete Frauen ohne Kinder für diese Arbeit eingeteilt.

Nach einem Abstecher in den Schweinestall ging ich in die Küche unserer Baracke und hörte, wie Kommandant Yamaji Anweisungen für Feuerstellen gab, an denen wir unser Trinkwasser in offenen Kesseln abkochen konnten. Ich wagte es, ihm vorzuschlagen, die Feuerstelle auszuzementieren und einen Topf mit Deckel darüberzuhängen. So würde man doppelt so viel Wasser in weniger Zeit und mit geringerem Bambusverbrauch kochen können. Außerdem würde das Wasser vor dem Bambusrauch geschützt werden. In meiner Begeisterung bemerkte ich gar nicht, wie still er geworden war. Ich drehte mich um und sah seine Hand zum Schlag erhoben. Mit voller Wucht traf mich sein Stock auf meiner Schulter und dem Hals. »Du redest zu viel«, schrie er und stapfte davon. Nur mit Mühe konnte ich die Tränen zurückhalten – doch am folgenden Tag wurden die Feuerstellen auszementiert, wie ich vorgeschlagen hatte! Der Schlag war ein kleiner Preis für die Annehmlichkeiten, die wir dadurch bekamen. Und endlich hatte auch das Trinkwasser nicht mehr den unangenehmen Beigeschmack von Bambusrauch.

Wo Schweine sind, da gibt es auch Fliegen, und wo Fliegen Lebensmittel und Wasser verseuchen, gibt es scheinbar über Nacht Ruhrepidemien und andere Krankheiten. Die Ruhr breitete sich so schnell im Lager aus, dass sogar der Lagerkommandant recht erschüttert war, weil diese Krankheit ihn seiner wertvollen Arbeitskräfte beraubte. Auf seine Anweisung hin wurde im hinteren Teil des Lagers eine Isolierstation für die Ruhrpatienten gebaut. Noch bevor das Gebäude, das unseren Baracken ähnelte, fertiggestellt war, ordnete er an, dass die kritischen Fälle in das noch unvollendete Gebäude verlegt werden sollten. Elsie David, ihre Freundin Nita

(eine Schwesternhelferin) und Schwester Remolda (Leiterin der Krankenstation) begleiteten Dr. Marseille, um sich über die Möglichkeiten zu informieren. Die Bambusbetten standen noch nicht an ihrem Ort, und die Toiletten waren gefüllt mit Gras, Bambusstroh, Schlamm und Zementstaub. Die Station war noch lange nicht bezugsfertig. Elsie und Nita begannen mit der Reinigung der Toiletten, und Schwester Remolda und der Arzt berieten sich mit Kommandant Yamaji, der plötzlich auf der Bildfläche erschien. Er befahl Dr. Marseille, die Mädchen zu rufen, damit sie die Betten an ihren Platz stellten. Elsie hörte Dr. Marseille rufen, doch sie flüsterte Nita zu, sie wollten so tun, als hätten sie nichts gehört. Es lag ihnen sehr daran, die Toiletten zu säubern, bevor sie hineingingen. Als die nächsten Befehle noch eindringlicher waren, beschlossen sie, ihnen doch besser Folge zu leisten. Yamajis Gemütszustand war schrecklich. »Habt ihr uns rufen hören?«, brüllte er.

»Nun, ja«, erwiderte Elsie, »aber –« Er schnitt ihr das Wort ab und wollte wissen, warum sie nicht gekommen waren.

»Wir reinigten gerade die Toiletten.« Sein Gesicht war wutverzerrt, und mit seiner bloßen Hand versetzte er ihr einen Schlag ins Gesicht. Von der Wucht des Schlages wurde sie zu Boden geschleudert. Als sie sah, wie er nach seinem Stock griff, legte sie schützend die Arme um ihren Kopf. Der Schlag traf sie auf die Hände.

Schwester Remolda versuchte, ihn beim Arm zu fassen, und rief: »Nicht, sie ist doch noch ein Kind!« Außer sich vor Wut schlug er mit seinem Stock auf Schwester Remolda ein.

Schockiert, dass er es wagte, eine Nonne so zu behandeln, erhob sich Elsie und rief: »So können Sie doch nicht mit ihr umgehen, sie ist doch eine Nonne!«

Eine weitere Einmischung in seine Angelegenheiten war mehr, als Yamaji ertragen konnte. Er begann, Elsie mit seinem schweren Stiefel zu treten. Sie fiel wieder zu Boden, gelähmt von dem Schmerz in ihren Nieren. Yamaji musste gedacht haben, er hätte sie getötet, denn er hörte plötzlich auf und schaute sie blinzelnd an. Schwester Remolda und Nita knieten sich neben sie. Ein Stöhnen zeigte ihnen, dass sie noch lebte. »Macht hier sauber!«, befahl er kurz, drehte sich um und verließ das Gebäude. Es war gut, dass Dr. Marseille sich vor

Schreck nicht hatte rühren können, denn wenn auch er sich noch eingemischt hätte, hätte Yamaji ihn wahrscheinlich getötet.

Ohne Röntgengerät konnte der Arzt nicht feststellen, ob Elsie's Knochen gebrochen waren, und er hielt es für wahrscheinlich, dass ihr Trommelfell geplatzt war, da sie auf diesem Ohr taub war. (Elsie's Handgelenke waren stärker verletzt, als man gedacht hatte, denn sie blieben geschwollen und heilten verunstaltet.) Ihr Kiefer war geschwollen und blau. Als Elsie aufstehen konnte, brachte Nita sie zu unserer Baracke zurück.

Ich war schockiert, als sie hereinkam. Die linke Seite ihres Gesichts war stark geschwollen. »Elsie, du bist verletzt! Was ist passiert?«

Tapfer lächelte sie mich an, doch in ihren Augen tanzte nicht das fröhliche Zwickeln. Ich wusste, dass sie starke Schmerzen haben musste. »Nun, Mrs. Deibler, ich hatte gerade einen Zusammenstoß mit unserem guten Freund, Mr. Yamaji.« Dann erzählte sie mir, was passiert war, und zeigte mir ihren zerschlagenen Körper.

Rose brauchte bloß einen Blick auf ihre Tochter zu werfen, um zu wissen, dass etwas Schreckliches passiert sein musste. »Ach Mama, es ist ja alles in Ordnung. Unser lieber Freund Yamaji musste bloß mal wieder beweisen, dass er der große Boss ist.« Sehr ausführlich erzählte sie die Geschichte. Um ihre Angst angesichts dessen, was Yamaji ihrer Tochter noch antun könnte, zu überspielen, begann Rose, sie auszuschimpfen. Wie konnte sie nur so dumm sein, da sie doch wusste, was für ein Mann er war! Hatte sie denn bereits vergessen, was ihrer Mutter passiert war? Elsie spürte, wie aufgeregt ihre Mutter war, und versuchte, sie zu beruhigen. Sie gab zu, es sei dumm gewesen, und versprach, in Zukunft vorsichtiger zu sein. Wir zogen den improvisierten Vorhang um ihre Betten und ließen sie ausruhen.

Die Glocke zeigte an, dass wir uns im Gang am Fuß unserer Betten aufstellen mussten, um gezählt zu werden. Nachdem Kommandant Yamaji auf unsere Verbeugung mit einem Gruß geantwortet hatte, ging er mit dem Stock in der Hand den Gang entlang bis hin zu dem Bett der Davids. Ich folgte ihm wie gewöhnlich, wenn er eine Betteninspektion machte. Ich flehte zu Gott, dass er der Familie nicht noch weiteren Schaden zufügen möge. Er blieb stehen und schaute Elsie an, dann Rose. Alle Barackenbewohner wurden von Angst ergriffen.

Schließlich – uns allen schien es eine Ewigkeit zu sein – deutete er mit seinem Stock in Elsie's Richtung und sagte zu Rose: »Du hast eine sehr törichte Tochter. Ich habe ihr gesagt, sie soll kommen, und sie hat nicht gehorcht. Sie ist ungehorsam; sie ist töricht. Weißt du das?«

Um ihn zu besänftigen, antwortete Rose sofort: »O ja, Sir, ich habe ihr schon gesagt, dass sie sehr töricht ist. Ich habe ihr gesagt, dass sie Ihnen hätte gehorchen müssen. Ja, Sir, meine Tochter ist sehr töricht.«

Darauf wandte Yamaji sich an Elsie und sagte: »Wenn ich dir in Zukunft einen Auftrag gebe, dann gehorchst du. Hast du verstanden?«

Elsie, deren linkes Auge so geschwollen war, dass sie es nicht mehr öffnen konnte, schaute ihn an und antwortete sehr leise: »Ja, Sir.«

Wir gingen zurück zum Barackenausgang. Als er in der nächsten Baracke verschwand, seufzte ich erleichtert auf und schickte ein Dankgebet zum Himmel, dass keine Gewalt mehr ausgeübt worden war.

Müde und emotional erschöpft ließ ich mich auf meine Koje sinken und dachte über das nach, was passiert war. Immer noch hatte ich Elsie's zerschundenen Körper und ihr geschwollenes Gesicht vor Augen. Verse aus dem Matthäusevangelium gingen mir durch den Sinn: »Liebt eure Feinde und betet für die, die euch verfolgen« (Matthäus 5,44). »In Ordnung, Herr, ich werde für ihn beten. Von ganzem Herzen möchte ich, dass er nicht ewiglich verlorengelut, doch ich wünsche mir auch, dass es ihm heute Abend elend zumute ist, dass du sein Gewissen anrührst – wenigstens für eine Weile.« Wie einfach ist es, sich theoretisch über Vergebung zu unterhalten, als wirklich das Unrecht zu vergeben, das einem unserer Lieben angetan worden ist! Wenn wir entsprechend provoziert werden, steckt in jedem von uns die Anlage zur Gewalt – wenn nicht die Gnade Gottes wäre. »Was wäre ohne dich aus mir geworden? Vergib mir, Herr!« Mit einem Gebet auf den Lippen, dass Gott sich seiner erbarmen möge, schlief ich ein.

Trotz unserer Isolierstation konnte die Ruhrepidemie nicht eingedämmt werden. Um den Ruhrvirus abzutöten, brauchte man eben doch mehr als nur ein wenig Seife und Wasser. Da wir keine

Medikamente für die Behandlung der Patienten zur Verfügung hatten, konnten wir nur hoffen, dass sie körperlich kräftig genug waren, um wiederholt mit Salzen entschlackt zu werden. Danach bekamen sie nichts zu essen, um das Verdauungssystem zu reinigen, den Durchfall zum Stillstand zu bringen und den entzündeten Gedärmen Zeit zu lassen abzuheilen. Wenn der Patient sich einigermaßen erholt hatte, bekam er Reiswasser und später einfachen Reisporridge. Wenn der Durchfall unter Kontrolle blieb, durfte der Patient Reis essen. Die Erwachsenen verstanden wenigstens, warum wir so verfahren mussten, doch den Kleinen schien es eine sehr grausame Behandlungsmethode zu sein. Manchmal war es mehr, als wir ertragen konnten. »O Herr, es war so schrecklich – der bittende, verletzte, gejagte Blick in den Augen der Kleinen, die wimmerten und nicht verstehen konnten, warum man sie so behandelte.« Der Kummer der Mütter, die ihre kranken Babys nicht füttern konnten, war fast unerträglich. Die Augen der Mütter bekamen denselben gehetzten Blick, wenn sie ihre Kleinen an sich drückten, hin und her wiegten, beruhigend auf sie einsprachen und ihnen zärtliche Worte zuflüsterten, bis der Schlaf ihnen eine Ruhepause von den Magenkrämpfen und dem Hungergefühl verschaffte. Ich redete den Müttern gut zu, dass ihre Kinder niemals an ihrer Liebe zweifelten. Wenn ich, wie diese Kleinen, Gottes Handeln mit mir nicht verstand, betete ich: »Hab Geduld mit mir, Vater. Vergib mir meine Tränen und meinen Jammer. Lass mich deine liebenden Arme um mich spüren, dann wird mein Herz es verstehen. Ich werde aufhören zu fragen, indem ich weiß, dass du es gut mit mir meinst.«

Die offenen Drainagen, in denen der Schweinemist abfloss, waren ideale Brutstätten für die Fliegen. Weil sogar dem Kommandanten die Fliegen mittlerweile lästig geworden waren, musste etwas dagegen unternommen werden! Insektizide waren nicht verfügbar. Als der Befehl erging, jede Frau im Lager habe 100 Fliegen pro Tag zu töten und persönlich in seinem Büro abzuliefern, hielten wir alle das für einen Scherz. Leider. Er beobachtete uns, während wir unsere Beute in einen Behälter auf den Treppenstufen zu seinem Büro ablieferten. Nachdem einige Frauen seinen Stock zu spüren bekommen hatten, weil sie die Tagesquote nicht erreicht oder die Fliegen durch-

geschnitten hatten, damit es so aussah, als seien es hundert, wurde uns klar, dass es wirklich sinnvoll war, die geforderte Quote zu fangen. Wir konnten nie wissen, wann wir zu den »Auserwählten« gehörten, deren Beute gezählt wurde. Die meisten Fliegen gab es in der Nähe des Schweinestalls; darum rannten wir, wann immer es unsere Zeit erlaubte, zu den Schweineställen, um die entsprechende Anzahl an Fliegen zu töten. Mehrere Hundert Frauen, die auf einmal alle zu den Schweineställen strömten, um Fliegen zu fangen, mussten sehr unangenehm für diejenigen sein, die dort arbeiteten, doch wir unterließen es erst, nachdem ein offizieller Befehl ergangen war, dass diese Sitte aufzuhören habe, da die Schweine dadurch gestört würden.

Nun mussten wir uns etwas anderes einfallen lassen, und jemand erinnerte sich daran, dass die Fliegen von Seifenlauge angezogen wurden. Also rührten wir jeden Morgen, bevor wir zur Arbeit gingen, eine Seifenlauge in einem Becher oder auf unserem Teller an und ließen sie stehen, um die Fliegen anzulocken. Wenn wir am Nachmittag unsere Quote immer noch nicht erreicht hatten, seiften wir unsere Hände ein und gingen hinunter zu den Latrinen. Jeder Schlag mit der offenen Hand brachte eine Beute von fünf oder sechs Fliegen, und wenn wir unsere Quote erfüllt hatten, brachten wir sie zum Büro. Wir schätzten, dass pro Tag etwa 60 000 Fliegen totgeschlagen wurden, doch es gab keinen bemerkenswerten Rückgang der Fliegenpopulation. Dies war eine höchst lästige Aufgabe. Schließlich hatte es Yamaji jedoch satt, tote Fliegen zu zählen, und diese Sitte, wie die Morgengymnastik, starb eines lang ersehnten Todes.

Eines Morgens kurz nach der Fliegenepisode gab man mir mehrere Gazestreifen mit der Anweisung, daraus Gesichtsmasken für die Frauen anzufertigen, die für die Essensausgabe verantwortlich waren. Mir wäre es lieber gewesen, aus einem größeren Stück Gaze einen Schutz für das Essen zu machen. Es wurde in der Zentralküche verteilt und dann in Körben in die einzelnen Baracken gebracht. Dies würde einen größeren Schutz vor den Fliegen bieten, die sich unterwegs auf das Essen setzten. Aber jede Vorsichtsmaßnahme gegen die Verbreitung der Krankheit war mir recht. Zu denken, dass die Frauen bei der Essensverteilung verantwortlich waren für die steigende Zahl der Krankheitsfälle, war nicht ganz logisch.

Trotzdem fertigten wir die Gesichtsmasken an. Die Augusthitze war unerträglich, und die Masken waren sehr unbequem. Eines Morgens zog eine Frau sie ab und ließ sie an einem Ohr hängen. Natürlich war dies der Tag, an dem Yamaji seinen Rundgang machte. Er wurde wütend und beschlagnahmte unser ganzes Essen, obwohl nur eine Handvoll Leute bedient worden waren. Ich hatte mich in der Reihe der Wartenden noch nicht angestellt. Als mir jemand erklärte, was geschehen war, stellte ich meinen leeren Teller ab und lief zum Büro hinüber, um unser Essen zurückzuholen. »Es gefällt ihm, wenn wir vor ihm kriechen. Bitte, Herr, hilf mir, dass ich ihn besänftigen kann.« Ich kam noch rechtzeitig; die Körbe mit dem Essen standen noch auf dem Fußboden in seinem Büro. Doch als er sich auf einmal zwischen mich und das Essen stellte und (*»Mau apa?«*) (*»Was willst du?«*) rief, vergaß ich vor Schreck fast, was ich sagen wollte. Ich wich zurück und versuchte zu erklären, wie leid es der Frau tat, dass sie ihre Maske abgenommen hatte. Es sei sehr falsch gewesen und würde nicht wieder vorkommen, doch ich müsste hungrige Kinder und hungrige Frauen ernähren, die das Essen brauchten, damit sie an diesem Nachmittag wieder hart arbeiten konnten. Sie hätten ja nichts Falsches getan, warum sollten sie also bestraft werden?

»Du bist diejenige, die etwas Falsches getan hat. Du bist die Aufseherin über die Baracke und hast dafür zu sorgen, dass die Frauen ihre Maske tragen.«

»Sie haben recht, Sir, der Fehler liegt bei mir.« Ich betonte, wie *bodoh* ich gewesen sei, was »dumm« oder »töricht« bedeutete. Dies war ein Wort, mit dem er uns besonders gern bedachte. Es schien ihn auch tatsächlich zu besänftigen, denn er bedeutete mir, das Essen zu nehmen, und verschwand.

Ich rief einige Frauen, die die Vorgänge beobachteten, herbei. Sie sollten mir helfen, das Essen zurück zur Baracke zu bringen. Auf dem Rückweg ging mir der Vers durch den Sinn: »Das eine Wehe ist vorüber; siehe, es kommen noch zwei Wehe nach diesen Dingen« (Offenbarung 9,12). Dieser Vers sollte sich noch bewahrheiten.

Wir hatten uns selbst Lampen aus Blechbehältern mit einem Docht aus Tuch gebastelt, doch die Kerosinzuteilungen waren so knapp, dass wir sie nur im äußersten Notfall benutzten. Nachdem

wir uns den Staub dieses Tages abgewaschen, die Ankündigungen gelesen und unsere Andacht gehalten hatten, waren die meisten von uns bereit, sich schlafen zu legen. Einige besuchten noch Freunde in anderen Baracken.

Seit ihrem Umzug in Baracke 6 und seit Dr. Jaffray nicht mehr da war, hatten wir nicht viel von Margaret und Mrs. Jaffray zu sehen bekommen. Gelegentlich half Mrs. Jaffray bei der Zubereitung des Gemüses in der Küche der Krankenstation, sodass Lilian sich ab und zu mit ihr austauschen konnte. Margaret war der Gruppe zugeteilt worden, die die Lastwagen entlud – eine sehr schwere Arbeit –, darum bekamen wir sie nur selten zu Gesicht. Margaret vermisste ihren Vater sehr; die Trennung war für sie besonders schwer. An diesem besonderen Morgen hatte sie eine Auseinandersetzung mit ihrer Mutter, und da sie ihre aufgestauten Gefühle abreagieren musste, rannte sie in das hohe Gras hinter den Baracken und brach in Tränen aus. Auf einmal stand sie Kommandant Yamaji gegenüber, der sie fragte, was sie dort täte. Sie versuchte, es ihm zu erklären, doch er trieb sie vor sich her zu seinem Büro. Dort schloss er sie zusammen mit einem Eingeborenen in einem Zimmer ein. Sie wurde beschuldigt, den Versuch unternommen zu haben, zu diesem Eingeborenen Kontakt aufzunehmen. Unglücklicherweise hatte Yamaji ihn kurz zuvor in der Nähe der Stelle aufgegriffen, wo er auch Margaret angetroffen hatte. Mr. Yamaji hatte sich verborgen gehalten und auf die Frau gewartet, die sich mit diesem Eingeborenen verabredet hatte. Glücklicherweise bestritt der Mann, sich mit Margaret verabredet zu haben, er sagte, er hätte sie noch nie gesehen und auch nicht versucht, Kontakt zu ihr aufzunehmen. Yamaji glaubte ihm und ließ Margaret frei.

Sofort kam sie zu mir und erzählte mir, was vorgefallen war. »Dank sei Gott, dass er dir geglaubt hat, Margaret. Was ist mit dem Mann?« Sie wusste nur, dass er gefesselt in diesem Raum zurückgeblieben war. Wir redeten noch eine Weile, bis sie aufhörte zu zittern und meinte, sie ginge besser an ihre Arbeit zurück.

Auf einmal ertönte die Glocke, und Boten rannten im ganzen Lager umher und verkündeten, die Gefangenen hätten sich sofort vor dem Büro des Kommandanten zu versammeln. Lilian Marsh

stand neben mir. Als alle versammelt waren, wurde uns befohlen, in Habachtstellung zu stehen. Dann erschien Yamaji mit dem Eingeborenen. Er befahl ihm, den Namen der Frau zu nennen, doch der Mann schüttelte nur den Kopf. Yamaji schlug ihn, doch er blieb still. Die Sonne brannte auf uns herab, während Yamajis Augen durch die Reihen wanderten und nach einem Gesicht suchten, das Schuld oder Furcht verriet. Uns wurde befohlen, in einer Reihe an dem Eingeborenen vorüberzuziehen, ihn anzuschauen und auf ein Zeichen von Yamaji hin weiterzugehen – alle eintausend Frauen. Es war Mittagszeit, die Sonne stand sehr hoch und brannte unerträglich auf uns herab. Die Hitze war kaum auszuhalten. Eine Reihe nach der anderen bewegte sich vorwärts. Ich war überzeugt davon, dass der Eingeborene niemals die Frau verraten würde, mit der er sich hatte treffen wollen. Die nächste Reihe. Aber was, wenn er fälschlicherweise eine unschuldige Frau herauspicken würde? Vor Furcht fing ich an zu schwitzen.

Lilian ging direkt vor mir in der Reihe. Ihr Gesicht war weiß wie ein Tuch, und ich hatte Angst, dass sie durch die Hitze und die unerträgliche Anspannung ohnmächtig werden würde. Eine falsche Bewegung, ein Anzeichen von Angst oder auch nur von Mitleid – alles konnte Yamaji veranlassen zu glauben, sie sei die Gesuchte. Seine Augen suchten nach Anzeichen des Erkennens in den Augen des Eingeborenen oder der Frau vor ihm. Wenn Lilian ohnmächtig würde ... doch sie war eine Frau von starkem Charakter. Totenblass trat sie vor und blickte den Mann und Yamaji an, ohne mit der Wimper zu zucken, dann ging sie auf Yamajis Zeichen hin weiter. Meine Sorge um sie nahm mir einen großen Teil meiner eigenen Furcht. Ich trat vor, und auf sein Zeichen hin stellte ich mich wieder neben Lilian in die Reihe zurück.

Der Nachmittag schleppte sich dahin. Es dauerte lange, bis die letzte Frau auf ihren Platz zurückgekehrt war. Dieser Eingeborene musste ein Mensch von noblelem Charakter und ungewöhnlichem Mut sein. Er hatte die Frau nicht verraten.

So schrecklich die ganze Situation bis jetzt gewesen war, das war nichts im Vergleich zu dem, was wir nun mit ansehen mussten. Yamaji ließ seine aufgestaute Wut an dem Mann aus. Die Schläge mit

seinem Stock waren so brutal, dass dieser bestimmt einige Knochenbrüche erlitt. Die Hände des Mannes wurden hinter seinem Rücken zusammengebunden, damit er sich nicht schützen konnte. Mit aufeinandergebissenen Zähnen ertrug er die Bestrafung. Doch schließlich wurde es auch ihm zu viel. Mit einem Schrei ging er zu Boden. Nun warf Yamaji seinen Stock beiseite und versetzte ihm Tritte mit seinen schweren Stiefeln – in die Rippen, in den Magen, an den Kopf. Kein Körperteil wurde ausgespart. »O Herr, wann wird er endlich aufhören? Der Kommandant ist verrückt.«

Einige schlossen ihre Augen, doch damit konnten sie nicht verhindern, wie die furchtbaren Geräusche weiterhin an ihre Ohren drangen. Ich stand kurz davor, mich zu übergeben, doch ich wurde mir bewusst, dass der stellvertretende Kommandant dabeistand und uns beobachtete – wenn er einmal seine Augen von Yamaji und seinem Opfer abwenden konnte. Zum ersten Mal verstand ich den Sinn des Wortes »blutrünstig«. Es zeigte sich in dem Funkeln seiner Augen, während er beobachtete, wie ein Mensch getreten und geschlagen wurde – vielleicht zu Tode.

Schließlich trat Yamaji erschöpft zurück. Der Mann lag bewegungslos auf dem Boden. Seine Kleidung war zerrissen und blutgetränkt; keine Regung zeigte, ob er noch am Leben oder schon tot war. Er wurde fortgezerrt; dann wurden wir entlassen. Ich war innerlich aufgewühlt und betete, dass ich niemals wieder etwas Ähnliches würde mit ansehen müssen. Wir erfuhren niemals, was aus ihm geworden war oder mit wem er sich hatte treffen wollen – wir fragten auch nicht danach. Doch vor zwei Dingen hatten wir von da an großen Respekt: vor dem Stock und den Stiefeln des Kommandanten.

Nichts hatte bisher eine so demoralisierende Wirkung auf uns gehabt wie dieser Zwischenfall. Wir hatten das Gefühl, Vorsichtsmaßnahmen treffen zu müssen, dass so etwas nicht wieder vorkam. Bei einem Treffen der Barackenführer mit Mrs. Joustra sprachen wir über die Möglichkeit eines eigenen Überwachungssystems gegen diese Eindringlinge. Die Frauen des Lagers waren mit unserem Vorschlag einverstanden; doch wer würde während der Nacht Wache stehen? Die Barackensprecher vereinbarten, sich von 19 Uhr bis sie-

ben Uhr morgens alle zwei Stunden abzuwechseln. Dies bedeutete, dass man jede zweite Nacht zwei Stunden Wache hatte. »Und wenn wir wirklich einen Eindringling erwischen?« Wir kamen überein, dass wir ihn dann Mr. Yamaji melden würden. Diese Aktion sollte genauso zu unserem Schutz wie zu dem der Eingeborenen dienen. Bis wir beim Büro waren und Mr. Yamaji geholt hatten, würde der Eingeborene lange fort sein.

Während meiner ersten Nachtwache war es sehr dunkel. Ich stand reglos und musste meine Augen erst an die Dunkelheit gewöhnen. Ich machte gerade meinen zweiten Rundgang um das Lager. Meinen Stock hielt ich fest in den Händen und bewegte mich lautlos auf bloßen Füßen, lauschte angestrengt auf jedes Geräusch im hohen Gras, das auf einen tollwütigen Hund hindeutete. Ich hatte die Hälfte des Weges bereits zurückgelegt, als mir das Blut in den Adern gefror. Im Gras auf der anderen Seite des Stacheldrahtes bewegte sich etwas. Ein Hund? Meine Hand umklammerte den Stock, als eine große Gestalt im Gras auftauchte. Ich war vor Angst wie gelähmt. Tief atmete ich ein und ganz langsam wieder aus. Dann fragte ich: »Wer da?« Eine recht überflüssige Frage an einen Eingeborenen, denn die Antwort lautet unwillkürlich: »Ich.«

»Vergiss es, ich will deinen Namen eigentlich gar nicht wissen, doch ich muss dem japanischen Lagerkommandanten Bericht erstatten, dass ich jemanden hier gesehen habe. Wir versuchen, uns selbst und euch zu schützen. Ein Angehöriger deines Volkes ist letzte Woche schrecklich bestraft worden. Vielleicht ist er sogar gestorben. Warne dein Volk davor hierherzukommen. Und nun geh, so schnell du kannst, und verwische deine Spuren, damit du nicht verfolgt werden kannst.« Er schien mir zu glauben, denn er verschwand sofort in der Dunkelheit. Ich blieb noch eine Weile stehen, um meine Fassung wiederzugewinnen, dann ging ich langsam zum Verwaltungsgebäude in der Mitte des Lagers.

Es war ungefähr 22 Uhr. Yamaji war nirgendwo zu sehen, nur sein Stellvertreter war da. Ich berichtete, dass ich jemanden außerhalb des Zauns gesehen hätte. Wie immer antwortete er mit einem nasalen »Aw! Aw!« Vielleicht verstand er ja Indonesisch und konnte es nur nicht sprechen.

Als ich aus dem Büro trat, um ihn zu dem Ort zu führen, wo die Begegnung stattgefunden hatte, erkannte ich, dass er mir nicht gefolgt war. Ich ging zurück ins Büro. Er beugte sich gerade über seinen Revolvergürtel. Er zog eine Pistole heraus, um sicherzugehen, dass sie geladen war, steckte sie wieder in den Halter, nahm eine Taschenlampe, überprüfte sie, setzte sich dann und zog seine schweren Stiefel an. Er bedeutete mir, ich solle ihn nun führen, und er folgte mir die Treppe hinunter. Während wir zusammen zu der Stelle gingen, wo ich den Eingeborenen gesehen hatte, leuchtete er mit seiner Taschenlampe in alle Richtungen. Immer blieb er dicht hinter mir. Ich hatte gewusst, dass er eine arme Kreatur war, doch ich hätte ihn nicht für einen solchen Feigling gehalten. Den ganzen Weg bis zum Zaun musste ich vor ihm hergehen – und ich dachte daran, wie ich früher meinen jüngeren Bruder immer vor mir hergeschoben hatte, wenn ich in den dunklen Keller hinuntersteigen musste. Ob er wohl dachte, ihm drohe Gefahr von dem Eingeborenen, oder ob er vielleicht sogar Angst hatte, ich würde ihn plötzlich anspringen? Tagsüber schüchterte er wehrlose Frauen ein, und nachts war er ein schrecklicher Feigling – trotz geladener Pistole, Taschenlampe und schwerer Stiefel. Wir Frauen gingen auch zu später Nachtstunde noch im Lager herum, bewaffnet nur mit einem Stock als Waffe gegen wild gewordene Hunde. Dieser Gegensatz ärgerte mich. Wenn man Angst hatte, brauchte man sich nicht zu schämen. Aber Feigheit, das war etwas anderes. Ich ging auch nicht gern hinter den Schweinestall, wo es unglaublich dunkel war und wo dann auf einmal ein Höllenlärm losbrechen konnte, wenn die Schweine anfangen zu quieken, weil sie irgendetwas aufgeschreckt hatte. Ich mochte es nicht, denn ich bin nicht besonders mutig. Aber trotzdem ging ich dorthin, und ich rannte auch niemals fort.

Ich zeigte ihm die Stelle, wo ich den Mann gesehen hatte. Das Gras war noch etwas heruntergetreten, doch sonst gab es keine Anzeichen, dass jemand hier gewesen war. Ich weiß nicht, wer von uns mehr erleichtert war. Mit seiner Taschenlampe leuchtete er das Gebiet ab. Dann ging er zum Büro zurück, nun ging ich als Rücken- deckung hinter ihm her. Ich dachte, es sei doch schade, wenn er nicht eine Erinnerung an seine tapfere Suche nach dem Eindring-

ling mitnehmen würde. Darum trat ich neben ihn und sagte: »Hier geht es lang, Sir«, und führte ihn durch ein Klettenfeld. Als wir das beleuchtete Verwaltungsgebäude erreichten, sahen seine makellosen weißen Socken wie pelzige graue Wickelgamaschen aus. Angewidert schaute er auf sie hinunter. Als ich sah, wie sein Gesicht sich vor Wut verzerrte, verbeugte ich mich hastig und sagte: »Gute Nacht, Sir«, und zog mich zurück. Auf dem Weg zu den Baracken dachte ich daran, wie viel Freude es ihm bereiten würde, diese Kletten zu entfernen! Aus dem ungnädigen Blick, den er mir nachwarf, schloss ich, dass er mir nicht mehr besonders wohlgesonnen war.

Als ich später noch einmal über diesen Zwischenfall nachdachte, fragte ich mich, wo der Kommandant an diesem Abend wohl gesteckt hatte. Vielleicht war er der Eindringling gewesen. Vielleicht hatte er die Feigheit seines Untergebenen miterlebt. Vielleicht konnte er auch nur die Possenreißerei dieses Wichtigtuers nicht mehr ertragen. Aus welchem Grund auch immer, wenige Tage später wurde sein Stellvertreter aus dem Lager entfernt.

Ein oder zwei Tage später kam die Ablösung. Ich weiß nicht, was wir erwartet hatten, doch dies ganz sicher nicht. Die Wagentür öffnete sich, und heraus stieg ein japanischer Bursche, der kaum 20 Jahre alt sein konnte. Er war genauso knochig wie wir Lagerinsassen. Sein Hals war lang und sein Kopf kugelrund. Er trug eine japanische Uniform. Als Kommandant Yamaji erschien, zog der Neue seine Kappe, verbeugte sich, trat dann lächelnd vor und schüttelte ihm die Hand. Wir konnten sehen, dass sein Haar ähnlich geschnitten war wie das von Mr. Yamaji. Da er spürte, dass wir Frauen ihn beobachteten, wandte er uns sein jungenhaftes Gesicht zu, lächelte strahlend und verbeugte sich mehrmals in unsere Richtung. Wir waren sehr erleichtert. Sofort bekam er den Spitznamen »Sweet Seventeen« (Süße Siebzehn). Erst am anderen Morgen, als wir ihn in den hier üblichen Shorts sahen, entdeckten wir, was für große Füße er hatte. Ihre Größe wurde noch unterstrichen durch seine knöchelhohen Stiefel und die Khaki-Socken, die über den Stiefelrand geschlagen wurden. Wenn er ging, beugte er sich vor wie jemand, der am Rand des Schwimmbeckens steht und gerade hineinspringen will. Dass Yamaji sich über seine Anwesenheit freute, war offensichtlich.

Beim Abendappell begleitete Sweet Seventeen den Kommandanten und Mrs. Joustra. Nachdem wir uns verbeugt und sie begrüßt hatten, erklärte Mr. Yamaji ihm etwas auf Japanisch. Ich schnappte zwei Wörter auf – »Amerika« und »Deibler«. Sweet Seventeen nahm seine Kappe ab und verbeugte sich vor mir ein zweites Mal; dann ging er mit den anderen zu den übrigen Baracken weiter.

Schon nach kurzer Zeit bemerkte ich, dass ich auserwählt worden war. Wo immer ich auch im Lager arbeitete, Sweet Seventeen tauchte auf, zog seine Kappe, lächelte und grüßte mich, indem er sich sehr tief vor mir verneigte. Niemals sagte er mehr als einen Gruß, doch ich wurde verlegen, wenn andere Frauen dies mitbekamen und Bemerkungen darüber machten. Ich bat sie um Hilfe, sie sollten mich warnen, wenn er in der Nähe war, dann würde ich verschwinden. Doch er schien mich immer aufzuspüren. Nichts an seinem Verhalten mir gegenüber hätte Anlass zur Klage gegeben. Er war immer nett und freundlich. Und trotzdem beunruhigte es mich immer mehr.

Aber wir waren auch immer bereit, über lustige Vorgänge im Lager zu lachen. Es gab viele Frauen, die wir nie richtig kennenlernten, sondern nur vom Sehen her kannten. Während eines bestimmten Zeitraums von einer Woche oder zehn Tagen kamen sehr oberflächliche Bekannte aus anderen Baracken vorbei, um sich ein wenig mit mir zu unterhalten. Oft ließen sie einige persönliche Fragen einfließen, die so lächerlich waren, dass ich nur vage oder ungenau antwortete. Als ich über diese Fragen nachdachte, fiel mir auf, dass sie sich um drei Dinge drehten: um das Geld meines Vaters, um Filme und um das Fliegen.

Eines Morgens bekam ich Besuch von einer Frau, die der obersten Gesellschaftsschicht angehört hatte. Die Entbehrungen der Internierung hatten ihr wahres Wesen zum Vorschein kommen lassen. Offensichtlich verspürte sie den Drang, die Wahrheit über mich herauszufinden. An diesem Morgen schaute sie mich an und fragte recht unverschämt: »Stimmt es, was die Jungen über Sie erzählen?«

»Welche Jungen? Und was erzählen sie über mich?«

»Sie wissen schon, die Jungen aus Ihrer Baracke. Sie sagen, Sie stammten aus einer reichen texanischen Familie, seien ein Filmstar und besäßen ein eigenes Flugzeug.«

Ihr abfälliger Tonfall, als sie die Jungen aus meiner Baracke erwähnte, machte mich wütend. »Wirklich, Mrs. Belksma, Sie wissen doch, wie Kinder reden!«, antwortete ich, drehte mich um und ging fort. Zweierlei war mir klar geworden: Ganz sicher würde ich die Jungen vor einer solchen Frau nicht bloßstellen; und zweitens musste ich mich einmal ernsthaft mit ihnen unterhalten.

Auch an diesem Nachmittag kamen die Teenager plaudernd und lachend von der Arbeit. Als sie mich sahen, riefen sie: »Guten Tag, *Mevrouw* Deibler.«

»Guten Tag. Ach, ehe ich es vergesse, ich habe ein Problem. Sobald ihr Jungen gebadet habt, würde ich euch gern an der Westseite der Baracken treffen. Ich möchte mit euch sprechen.«

Betroffenes Schweigen folgte. Einer der Jungen sagte: »Ja, *Mevrouw* Deibler.« Als sie weitergingen, steckten sie die Köpfe zusammen und flüsterten miteinander.

Ich traf sie im Kreis sitzend an. Sie wollten sich erheben, doch ich bedeutete ihnen, sitzen zu bleiben, und setzte mich zu ihnen. Es fiel mir schwer, ernst zu bleiben, sie wirkten so beunruhigt. Ich erzählte ihnen kurz von den Fragen, die mir in der letzten Zeit gestellt worden waren, und vor allem von dem Gespräch mit der Frau heute Morgen. »So, ihr Jungen, könnt ihr mir erklären, was das alles soll? Wenn man mich für eine Millionärin und Schauspielerin hält, die ihr eigenes Flugzeug fliegt, dann würde mich einmal interessieren, wie ich dazu gekommen bin.«

Sie schauten sich eine Weile an, dann ergriff Normie, der offensichtlich zum Sprecher gewählt worden war, das Wort. Er erklärte mir (mit gelegentlichen Einwüfen von seinen Freunden), wie es dazu gekommen war, dass ich auf einmal den oberen Zehntausend angehörte. Ich konnte mir alles genau vorstellen. Es musste etwa so abgelaufen sein: Die jungen Leute hatten die Aufgabe bekommen, die Ostseite des Lagers in der Nähe des Stacheldrahtes zu säubern. Während einer Pause prahlten sie nicht mit ihren Vätern, sondern mit ihren Barackensprecherinnen! Einer der Burschen aus einer anderen Baracke sagte, die anderen Sprecherinnen seien alle sehr gewöhnlich. »Ja«, hatte einer seiner Freunde hinzugefügt, »unsere Barackensprecherin ist die Frau des Bürgermeisters von Makassar.«

»Bürgermeister? Ha, der Mann unserer Sprecherin war Aufseher über ein großes Gebiet auf den Kleinen Sunda-Inseln.«

»Bürgermeister? Aufseher? Das ist doch gar nichts. Unsere Sprecherin ist die Frau eines Gouverneurs.«

Ich konnte mir vorstellen, wie sich die Gedanken der Jungen aus Baracke 8 überschlugen. Sie, die Ausländer, mussten wirklich eine Geschichte bringen, die alle ausstechen würde. Darum hatten sie die Köpfe zusammengesteckt und sich beraten. Wer was vorgeschlagen hatte, wussten sie nicht mehr zu sagen, doch als die anderen fertig waren, kamen meine Jungen mit einer Geschichte heraus, die nicht mehr überboten werden konnte. Es war unmöglich, ernst zu bleiben. Als sie erkannten, dass ich nicht böse war, erklärten sie mir alles noch ausführlicher und ließen keine Einzelheit aus.

»Nun, was ist daran so besonders?«, hatte ein Junge aus Baracke 8 gefragt. »Sind sie selbst Bürgermeister, Aufseher oder Gouverneur? Sie sind nur die Ehefrauen. Was haben sie schon geleistet? Sicher, eure Lehrerin hat eine gute Ausbildung, und sie hat Verstand, aber das Lager ist voll von Lehrerinnen. Wir wissen nicht, ob wir es erzählen dürfen, unsere Sprecherin möchte bestimmt nicht, dass die Leute es erfahren – ihr wisst ja, wie Filmstars sind!«

»Ein Filmstar? Ihr meint, Mrs. Deibler sei ein Filmstar?«

»Fragt sie doch – nein, macht uns besser keine Schwierigkeiten. Wisst ihr, sie kommt aus einer sehr reichen texanischen Familie. Öl, glauben wir, aber was auch immer – sie haben massenhaft Geld. Sie hat ihr eigenes Flugzeug in Amerika. Ihr Vater hat es ihr geschenkt, und sie fliegt selbst, hat es gelernt, als sie noch sehr jung war – vielleicht mit 15 oder 16 Jahren, denn jetzt ist sie ja erst Mitte zwanzig.«

Darum hatten die Frauen mir also so seltsame Fragen gestellt. Wie gut, dass man mir den Vitaminmangel noch nicht ansah. Ich erinnerte mich an einige unschuldige und oberflächliche Antworten, die sie mir leicht als Verschleierung meiner wahren Identität auslegen konnten. Und dabei hatte ich nicht einmal eine dunkle Brille. Ich musste den Jungen einfach von der Frau erzählen, die mich ganz offen gefragt hatte, ob mein Vater im Ölgeschäft sei. »O nein, mein Vater ist im Holzhandel«, antwortete ich. (Er arbeitete in einer Sägemühle.) Ob ich schon einmal geflogen sei, fragte eine andere Frau.

»Nur ein wenig – nichts Größeres als eine zweimotorige Maschine hier in Makassar.« (Wie konnte ich wissen, dass man mich für eine Pilotin hielt?) Ob ich einen Film über meine Kriegserlebnisse machen wolle, wenn ich in die Vereinigten Staaten zurückkehrte? Ich fragte mich, ob sie wohl dachten, alle Amerikaner seien reich und lebten in Hollywood, doch ich antwortete: »Vielleicht. Ich werde das Drehbuch selbst schreiben und ihm den Titel geben *Die Reichen in Lumpen*.« Wir lachten, bis uns alles wehtat.

»*Mevrouw* Deibler, das waren prima Antworten«, sagte Bertie. »Und Sie sind wirklich nicht böse? Sie werden uns nicht verraten?«

»Nein, ich bin nicht böse, und ich werde euch nicht verraten, aber ich werde auch niemanden anlügen. Doch eines müsst ihr mir versprechen: Ihr dürft die Geschichte nicht noch ausweiten. Versprochen?«

»Versprochen!« Ich streckte meine rechte Hand aus und neun rechte Hände umklammerten sie. Wir hatten ein Abkommen getroffen. Ich stand auf, um die Versammlung aufzulösen, als einer von ihnen leise sagte: »*Mevrouw* Deibler, Sie sehen wirklich aus wie ein Filmstar.«

Tränen traten mir in die Augen: »Danke, Jungs. Ich weiß, was ihr sagen wollt, und ich denke, ihr seid die Größten!« Sie erhellten mir den Tag, und ich hatte das Gefühl, dass ich durch diesen Vorfall ein Stück weit das Wesen meines Herrn widerspiegeln durfte. Ich wusste, ich hatte eine sehr wertvolle Verbindung zu der größten Gruppe von Teenagern in unserem Lager hergestellt.

Mit der Ankunft von Frauen und Kindern aus Bali, Lombok, Sumbawa und den angrenzenden kleineren Inseln wurden leere Betten gesucht. Die meisten Neuankömmlinge wurden in Baracke 7 untergebracht. Dann wies man mich an, ein Bett für eine Frau zur Verfügung zu stellen, die in ein oder zwei Tagen ankommen sollte. Über ihre Identität bekamen wir keine Auskunft. Auch sagte man uns nicht, warum sie ausgerechnet in unserer Baracke untergebracht werden sollte, wo es in anderen Baracken noch genügend freie Betten gab.

Ich protestierte, denn wir hatten keine freien Betten, doch der Lagerkommandant zeigte auf ein Bett, das frei gemacht werden

konnte, wenn man zwei kleinere Kinder zusammen in ein Bett legte. Im Großen und Ganzen überließen die Japaner die Unterbringung der Lagerinsassen den Barackensprecherinnen, sie hatten nur darauf zu achten, dass die Ausländer zusammen in Baracke 8 kamen. Warum wollten die Japaner diese Frau unbedingt in unserer Baracke unterbringen? Je mehr wir über diese Tatsache spekulierten, desto gespannter wurden wir. Dann kam sie an – eine richtige Amazone, fast zwei Meter groß, und sie musste an die 100 Kilogramm wiegen. Sie steckte noch voller Energie und war bei guter Gesundheit, was man von uns nicht mehr behaupten konnte. Es war schwierig, jenen, die *gemuk basah* (dick und wohlgenährt) waren, wie die Indonesier sagen, nicht argwöhnisch gegenüberzustehen. Wir anderen waren *kurus kering* (abgemagert). Eine Gefangene von den Kleinen Sunda-Inseln warnte uns, sehr vorsichtig zu sein, da man diese Frau im Verdacht habe, eine Informantin zu sein. Ich befahl meine kleine Schar dem Schutz Gottes an und betete, dass er den Plan des Feindes zunichtemachen möge.

Die Hitze des Nachmittags war unerträglich. Tiele Noll und ich hatten gerade die Bottiche für die Küche vollgepumpt, als die Glocke ertönte, die anzeigte, dass wir uns vor dem Büro des Kommandanten versammeln sollten. Die Frauen aus dem Schweinestall und aus dem Garten sowie diejenigen, die für das Beladen des Lastwagens zuständig waren, und das Küchenpersonal konnten zu ihrer Arbeit zurückkehren, während wir anderen uns vor den Baracken aufstellten. Mr. Yamaji ging zwischen den Reihen auf und ab und schaute uns von Kopf bis Fuß an wie ein Viehhändler, der ein Stück Vieh kaufen will. Einigen Frauen wurde befohlen, zur Vorderseite zu gehen. Ruth Presswood gehörte dazu. Er erklärte dann, dass aufgrund der Krankheitsausfälle in den Schweineställen Ersatz notwendig sei. Die ausgesonderten Frauen sollten sich am folgenden Tag dort zur Arbeit melden.

Als ich in die Baracke zurückkam, fand ich Ruth in Tränen aufgelöst. »Darlene, wenn ich dort arbeiten muss, dann wird das mein Tod sein, das weiß ich.«

Ich betete still für mich. »O Herr, schon wieder eine Krise – was sollen wir nur tun?« Ihr Husten hatte sich verstärkt, und in letzter

Zeit hatte sie gelegentlich auch Blut gehustet. Ich wusste, sie hatte gar nicht so unrecht mit ihrer Befürchtung. »In Ordnung, Ruth, du betest, und ich werde mit Yamaji sprechen.« Ich fand ihn in seinem Büro und erklärte ihm Ruths Gesundheitszustand.

»Das verstehe ich, doch Sie müssen einen Ersatz aus Ihrer Baracke für sie finden.«

Einen Ersatz? Die einzigen beiden jungen Frauen, die kräftig genug waren, diese Arbeit zu leisten, hatten kleine Kinder. Es wäre unverantwortlich, diese Kleinen den Fliegenschwärmen und der Hitze des Schweinestalls auszusetzen. Dann hatte ich eine Idee – die Amazone! »Herr, ich weiß nicht einmal, wo sie in den letzten Tagen gewesen ist, doch sie wäre der geeignete Ersatz. Bitte gib, dass sie Ruths Platz einnehmen kann.« Noch bevor ich sie nach dem Abendappell fragen konnte, kam sie auf mich zu und sagte, sie hätte gehört, dass ich jemanden suche, der Mrs. Presswoods Arbeit im Schweinestall einnehmen könne, und sie würde sich gern dafür zur Verfügung stellen. Ich war so dankbar, dass sie sich erboten hatte, und sagte es ihr. Wer hatte ihr davon erzählt? Yamaji? Eines war sicher: Gott hatte mein Gebet erhört. Mir kam ein Vers aus der Josephsgeschichte in den Sinn: »Ihr zwar hattet Böses gegen mich im Sinn« – indem sie diese Frau in unserer Baracke unterbrachten –, »Gott aber hatte im Sinn, es gut zu machen« (1. Mose 50,20).

Für Ruth war es sehr schwierig, die Pflichten einer Barackenschwester wahrzunehmen. Sie war ausgebildete Krankenschwester und gewöhnt, unter sterilen Bedingungen zu arbeiten. Es machte sie rasend zu sehen, wie einhundert oder mehr Menschen Injektionen mit derselben Nadel bekamen, ohne dass sie zwischendurch sterilisiert worden wäre. »Durch eine so unverantwortliche Verfahrensweise können die Krankheiten doch übertragen werden!«, wandte sie ein. Ich fragte Dr. Marseille, ob er mich für geeignet hielt, Barackenschwester zu werden. Er versicherte mir, dass er mir noch einiges beibringen könnte, und so übernahm ich Ruths Aufgabe. Obwohl sie im Nähraum arbeitete, stand sie immer zur Verfügung, um Fragen zu beantworten und Verbesserungsvorschläge zu machen. Nach Kriegsende stellte man fest, dass das Gewebe ihrer Lunge vernarbt war; sie hatte also recht gehabt, was ihren Gesundheitszustand betraf.

Im September bekamen wir einen neuen Lagerinsassen – Pater Bell, einen amerikanischen katholischen Priester, der früher Metzger von Beruf gewesen war. Seine Fähigkeiten wurden gebraucht, weil ja im großen Stil Schweine für die japanische Armee in Makassar geschlachtet wurden. Das Blut der Schweine wurde aufgefangen und zu Blutwurst verarbeitet. Sie wurde denen verabreicht, die unter starker Anämie litten.

Auf dem Lastwagen, mit dem Pater Bell aus Pare-Pare ankam, befanden sich auch große Säcke mit Holzpantinen, die die Männer des Lagers für ihre Frauen und Töchter in Kampili gefertigt hatten. Auch Ruth und ich bekamen ein Paar. Sie hatten eine wundervolle Form und waren poliert. Ich erkannte das Material von Russells Hemd. Es war sehr aufregend und tröstend zugleich, diese Liebesgaben von unseren Männern zu bekommen, denn wir hatten nun länger als ein Jahr nichts mehr von ihnen gehört.

Wann immer Pater Bell frei hatte, war er umlagert von Frauen, die sich nach ihren Männern, Söhnen und Vätern erkundigten. Wenn ich Pater Bell von einer Gruppe Frauen umgeben sah, wollte ich mich ihnen oft anschließen, doch jedes Mal sagte der Herr mir: »Nicht jetzt, du kannst mir vertrauen. Sie brauchen die Ermutigung.« Mein Herz war von Frieden und Ruhe erfüllt, wenn ich dann zur Baracke zurückkehrte.

Kampili lag genau zwischen zwei Lufträumen, die nun unter japanischer Kontrolle waren. Ständig wurde es von Tieffliegern überflogen. Wir kannten ihre Ziele nicht, doch eines Mittags kam ein Pilot zurück, verfolgt von einem Kampfflugzeug der Alliierten. Sie lieferten sich über Mandai, dem Luftraum im Südosten des Lagers, einen Luftkampf. Der Japaner tauchte ab, überschlug sich und versuchte, den alliierten Flieger abzuschütteln, doch ohne Erfolg. Wir verloren jegliches Zeit- und Ortsgefühl und waren in eine Welt außerhalb unseres Gefängnisses entrückt. Wir standen auf der Seite des alliierten Piloten, beteten für ihn und waren fasziniert von seiner Taktik, das feindliche Kriegsflugzeug zu überwältigen. Plötzlich, nach einer Maschinen- gewehrsalve, explodierte das japanische Flugzeug. Der Pilot sprang mit dem Fallschirm ab, bevor das Flugzeug auf der Erde aufschlug. »Hurra!«, ertönte es aus tausend Kehlen. Wir waren so von dem

Schauspiel gefangen genommen, dass wir Mr. Yamaji nicht bemerkt hatten, der sich zu uns gesellt hatte. Als das alliierte Kampfflugzeug in der Ferne verschwand, rief eine begeisterte Frau ihm immer noch nach: »Hurra! Hurra! Er hat ihn abgeschossen!«

Wie ein Besessener brachte Yamaji sie zum Schweigen. Er schlug mit seinem Stock auf sie ein, bis ihre Schmerzensschreie unerträglich wurden. Er wütete, das sei einer seiner Landsleute gewesen – und schließlich hätte auch er Gefühle. Dann befahl er uns erschöpft, wieder an unsere Arbeit zu gehen. So unauffällig und schnell wie möglich entfernten wir uns von ihm. Wieder einmal erkannten wir, dass wir in Zukunft vorsichtiger sein mussten. Auch wurde uns klar, dass sein Befehl, Schützengräben auszuheben, eine weise Maßnahme war. Wir mussten uns schützen können, wenn sich der Konflikt in unseren Bereich verlagerte. Wir hätten auch gern Schutzbunker gehabt, doch es wurde nur einer gebaut, und der war ausschließlich für die japanischen Offiziere bestimmt. Darum vertieften wir die Schützengräben, um einigermaßen geschützt zu sein.

Auch wurden wir angewiesen, wie wir uns im Falle eines Luftangriffs zu verhalten hatten. Sobald Flugzeuge zu hören oder zu sehen waren, sollte die Glocke geläutet werden. Alle Lichter mussten sofort gelöscht werden, und alle Insassen mussten die Baracken verlassen. In der ersten Nacht, als Fliegeralarm gegeben wurde, rannten wir zu den uns zugewiesenen Schützengräben. Wir halfen den Älteren und den Kindern, die uns heruntergereicht wurden. Auf dem Rücken liegend suchten wir den Himmel nach Flugzeugen ab. Nur wenn sie in das Licht der Suchscheinwerfer gerieten, konnten wir sie ausmachen – Bomber, die dem Luftraum ganz in unserer Nähe entgegenflogen. Wir hatten furchtbare Angst, dass eine der todbringenden Schrapnellbomben uns treffen könnte, bevor das Flugzeug das Gebiet des Lagers überflogen hatte. Die Erde erbebt, die Stille der Nacht wurde zerrissen von dem Lärm der explodierenden Bomben. In die Verwirrung hinein erinnerte ich mich an das Bibelwort: »Dich wird es nicht erreichen. Dich wird es nicht erreichen. Dich wird es nicht erreichen.« Ich wusste, dass dies ein Vers aus dem 91. Psalm war, doch so sehr ich mich auch bemühte, mir fiel der Rest nicht mehr ein.

Nachdem die Flugzeuge ihre Bomben abgeworfen hatten, drehten sie nach Osten ab. Die Glocke läutete zur Entwarnung, und wir kehrten in unsere Baracken zurück. »Dich wird es nicht erreichen.« Ich konnte den Morgen kaum erwarten, um den Vers nachzulesen. Bei Tagesanbruch holte ich meine Bibel hervor und las: »Tausend werden fallen an deiner Seite und zehntausend an deiner Rechten – dich wird es nicht erreichen« (V. 7). Welch eine Zusage, die ich mitnahm in die vielen langen Nächte draußen in den Schützengräben.

Der Südwestmonsun brachte wolkenbruchartige Regenfälle; die Schützengräben füllten sich mit Wasser. Durstig trank der Boden, bis er gesättigt war; zurück blieben Pfützen und Schlamm. Yamaji blieb hart; niemand durfte während des Fliegeralarms in den Baracken bleiben. Wir wurden angewiesen, darauf zu achten, dass alle unsere Leute sich zu den Schützengräben begaben, sobald der Alarm gegeben wurde, Tag und Nacht, in der Regen- oder Trockenzeit.

Eines Nachts während des Fliegeralarms überprüfte der Kommandant einige der Baracken und stellte fest, dass eine Anzahl Mütter mit ihren Kindern nicht hinaus in die Schützengräben gegangen waren. Es kümmerte ihn nicht, dass es draußen regnete und einige Kinder krank waren. Seinem Befehl war nicht Folge geleistet worden – das konnte er nicht dulden.

Sobald Entwarnung gegeben worden war, wurden die Barackensprecherinnen vor seinem Büro zusammengerufen. Der Regen hatte aufgehört, und der Himmel hatte sich aufgeklärt. Yamaji war sehr aufgebracht. Ruhelos ging er hin und her und wartete ungeduldig darauf, dass wir alle da waren. Wir wurden angewiesen, uns in einem Halbkreis vor ihm aufzustellen; dann begann er, die Sprecherin von Baracke 7 zu befragen: »Sind alle Ihre Frauen nach draußen gegangen?«

»Nun, nein, Sir, aber ...« Sie begann zu erklären, warum die Frauen dringeblichen waren, und entschuldigte ihr Verhalten mit dem Regen und den kranken Kindern. Dass diese Frau es wagte, die zu entschuldigen, die seine Befehle missachtet hatten, war mehr, als Yamaji ertragen konnte. Mit zwei großen Schritten war er bei ihr und versetzte ihr eine so kräftige Ohrfeige, dass sie durch die Luft geschleudert wurde. Ihr Haar, das sie in einem Zopf um den

Kopf geschlungen trug, lag offen im Schlamm neben ihr. Mein erster Gedanke war: ›Ein Schlag, der sie so weit durch die Luft schleudert, hat ihr sicherlich das Genick gebrochen.‹ Mir war ganz elend zumute. Doch ohne Hilfe stand sie schließlich wieder auf und kehrte auf den Platz zurück, auf dem sie gestanden hatte. Ihr Gesicht sah übel zugerichtet aus und war geschwollen.

Als Nächstes kam er zu mir. »Sind alle deine Frauen nach draußen gegangen?«, brüllte er. So ruhig wie möglich erwiderte ich, dass jeder angewiesen worden sei, nach draußen zu gehen, als der Alarm ertönte. Ich stellte mich innerlich darauf ein, auch einen solchen Schlag zu erhalten, doch er ging weiter und befragte die anderen. Schließlich wurden wir entlassen, nicht ohne auf das hingewiesen zu werden, was passieren würde, wenn noch einmal gegen die Regeln verstoßen würde.

Ein Blick auf das Gesicht der Sprecherin von Baracke 7 war Warnung genug. Doch es gab immer Leute, die dachten: ›Das kann mir nicht passieren! Ich werde nicht erwischt!‹ Wenige Tage später gab es mittags Fliegeralarm. Die meisten von uns hatten ihr Mittagessen bereits beendet und machten sich fertig, wieder an die Arbeit zu gehen. Wir ließen alles fallen und rannten zu den Schützengräben. Wir konzentrierten uns auf die Flugzeugformation in der Ferne und fragten uns, was sie wohl bombardierte, als wir einen Schmerzensschrei wie von einem verwundeten Stier hörten. Ich stand auf, um festzustellen, woher das Geräusch kam, und sah, wie der Kommandant Lena Paul vor sich hertrieb. Mit jedem Schritt versetzte er ihr einen festen Schlag mit seinem Stock. Sie war so übel zugerichtet, dass sie wochenlang nicht sitzen konnte und auf dem Bauch schlafen musste. Von da an musste ich nie mehr nachprüfen, ob alle im Schützengraben waren.

Kapitel 7

Eines Sonntagabends Ende November hielt Pater Bell für die Katholiken des Lagers einen Gottesdienst ab. An dessen Ende sagte er zu denen, die sich versammelt hatten: »Es ist jemand im Lager, der euer Gebet braucht. Ich kann euch keine näheren Einzelheiten sagen, aber wenn ihr beten könnt, dann betet für die Betreffende.« An diesem Abend wurde viel spekuliert, wen er wohl meinte.

Am folgenden Morgen kam Mrs. Joustra zu unserer Baracke und fragte, ob sie mich wohl einmal sprechen könne. Wir gingen zu dem Grasstück hinter der Stelle, wo wir immer unser Essen einnahmen, und unterhielten uns über die Arbeit und darüber, wie wir Jüngeren die vielen Kranken ersetzen könnten. Oft mussten wir zwei oder drei Extra-Arbeiten erledigen, um die Quoten zu erfüllen. Auf einmal brach sie ab und sagte: »Eigentlich wollte ich nicht über die Arbeit mit Ihnen sprechen. Ich wollte Ihnen sagen, dass Ihr Mann in Pare-Pare sehr krank gewesen ist.«

Als ich sah, wie sich ihre Augen mit Tränen füllten, packte ich sie bei den Schultern und rief: »O Mrs. Joustra! Sie wollen doch nicht etwa sagen, dass er tot ist!«

»Doch«, antwortete sie. »Er ist vor etwa drei Monaten im Lager von Pare-Pare gestorben.«

Ich war wie betäubt. Russell war tot. Er war schon drei Monate tot! Dies war einer der Augenblicke, wo ich das Gefühl hatte, der Herr hätte mich verlassen. Meine ganze Welt brach auseinander. Ich ließ Mrs. Joustra stehen. In meiner Bedrängnis schaute ich auf. Mein Herr war da, und ich rief: »Aber, Gott ...!«

Sofort ging mir ein Bibelwort durch den Kopf: »Mein Kind, habe ich nicht gesagt, wenn du durchs Wasser gehst, ich bin bei dir, und durch Ströme, sie werden dich nicht überfluten?«

Ich drehte mich noch einmal zu Mrs. Joustra um, nickte ihr zu und ging zurück zu den Baracken. Ich umfasste meine Leiter und ließ meinen Kopf gegen die Sprossen sinken. Verzweifelt schloss ich die Augen und versuchte, gegen die schreckliche, kalte Hoffnungs-

losigkeit in mir anzukämpfen – drei Monate, Russell war schon seit drei Monaten tot; er war bereits beerdigt! Diese Endgültigkeit überwältigte mich. Ein solcher Schmerz war mir so neu, ich konnte nicht damit umgehen.

Ich hob meinen Kopf und sah die Lebenden, die mich brauchten, die darauf warteten, dass ich meine Aufgaben als Barackenschwester wahrnahm. Wie betäubt ging ich durch die Baracken. Es musste ein Wasserbehälter für die Zentralküche gefüllt werden. Auf dem Weg zur Pumpe schaute ich auf und sah, dass Sweet Seventeen auf mich zukam. Wie immer zog er seine Kappe, verbeugte sich sehr tief, dann richtete er sich auf und schüttelte mir unbeholfen die Hand. Mir wurde plötzlich klar, dass er von Russells Tod gewusst haben musste und mir wahrscheinlich auf diese Art sein Mitleid ausdrücken wollte – eine Geste des Mitgefühls von einem etwa 17-jährigen japanischen Jungen, der den Krieg vermutlich genauso wenig wollte wie wir. Wie an jenem Tag, dem 13. März, als Russell fortgebracht worden war, breitete sich Frieden in mir aus.

Gegen Mittag wussten alle Lagerinsassen über Russells Tod Bescheid. Während des Nachmittags und Abends kamen Freunde vorbei, um mir durch einen Händedruck, einen Blick, ein liebes Wort oder ihre Tränen zu zeigen, dass sie mitfühlten. Pater Bell kam auch und erklärte mir, warum er mir nichts von Russells Tod erzählt hatte. Die Japaner hatten ihn unter Androhung der Todesstrafe zum Stillschweigen verpflichtet. Heimlich hatte er sich nach meiner Identität erkundigt und versucht, mich zu meiden. »Ich hatte beschlossen, falls Sie kämen und mich nach Ihrem Mann fragten, Ihnen zu sagen, dass Russell sehr glücklich sei, denn ich weiß, dass er es nun ist.«

Da wusste ich, warum der Herr mich immer davon abgehalten hatte, mit dem Pater zu sprechen. Ich hätte den Priester in eine sehr schwierige Lage, vielleicht sogar sein Leben in Gefahr gebracht.

Am vergangenen Sonntag hatte Mr. Yamaji den Priester nach dem Gottesdienst darüber informiert, dass die Behörden in Makassar endlich die Erlaubnis erteilt hätten, mir den Tod meines Mannes mitzuteilen – war dies nicht eine unmittelbare Antwort auf das Gebet? Er hatte Mrs. Joustra gebeten, mir die traurige Nachricht zu überbringen.

Als Pater Bell sich verabschiedete, versicherte er mir noch einmal, dass Russell und er sich in Freundschaft und gegenseitigem Respekt begegnet seien, »obwohl wir unterschiedlichen Konfessionen angehörten«. Ich blieb allein zurück mit meinem Kummer. Russell war der erste Tote in Pare-Pare, der Angehörige in Kampili hatte. Als ich wieder in meiner Baracke war, holte ich vorsichtig die Holzpantinen hervor. Hatte Russell sie gemacht oder vielleicht jemand anderes – Ernie Presswood?

Am Spätnachmittag rief mich Mr. Yamaji in sein Büro. Er stand hinter seinem Schreibtisch. »*Njonja* Deibler, ich möchte mit Ihnen sprechen«, begann er. »Wir leben im Krieg.«

»Ja, Mr. Yamaji, das weiß ich.«

»Was Sie heute erlebt haben, haben auch Frauen in Japan erlebt.«

»Ja, Sir, das weiß ich auch.«

»Sie sind noch sehr jung. Eines Tages wird der Krieg vorbei sein, und Sie können nach Amerika zurückgehen. Sie können tanzen gehen, ins Theater, wieder heiraten und diese schrecklichen Tage vergessen. Sie sind den anderen Frauen im Lager eine große Hilfe gewesen. Ich bitte Sie, verlieren Sie nicht Ihr Lächeln.«

»Mr. Yamaji, darf ich Ihnen etwas sagen?« Er nickte, setzte sich und bedeutete mir, ebenfalls Platz zu nehmen.

»Mr. Yamaji, ich werde nicht trauern wie die Menschen, die keine Hoffnung haben. Ich möchte Ihnen von jemandem erzählen, von dem Sie vielleicht noch nie gehört haben. Ich lernte ihn kennen als kleines Mädchen in der Sonntagschule in Boone, Iowa, in Amerika. Sein Name ist Jesus. Er ist der Sohn des allmächtigen Gottes, des Schöpfers des Himmels und der Erde.« Gott hatte mir eine wundervolle Gelegenheit gegeben, diesem japanischen Lagerkommandanten seinen Heilsplan zu erklären. Tränen liefen ihm die Wangen hinunter. »Er ist für Sie gestorben, Mr. Yamaji, und er schenkt Ihnen Liebe ins Herz – Liebe sogar für Ihre Feinde. Darum hasse ich Sie nicht, Mr. Yamaji. Vielleicht hat Gott mich hierhergebracht, damit ich Ihnen sagen kann, dass er Sie liebt.«

Tränenüberströmt erhob er sich hastig, eilte in sein Schlafzimmer und schloss die Tür hinter sich. Ich konnte hören, wie er sich die Nase putzte, und wusste, dass er immer noch weinte. Ohne

Erlaubnis durften wir einen japanischen Offizier nicht verlassen. Da er nicht zurückkam, blieb ich still sitzen und betete für seine Errettung – dafür, dass er dieses neue Leben in Jesus kennenlernen und eines Tages zu Hause Gottes Liebe seiner Frau und Familie weitersagen könnte. Schließlich wurde mir klar, dass er nicht mehr aus seinem Zimmer kommen würde. Ich verließ sein Büro. Von diesem Augenblick an wusste ich, dass Mr. Yamaji mir vertraute, und ich verstand auch, warum ich mich in Niederländisch-Ostindien aufhielt. Ob sein Indonesisch so gut war, dass er alles verstanden hatte, was ich ihm hatte klarmachen wollen, wusste ich nicht. Auf jeden Fall hatte es ihn bewegt.

Nachdem der Abendappell und die Andacht vorüber waren, gingen die Frauen zu Bett. Sie flüsterten nur, sogar die Vorübergehenden sprachen nur leise miteinander. Ich sagte »Gute Nacht« und kletterte in meine Koje. Wie wünschte ich mir eine Schulter, an die ich meinen schmerzenden Kopf legen konnte, an der ich mich ausweinen konnte, bis ich keine Tränen mehr hatte. Ich fühlte mich so verletztlich und jung und brauchte so dringend die starken und tröstenden Arme des Hirten um mich. Wer kann zerschlagen und wieder gesund machen? Wer kann zerbrechen und aus dem Zerbrochenen wieder etwas Schönes machen?

Auf einmal war mein Herr da, er war ganz nah bei mir. Ich dachte an die Bibelstelle: »Er [hat] mich gesandt ..., den Sanftmütigen frohe Botschaft zu bringen, ... die zu verbinden, die gebrochenen Herzens sind ..., ihnen zu geben Kopfschmuck statt Asche, Freudenöl statt Trauer, ein Ruhmesgewand statt eines verzagten Geistes ...« (Jesaja 61,1-3).

Ich brachte meinen Kummer vor den Herrn und erzählte ihm, was ich empfand – oder nicht empfand –, wie ich die Zukunft sah und dass ich die Einsamkeit so stark verspürte. Ich lauschte auf das, was mein Herr sagen würde, und Stille antwortete mir. Wie ungewöhnlich still es an diesem Abend in der Baracke war! Dann verstand ich auf einmal – diese Menschen teilten meinen Kummer. Durch ihre Stille drückten sie aus: »Wir denken an dich und beten für dich in deinem großen Kummer.« Ihre Worte des Mitgefühls, ihre Tränen und ihr warmer Händedruck sollten mir ihre Liebe und

Freundschaft zeigen. »Danke, lieber Vater, für diese Freunde. Vielen Dank für diese wundervollen Menschen, die so lieb zu mir sind. Hilf mir, dass ich sie mit meinem Kummer nicht anstecke, sodass sie nicht mehr wagen, in meiner Gegenwart froh zu sein. Hilf mir, dass ich andere nicht mit meinem Kummer belaste.«

Ich erfuhr die Tröstungen des Heiligen Geistes. Irgendwann schlief ich ein. Das Schwert des Leides hatte sich tief in mich hineingebohrt, doch Gott hatte den Schmerz gemildert.

Noch bevor das Jahr zu Ende ging, war ein Drittel der Lagerinsassen an der Ruhr erkrankt. Die Isolier- und Krankenstationen waren übertoll. Nur die schlimmsten Fälle wurden dorthin verlegt. Diejenigen, die im Endstadium der Krankheit lagen, wurden nachts sorgfältig bewacht, um die Ratten von ihren Betten fernzuhalten, denn diese kamen, wenn sie den Tod rochen. Es dauerte nicht lange, bis ich Bazillenruhr an ihrem Geruch erkennen konnte. Wir hatten keine Medikamente, um diese Krankheit zu behandeln. Wir hatten auch keine Desinfektionsmittel, darum mussten wir darauf hoffen, dass die Sonne die von den Patienten benutzten Gegenstände sterilisierte.

Würmer, wie widerwärtig! Rundwürmer, Hakenwürmer, Plattwürmer – hier gab es sie in fast allen Formen und Farben! Ohne Medikamente konnten wir nur wenig gegen sie tun. Wenn wir Knoblauch gehabt hätten, dann hätten wir die Plattwürmer bekämpfen können, aber wir hatten keinen. Gegen die Hakenwürmer hatten wir auch nichts. Rundwürmer – schrecklich! Manchmal krochen sie den Leuten im Schlaf aus der Nase oder dem Mund. Ich erinnere mich an eine Missionarin, die sich fast erbrochen hätte, als einer ihre Kehle hochkroch. Glücklicherweise konnte sie sich noch beherrschen und zog ihn heraus. Kinder, die von Würmern befallen waren, hatten aufgeblähte Mägen. Oft erbrachen sie sich in die Baracke oder den Barackenbereich, weil sie es nicht mehr bis zur Toilette oder einen Behälter schafften. Wenn man die Mutter fand, wischte sie es auf, wenn nicht, musste die Barackenschwester – also ich – es tun.

Mrs. van der Kley wurde sehr krank, und ihre Symptome verwirrten den Arzt. Eines Morgens war sie unfähig zu arbeiten. Als ich meine Runde drehte und nach denen sah, die zurückgeblieben

waren, schrie sie auf einmal: »*Mevrouw* Deibler, kommen Sie schnell! Ich habe solche Magenschmerzen!« Ich nahm einen Behälter und rannte zu ihr. Sie war sehr krank und begann, sich zu übergeben. Auch mir war recht elend zumute. Als ich in den Behälter schaute, sah ich etwa ein Dutzend pfenniggroße Würmer darin herumschwimmen. Sie waren gekrümmt wie eine große, keimende Bohne. Somit war offensichtlich, woran Mrs. van der Kley litt, und ich verordnete ihr die »rote-scharfe-Zwiebel-Kur«. Ich holte sechs oder acht kleine rote Zwiebeln aus der Zentralküche, schälte sie und sah zu, wie mein Patient sie aß. Sie waren so scharf, dass sie alles »verbrannten«, was mit ihnen in Berührung kam. Danach bekam sie noch eine massive Dosis Epsomsalz.

Mit dem Kerosin gingen wir sehr sparsam um. Es wurde nur für unsere kleinen Lampen verwendet. Manchmal war es jedoch notwendig, eine Kerosin-Kur zu verschreiben. Esther Meshmoor kam zu mir. Sie hatte Kopfläuse. »*Mevrouw* Deibler, kann ich bitte ein wenig Kerosin bekommen?« Ihr Kopf war voller Läuse. Ich schnitt ihr die Haare ab und verbrannte sie. Ihre Mutter Rachel tötete die Läuse, die versucht hatten zu entkommen, dann rieb ich ihre Kopfhaut leicht mit Kerosin ein. In der Nacht trug Esther einen Lappen um den Kopf gebunden. Am nächsten Morgen wuschen wir ihre Haare. Obwohl wir sehr vorsichtig gewesen waren, hatte sie auf jedem Ohr eine Hautblase, die von dem Kerosin herrührte, das durch den Lappen gesickert war. Doch sie war überaus froh, das krabbelnde Ungeziefer endlich los zu sein.

Ein Team japanischer Ärzte besuchte Kampili. Sie beschäftigten sich mit den Auswirkungen des Vitaminmangels auf den Körper. Alle Lagerinsassen wurden untersucht. Doch ihre Ergebnisse hatten keine Konsequenzen für uns, wir bekamen immer noch keine Vitamine zur Aufbesserung unserer Ernährung. Darum nahmen wir auch weiterhin Zuflucht zu medizinischen Kräutern und Wurzeln, die von den Frauen mit Kenntnissen in »grüner Medizin« angebaut wurden.

Malariakranke bekamen ein Gebräu aus den neuen Blättern in den Baumwipfeln von Papayabäumen. Reishülsen zerstampften wir zu grobem Mehl, um daraus Brot zu backen für die Frauen, die unter

Vitamin-B-Mangel und dadurch hervorgerufene Krankheiten litten, wie z. B. Beriberi, woran ich litt. Dieses »Brot« war ein guter Vitamin-B-Lieferant, jedoch sehr schwer verdaulich.

Wir machten Reispulver, um Hautausschlag und Ekzeme zu behandeln. Vitamin A für diejenigen, die unter Nachtblindheit litten, hatten wir jedoch nicht, auch fanden wir nichts gegen Depressionen.

Einer der armenischen Jungen, Dougie Marcar, hatte eine schwere Mandelentzündung. Ich als Barackenschwester brachte ihn zur Krankenstation. Die holländische Ärztin entschied, dass seine Mandeln herausgenommen werden müssten. Sofort wurde er auf den Stuhl gesetzt, ich musste seinen Kopf halten. Da keine Geräte zum Absaugen des Blutes vorhanden waren, tupfte ich das Blut mit einem Tupfer ab, nachdem Dr. Goedbloed das kranke Gewebe entfernt hatte. Der Junge war sehr tapfer. Ich brachte ihn zu den Baracken zurück. Nach ein paar Tagen Bettruhe war er wieder vollkommen gesund.

Eine Blinddarmoperation mit nur örtlicher Betäubung wurde mit vollem Erfolg an einer der Nonnen vorgenommen.

Tollwütige Hunde waren eine größere Gefahr als die Japaner. Nur mit selbst gefertigten Speeren und Messern bewaffnet wagten wir uns in die Schützengräben. Die Hunde kamen bei Tag und bei Nacht ins Lager. Ein kleiner Junge aus Baracke 7 starb eines schrecklichen und sehr schmerzvollen Todes, weil ihn ein tollwütiger Hund nur ein wenig am Ellenbogen gebissen hatte. Sogar bei Nacht, wenn die Sterne unsere einzige Lichtquelle waren, achtete ich auf alles, was sich bewegte. Ich stellte mich aufrecht in den Schützengräben, die Augen in Bodenhöhe. An das Ende meines Speeres hatte ich ein Messer gebunden. Nur Gott wusste, wie viele Nächte ich Wache hielt und mir den Psalm ins Gedächtnis rief, in dem es hieß: »Du wirst dich nicht fürchten vor dem Schrecken der Nacht« (Psalm 91,5).

Wenn Menschen sich in Gefahr oder einer Notsituation befinden, kommt ihr wahres Wesen zum Vorschein. Wir hatten Menschen von niederem Charakter unter uns – einige erstaunten uns durch ihre Selbstsucht und Gier –, doch sie waren in der Minderheit. Weit mehr Frauen gab es, deren Mut, Stärke und Hilfsbereitschaft uns allen immer wieder eine große Ermutigung war.

Zu ihnen gehörte Toos Hoogeveen, eine hübsche junge Frau, die verheiratete Tochter des ehemaligen Gouverneurs von Bali. Mrs. Hoogeveen arbeitete in der Schweinehaltung. Eines Nachts, als der Fliegeralarm ertönte, suchten sie und einige andere Arbeiterinnen Schutz in einem nahe gelegenen Schützengraben. Ein tollwütiger Hund näherte sich, und sie versuchten, ihn mit Stöcken abzuwehren, doch er ließ sich nicht vertreiben. Mrs. Hoogeveen erkannte, dass der Hund die Tollwut hatte, und ihr war auch klar, dass vielen eine große Gefahr drohte, falls der Hund in den Schützengraben gelangen sollte. Sie packte das Tier mit bloßen Händen und hielt es so lange fest, bis eines der Mädchen es mit einem Messer getötet hatte. Natürlich war sie während des Kampfes mehrmals gebissen worden. Auf unsere dringende Bitte um Hilfe schickten die Japaner einen Impfstoff gegen Tollwut, der jedoch nicht anschlug. Die hilflose Verzweiflung der Ärzte war wie eine Epidemie, die das ganze Lager ergriff. Was konnten wir für Mrs. Hoogeveen tun? Da das Serum nicht anschlug, musste sie isoliert werden. Die Tür der Hütte wurde abgeschlossen. Dort wartete sie nun auf den sicheren Tod. Als es so weit war, starben wir anderen ein wenig mit. Hier war ein Mensch, der mutig sein Leben aufs Spiel gesetzt hatte, um andere vor dem sicheren Tod zu bewahren.

Der Tod der Tollwutopfer, vor allem der Tod von Toos, die steigende Zahl von Frauen – und sogar jungen Mädchen –, die einen Nervenzusammenbruch erlitten, die vielen Kranken, die sich nur sehr langsam wieder erholten, weil Medikamente nur begrenzt oder überhaupt nicht vorhanden waren, und die Eintönigkeit des Lagerlebens ließen uns stumpfsinnig werden. Kommandant Yamaji spürte das und beschloss, für Zerstreuung zu sorgen. Ununterbrochene Arbeit ohne Zerstreuung mindert die Arbeitskraft.

Eine große Baracke wurde errichtet, wo Unterhaltung stattfinden sollte. Musik wurde gestattet. Mrs. Olga de Wit, eine Weißrussin, verheiratet mit einem Holländer, bat um ein Klavier und erhielt es auch. Sie war Konzertpianistin, im Fernen Osten für ihre glänzenden Darbietungen bekannt. Sie stellte einen russischen Chor zusammen, schrieb vierstimmige Sätze und den Text der Lieder aus dem Gedächtnis. Schon bald hatten wir ein großes Repertoire rus-

sischer Lieder. Aus Baracke 8 gehörten Ellie Kučerová, Maus Dol, Tiele Noll und ich zum Chor. Es war eine große Herausforderung und machte uns sehr viel Spaß. Wir sangen in Russisch die fröhlichen Volkslieder der Bauernschaft, aber auch andere Lieder. Nach vielem Proben gaben wir hin und wieder ein Konzert.

Eines Abends erschien Olga in einem Abendkleid – einem Erinnerungsstück aus vergangenen Tagen – auf der Bühne. Ihr Kleid wurde so begeistert aufgenommen, dass alle Frauen des Lagers zusammenarbeiteten, um für jeden im russischen Chor ein solches Kleid zu fertigen. Viele Damen aus Makassar, die ein Abendkleid bei sich hatten, stellten es zur Verfügung. Der Ideenreichtum der Lagerinsassen war erstaunlich; die Resultate sahen im Licht der vielen kleinen Kerosinlampen wie die Kreationen von Modeschöpfern aus. Jet Robyn schlug vor, ich solle eines ihrer Kleider probieren. Es passte mir, und während des Galaabends stand ich in einem eleganten weißen Satingewand in der Mitte der ersten Reihe. Die Ärmel waren zu Puffärmeln aufgerollt, und am Hals war ein Stück farbiger Stoff eingesetzt worden. Man wäre nie auf den Gedanken gekommen, es könnte sich um ein Hochzeitskleid handeln. Hier ging es nicht darum, dass eine Gruppe von Internierten, die in Abendgarderobe herumliefen, irgendetwas aufführten, was an Lächerlichkeit grenzte. Vielmehr hatte das Ganze einen bitterernsten Hintergrund: Es ging um eine gut einstudierte Vorführung mit dem Ziel, den Menschen Mut und neuen Lebenswillen zu vermitteln, die viel zu lange unter der Trennung von ihren Lieben gelitten hatten und angesichts von Entbehrung und Tod lebten. Wer versteht die Freude über die ersten Frühlingsblumen besser als derjenige, der einen langen, kalten Winter durchlebt hat? So hatten auch die Musikabende therapeutische Wirkung auf die angespannten Nerven. Denn einen Abend lang konnten wir unsere Gefangenschaft vergessen, während die Lieder erklangen.

Es wurden auch zwei Kirchenchöre zusammengestellt: einer von Mrs. van Veen mit Angehörigen der Niederländisch-reformierten Kirche und der andere von römisch-katholischen Nonnen. *Moeder Overster*, die Mutter Oberin, borgte sich mein Gesangbuch aus, und die Nonnen übersetzten und sangen die geistlichen Lieder, die schon

so lange eine Quelle der Inspiration und ein Segen für die Menschen waren.

Daisy O'Keefe wohnte im Ambon-Sektor von Kampili. Vor dem Krieg war sie Tanzlehrerin in Hongkong gewesen. Sie gab einigen Teenagern Ballettunterricht. Während ihrer Vorstellungen wurden sie von Mrs. de Wit auf dem Klavier begleitet.

Die Japaner brachten Bücher ins Lager, und eine »Bibliothek« wurde zusammengestellt. Die vielen holländischen Bücher, die ich während meiner Internierung las, vergrößerten meinen Wortschatz.

Wir veranstalteten auch ein Bridge-Turnier. Die drei besten Bridge-Spielerinnen des Lagers waren Rose David, Lieke Marcar und Saartje Seth-Paul, alle aus Baracke 8. Keine dieser Zerstreuungen hatte negativen Einfluss auf die Arbeit. Wir waren sogar weniger Frauen, die dasselbe Arbeitspensum schaffen mussten.

Trotzdem waren unsere Abendaktivitäten beschränkt, da sich alles auf die Zeit nach dem Abendessen und vor dem Schlafengehen konzentrierte. Da die Luftangriffe seltener wurden und wir nun einige Abwechslung hatten, vergingen die Wochen schnell, und Weihnachten kam.

Uns wurde gestattet, einen Nachmittagsgottesdienst abzuhalten. Wir sangen Weihnachtslieder auf Holländisch und Englisch, dann hielt Pater Bell eine Predigt. Gleich mit seinem ersten Satz zog er die Aufmerksamkeit aller auf sich.

»Die Geschichte, die ich euch heute Nachmittag erzählen möchte, habe ich zum ersten Mal am letzten Weihnachtsfest bei einer ähnlichen Versammlung in Pare-Pare gehört. Der Erzähler dieser Geschichte, Reverend C. Russell Deibler, feiert dieses Weihnachtsfest bei seinem Vater im Himmel.« Pater Bell erzählte die *Geschichte des anderen Weisen* von Henry van Dyke jun.¹⁸ Durch die lebhafte

¹⁸ A. d. H.: Dieser US-amerikanische Schriftsteller, Pädagoge und Geistliche (1852–1933) hat den biblischen Bericht von den Weisen (Matthäus 2,1–12) detailreich ausgeschmückt und mit der Passionsgeschichte Jesu und dem von Matthäus und Markus berichteten Erdbeben während der Kreuzigung und der zeitgleich auftretenden Finsternis verknüpft. Das Grundmotiv seiner Erzählung findet sich auch bei anderen Autoren, die jeweils eigene Namen für den »anderen Weisen« benutzen. Nach den eindeutigen biblischen Aussagen wird jeder, der Jesus Christus, den in Bethleem geborenen Retter der Welt, persönlich im Glauben annimmt, wiedergeboren, sodass er befähigt wird, wie der »andere Weise« voller Barmherzigkeit gegenüber Menschen in Not zu handeln und damit die Wesensart seines Herrn widerzuspiegeln.

Beschreibung des Erzählers folgten wir dem *anderen Weisen*, Artaban, wie er, nachdem er den Stern gesehen hatte, sein reich ausgestattetes Haus in Persien verkaufte. Wir hörten von den drei Juwelen, einem Saphir, einem Rubin und einer kostbaren Perle – äußerst wertvollen Dingen, die er dem König bringen wollte. Gespannt lauschten wir, wie er zum Stern hinaufschaute, seinen Kopf neigte und sagte: »Das ist das Zeichen. Der König kommt, und ich werde ihm entgegengehen.«

Weil er unterwegs Armen und Bedürftigen half, verlor er den Anschluss an seine Reisegefährten. Seine Kostbarkeiten hatte er dafür verwendet, um Menschen in Not zu helfen. Nur die Perle hatte er noch.

33 Jahre später sahen wir einen müden Artaban mit weißem Haar, müden Augen, der immer noch den König suchte. Er kam nach Jerusalem zur Zeit des Passahs. Man erzählte ihm, dass Jesus von Nazareth zusammen mit zwei Verbrechern gekreuzigt werden sollte, weil er behauptet habe, der König der Juden zu sein. Seine Perle fest in der Hand haltend, mischte er sich unter die Menge. Mit dieser kostbaren Perle würde er den König loskaufen, doch am Stadttor warf sich ihm ein junges Mädchen zu Füßen, die ihn um Gnade anflehte. Sie war von grausamen Soldaten ergriffen worden, die sie in die Sklaverei verkaufen wollten, um die Schulden ihres Vaters auszulösen. Wieder kam Artaban in Gewissenskonflikt, doch schließlich triumphtierte die Liebe, das Licht der Seele. Er kaufte das Mädchen los.

Auf einmal verdunkelte sich die Sonne, und die Erde erbebt. Die Soldaten ergriffen furchtsam die Flucht. Ein schwerer Dachziegel löste sich von einem Dach und traf Artaban an der Schläfe. Dieser Schlag war tödlich, und er sank sterbend zu Boden. Das Mädchen hörte eine leise Stimme zu dem Weisen sprechen. Artaban antwortete: »Herr, wann sah ich dich hungrig und speiste dich? Oder durstig und gab dir zu trinken? Wann aber sah ich dich als Fremdling und nahm dich auf? Oder nackt und bekleidete dich? Wann aber sah ich dich krank oder im Gefängnis und kam zu dir? Ich habe dich gesucht, mein König, aber niemals dein Angesicht gesehen oder dir gedient.«

Dieselbe wundervolle Stimme versicherte ihm, dass alles, was er dem geringsten seiner Brüder getan habe, ihm, dem König, getan habe. Freude und Erstaunen legte sich auf das Gesicht des *anderen Weisen* – seine Reise war beendet; seine Schätze waren angenommen worden; er hatte den König gefunden.

Ich schämte mich der Tränen nicht, die mir die Wangen herunterliefen. Nur wenige Augen der Zuhörer blieben trocken. Als ich die Versammlung verließ, ging ich mit den gehörten Worten in ein neues Jahr: »Der König kommt, ich werde ihm entgegengehen!«

Kapitel 8

Es gab eine Zeit, in der allein die Erwähnung der Stoßtruppen meinen Adrenalinspiegel ansteigen ließ. Nach unserer Ankunft in Kampili lernten wir einen anderen Namen fürchten – den der *Kempeitai*! Allein der Anblick der glänzenden schwarzen Limousine, die von der Geheimpolizei verwendet wurde, ließ uns das Blut in den Adern gefrieren. »Wen holen sie jetzt wieder?« Diese Frage beschäftigte uns immer, wenn wir den »Todeswagen« kommen sahen.

Die *Kempeitai* kamen direkt hinter den Stoßtruppen nach Makassar und unterdrückten schon früh jeglichen Widerstand. Freunde, sowohl holländischer als auch indonesischer Herkunft, starben eines grausamen Todes. Geflüsterte Berichte von einem, der das zweifelhafte Privileg hatte, den *Modus Operandi* der Angehörigen der Geheimpolizei mit anzusehen, bestätigten, dass die Angst vor ihnen mehr als berechtigt war. Sie taten es der deutschen Gestapo gleich, die sich darauf spezialisiert hatte, politische Opposition zu unterdrücken.

Von den Frauen, die von ihnen aus unserem Lager geholt wurden, kehrten einige zurück; andere wurden nie mehr gesehen. Diejenigen, die zurückkamen, sprachen niemals offen über ihre Erfahrungen. Ich sollte noch verstehen lernen, warum.

Eine amerikanische Frau und die holländischen Überlebenden der Bombenangriffe auf Ambon wurden in unser Lager gebracht. Sie wohnten im Ambon-Sektor. In unserem Sektor gab es nur drei Amerikanerinnen, Miss Kemp, Miss Seely und mich. Wir alle hatten in Makassar gelebt und gearbeitet. Wir waren dankbar, dass Ruth Presswood, eine Amerikanerin, durch den Pass ihres Mannes als Kanadierin registriert worden war.

An einem Tag im April 1944 wurde wieder einmal der Wagen der *Kempeitai* von Makassar kommend gesichtet. Automatisch hörte jede Aktivität auf, nur ein paar Frauen beugten sich zu ihrer Nachbarin und flüsterten: »*Kempeitai*.« Die Limousine fuhr in das Lager und kam vor dem Verwaltungsgebäude zum Stehen. Wir alle taten

so, als würden wir arbeiten, doch unser Blick war auf die Bürotür gerichtet. Sweet Seventeen kam heraus und eilte zum Nähraum. Hinter ihm erschien Margaret Kemp. Zusammen gingen sie schnell zum Wagen der Kempeitai, und Margaret wurde hineingeschoben. Dann rannte Sweet Seventeen zum Gartenbereich außerhalb des Lagers und kam mit Philoma Seely zurück. Bevor wir noch ganz begriffen, was vor sich ging, kamen die beiden Beamten der Kempeitai aus dem Gebäude und fuhren mit Margaret und Philoma davon. Wie betäubt beobachteten wir die Vorgänge.

Als wir uns von unserem Schrecken erholt hatten, stellten wir uns nur die eine Frage: »Aber warum ausgerechnet sie? Was haben sie getan? Wie lange werden sie die beiden wohl festhalten?« Die Frage, die mich am meisten bewegte, wagte ich gar nicht zu stellen: »Vielleicht, weil sie Amerikanerinnen sind? Werde ich die nächste sein?« Ich hatte Angst, wenn ich sie laut stellen würde, könnte das Gefürchtete vielleicht eintreten. Von morgens bis abends bangten wir um die Sicherheit dieser beiden Frauen. Wir beteten ununterbrochen dafür, dass sie doch bald ins Lager zurückkämen.

Als Versuch, die Spannung zu verkleinern, planten die Frauen von Baracke 8 und andere meiner Lagerfreundinnen eine Überraschungsparty für meinen Geburtstag. Jeder steuerte etwas zum Gelingen des Festes bei. Reis war zu Mehl zerstampft worden, um einen Kuchen zu backen, der sogar mit Puderzucker überzogen war – Rohrzucker und schwarzes Kaffeemehl wurden schaumig geschlagen. Man nannte das *spuug*, ein holländisches Wort, das »Spucke« bedeutet, doch es schmeckte unglaublich gut. Ich war überwältigt. Mir war klar, wie lang es gedauert hatte, den Zucker und Reis für diese Gelegenheit zu horten. Die Familien taten ihre Kaffeerationen zusammen, sodass wir sogar schwarzen Kaffee zum Geburtstagskuchen trinken konnten.

Dieses Fest war eine wundervolle Überraschung. Wir versuchten, es zu einem besonderen Abend für alle werden zu lassen. Einige der Jungen hatten sich sehr angestrengt, ein wunderschönes Geschenk für mich zu machen. Sie hatten sich aus der Küche des Kommandanten eine Kokosnuss »geliehen« und eine Säge von dem Zimmermann des Lagers besorgt. Nachdem sie den oberen Teil der Schale als Deckel entfernt hatten, kratzten sie das Fruchtfleisch her-

aus und bekamen so einen wundervollen Behälter. Was mag wohl mit dem Fruchtfleisch passiert sein? Eine der Mütter hatte eine Bommel aus bunten Wollresten gefertigt. Ich musste herzlich lachen und bedankte mich überschwänglich für die polierte Schale mit dem frechen Affengesicht und der Bommel auf der Kappe. Ich stellte das Ganze auf mein Bettgestell, von wo aus ich es schon am nächsten Morgen beim Aufwachen sehen konnte. Die Findigkeit meiner jungen Freunde vertrieb so manches Mal die düstere Stimmung des frühen Aufstehens.

Katie, meine deutsche Freundin, hatte mir einen leichten Wollpullover aus einem Mantel gemacht. Eine meiner Freundinnen strickte mir ein Paar wunderschöne blaue Knöchelsocken. Natürlich hatte ich keine Schuhe, doch trotzdem freute ich mich sehr über diese Socken.

Eine andere Frau machte mir ein rotes Haarband, das mir sehr gefiel; ich bekam auch noch eines in blau. Taschentücher, Bücher, Sketche, Bilder, gute Wünsche – die Liste der Geschenke war sehr lang. Diese Liebesbeweise erfreuten mich sehr und erinnerten mich daran, dass eines der größten Geschenke Gottes an uns Freunde sind.

Den Abend beschlossen wir mit Volksliedern und geistlichen Liedern auf Holländisch und Englisch. Nachdem wir uns Gott im Gebet anbefohlen hatten, wünschten wir uns gegenseitig eine gute Nacht.

Zwei Tage nach meinem Geburtstag, am 12. Mai, bekamen wir erneut Besuch von der Kempeitai. Sofort waren wir alarmiert; wir bemühten uns herauszufinden, ob Margaret und Philoma vielleicht ins Lager zurückgebracht würden. Die Angehörigen der Geheimpolizei stiegen aus ihrem Wagen und gingen in das Büro des Lagerkommandanten. Der Rücksitz war leer, und tief in meinem Innern wusste ich, dass diese Männer diesmal meinetwegen gekommen waren. Ich stand wie gelähmt und beobachtete. Dann, wie durch einen Magnet angezogen, ging ich auf das Büro zu. Sweet Seventeen kam mir entgegen. Meine Befürchtungen wurden bestätigt; ich wurde in Yamajis Büro befohlen.

Sie mussten das Klopfen meines Herzens gehört haben. Ich versuchte, hochaufgerichtet zu stehen, tapfer zu erscheinen und ihre Bemerkungen, die immer von »Amerika, Amerika« unterbrochen

wurden, zu ignorieren. Nachdem sie aufgehört hatten, um mich herumzulaufen, begann einer, auf den Tisch zu trommeln. Seine schwarzen Augen beobachteten mich genau, um herauszufinden, ob ich den Morsecode kannte. Dann legte er ein Stück Papier vor mich, auf dem mein Name geschrieben stand – DARLENE DEIBLER. »Sind Sie Darlene Deibler?«, fragte er.

»Ja, Sir«, antwortete ich. »Ich bin Darlene Deibler, doch das habe ich nicht geschrieben.«

»Ich weiß, dass Sie das nicht geschrieben haben«, gab er kurz zurück. »Wie gut kennen Sie das Morsealphabet?« Auch weiterhin klopfte er auf den Tisch. Ich erwiderte, dass ich das Morsealphabet nie gelernt hätte. Die Augen des Mannes verengten sich. Aufmerksam beobachtete er mich.

»Sir, ich kenne das Morsealphabet wirklich nicht«, wiederholte ich.

»Wir werden sehen, was Sie über das Morsealphabet wissen«, drohte er. »Holen Sie sich ein Kleid und kommen Sie wieder her. Wir werden Sie mitnehmen.«

Wie betäubt rannte ich zu den Baracken zurück. Während ich lief, dankte ich dem Herrn, dass ich an diesem Tag ein Kleid angezogen hatte und nicht die ärmellose Bluse und die Shorts. Aus irgendeinem unerfindlichen Grund hatte ich das Gefühl gehabt, ich sollte dieses Kleid heute tragen. Der Herr hatte mir das gesagt, denn ich hatte nicht die Gelegenheit, mich umzuziehen. Schnell nahm ich meine Bibel von meinem Bett, steckte sie zwischen ein Hauskleid, das ich mir in Benteng Tinggi gemacht hatte. Als ich herauskam, wartete die Mutter Oberin vor der Tür. Fest nahm sie mich in die Arme und flüsterte mir liebevoll zu: »Meine liebe *Mevrouw* Deibler, wir werden jeden Tag für Sie beten.« Ich nahm ihre Hand und murmelte meinen Dank. Oh, wie sehr ich das jetzt brauchte! Ich fühlte mich so jung, so verletzlich. Dann rannte ich los in die Fänge der Kempeitai.

Wir überquerten den Wassergraben und bogen auf die staubige Hauptstraße nach Makassar ab, um bis dorthin zu fahren. Der Wagen drosselte seine Geschwindigkeit in der Nähe eines Gebäudes, das ich sofort als die ehemalige Irrenanstalt für Eingeborene erkannte. Es war in ein Gefängnis der Geheimpolizei umgewandelt worden.

Der Wagen bog in eine Auffahrt ab, und als ich die vergitterten Fenster erblickte, bemerkte ich, dass wir beobachtet wurden. Wir hielten an, und mir wurde befohlen auszusteigen. Mein Blick hing an dieser Zelle. Margaret Kemp befand sich darin, ihre Hände umklammerten ganz fest die Stäbe. Ihre Arme waren blau und grün. Als sie mich sah, sagte sie keinen Ton. Sie bewegte nur ihren Kopf hin und her, hin und her. Als ich Margaret sah, schrie mein Herz auf: »Herr, du hast mir Russell genommen. Muss ich das nun auch noch durchmachen?«

Mir war, als hörte ich ihn sagen: »*Wen ich liebe, mein Kind, den züchtige ich.*« Da ich wusste, wie sehr er mich liebte, beugte ich mich und flüsterte: »In Ordnung, Herr, in Ordnung – verlass mich nur nicht.« Ich schaute noch einmal zu Margaret hin, mein erster Blick auf die Schrecken der Kempeitai, und ich erkannte, dass sie nun nur noch Haut und Knochen war. Noch zwei Wochen zuvor, als sie von Kampili abgeholt worden war, hatte sie 85 Kilogramm gewogen.

Diese ehemalige Irrenanstalt bestand aus Gebäuden, die zu einem Rechteck angeordnet waren. Ich wurde in ein Büro geführt, das in der Mitte der beiden vorderen Zellenreihen lag. Eine junge Indonesierin saß am Tisch, und ein Gefängniswärter stand neben ihr. Er nahm meine Bibel und rief: »Die kannst du hier nicht behalten! Du würdest sonst nicht über deine bösen Taten der Kaiserlich Japanischen Armee gegenüber nachdenken, sondern nur über das, was in diesem Buch steht.« Er nahm auch meinen Ehering und gab ihn dem Mädchen. Die Bibel und der Ring wurden in eine Papiertüte gesteckt.

Als Margaret von Kampili abgeholt worden war, hatte sie keine Kleidung mitnehmen dürfen. Der Wärter verließ das Büro, und ich fragte die junge Frau, wie der Zustand von Miss Kemps Kleidung sei. Sie antwortete, ihr Kleid sähe übel aus. Ich gab ihr mein Hauskleid und fragte: »Würden Sie ihr das geben?« Sie rollte es zusammen und versteckte es unter dem Schreibtisch, damit der Wärter es nicht entdeckte.

Der Wärter kam zurück, und schweren Schrittes folgte ich ihm aus dem Büro über den Hof zu einem anderen Zellenblock. Ich hörte eine Frau eine Reihe zusammenhangloser Sätze schreien; die Stimme

von Philoma Seely. Mit erschreckender Deutlichkeit wurde mir klar, dass sie innerhalb von nur zwei Wochen ihren Verstand verloren hatte. »O Herr, was haben sie ihr angetan?«

»Lassie, was immer du tust, sei ein guter Streiter für Jesus Christus.« Dr. Jaffrays letzte Worte kamen mir in den Sinn, und jeder Schritt wurde ein Flehen um Mut. »O Herr, was immer du tust, gib, dass ich ein guter Streiter für Jesus Christus sein kann.«

Auf der Tür zu der Zelle, vor der der Wärter stehen blieb, stand in Kreide geschrieben: »*Orang ini musti mati.*« (»Dieser Mensch muss sterben.«) Der Wärter schloss die Tür auf, öffnete sie und schob mich in die Zelle hinein. Die Tür schloss sich wieder hinter mir, und ich fiel auf meine Knie, den Blick fest auf das Schlüsselloch gerichtet. Als ich sah, dass der Schlüssel umgedreht wurde, wusste ich, dass ich nun ein Todeskandidat war, der auf eine Verhandlung und das Todesurteil wartete.

Ich hörte, wie die Schritte des Wärters auf dem Zementfußboden verklangen. Mein Gesicht und meine Hände waren feucht, noch nie hatte ich eine solche Angst gehabt. Auf einmal merkte ich, dass ich ein Lied sang, das ich als kleines Mädchen gelernt hatte:

*O fürchte dich nicht, denn ich bin ja mit dir!
Ich bin dein Erlöser und Hort für und für.
Ich stärke dich, dass du kannst stets halten stand
mit meiner gerechten, allmächtigen Hand.*

*Wenn auch durch das Feuer der Trübsal du gehst –
Selbst dann meine Hand aus der Not dich erlöst.
Geht's durch tiefe Wasser – ich steh dir zur Seit',
es kann dir nichts schaden – nicht morgen, nicht heut.*

Liebevoll nahm mich der Herr in seine starken Arme und gab mir Frieden und Zuversicht. Sie konnten mich zwar einsperren, doch meinen Herrn konnten sie nicht aussperren. Jesus war hier bei mir in der Zelle.

Ich schaute mich um. Die Zelle war etwa zwei Meter breit und etwa ebenso lang. Die Wände waren gekalkt, und der Fußboden war

mit Keramikfliesen ausgelegt. Das vergitterte Fenster war von außen vernagelt, sodass niemand hineinschauen konnte. Dies war das einzige vernagelte Fenster in diesem Block. Eine vergitterte Blende über der Tür war die einzige Öffnung in dem winzigen Raum, die ein wenig Licht gab. Am Spätnachmittag schob der Wärter einen Blechteller mit Reis, über den ein wenig Rohrzucker gestreut war, in meine Zelle. Ich wollte essen, ich versuchte es, doch ich konnte nicht. So nahm er den Teller wieder an sich und brüllte: »Du magst also keinen Zucker? Gut, du wirst nie wieder welchen bekommen.«

72 Stunden lang erlaubte man mir nicht, auf die Toilette zu gehen. Ich wusste von Gefangenen, die gezwungen worden waren, ihre eigenen Exkremate zu essen, wenn ihnen das Missgeschick passiert war, dass sie sich auf den Zellenfußboden erleichtert hatten! Ich litt, ich betete. Am vierten Tag schließlich kam der Wärter und führte mich zu den Toiletten. Ich kam auf den sonnenbeschienenen Hof und durch einen offenen Gefängnisküchenbereich, in dem sich eine Menge männlicher Eingeborener drängten. Aller Augen folgten mir zu der Tür einer der Toiletten. Ich stand vor Fäkalien, die unter der Tür hindurchquollen, und als ich die Tür öffnete, war der ganze Boden knöchelhoch mit menschlichen Exkrementen bedeckt. Angeekelt schrak ich zurück und flüsterte: »Herr, wie kann ich da hinfreten? Was soll ich tun?«

In diesem Augenblick trat ein indonesischer Gefangener aus der Gruppe hervor und sagte: »Lassen Sie mich das für Sie säubern.« Der Wärter zuckte die Achseln, zog sich wegen des Gestanks ein wenig zurück und schaute zu, wie der Gefangene mehrere Eimer Wasser schöpfte und das Loch säuberte. Dann ließ er mich allein. Anschließend wurde ich in meine Zelle zurückgebracht.

Nicht lange danach hörte ich den Wärter kommen. Er schloss die Tür auf und stellte einen Blechteller mit Reis auf den Boden. Er hatte seine Drohung wahr gemacht, es war kein Zucker mehr darauf. Ich ließ mir den Reis durch die Finger laufen und entfernte einige kleine Steinchen, dann aß ich. Ich wusste, ich musste essen, um bei Kräften zu bleiben.

Nachdem ich alles aufgegessen hatte, leckte ich mir die Finger ab. Der Wärter kam zurück mit einem aufgeschnittenen Kerosin-

behälter. Er stellte ihn auf den Boden; dann nahm er meinen Teller in die Hand und ging. Ich untersuchte den Behälter und wünschte, er hätte nicht so schrecklich scharfe Kanten, doch ich war trotzdem sehr dankbar. Wenigstens brauchte ich nun die schmutzigen Toiletten nicht mehr zu benutzen.

Dunkelheit machte sich in dem winzigen Raum breit. Ich lehnte mich gegen die Wand und wartete darauf, dass der Schlaf kommen würde. Doch mein Herz war so schwer, dass ich mit dem Psalmisten ausrief: »Was beugst du dich nieder, meine Seele, und was bist du unruhig in mir?« (Psalm 42,12; 43,5). Warum fühlte ich mich so niedergeschlagen? Hier war doch niemand, der meinen Kummer sehen oder hören konnte. Ich hatte keine Verantwortung, keine Arbeit zu tun – nichts hielt mich in Atem.

Meine Gedanken wanderten zu den Jaffrays, die nun getrennt waren, und zu Ruth, die körperlich geschwächt war und Ernie so schrecklich vermisste. Lilian war verängstigt und schwach geworden. Keiner dieser Missionare war Amerikaner wie wir drei, die von der Kempeitai gefangen genommen worden waren. Keiner von uns war in politische Aktivitäten verwickelt. Ich wusste nicht einmal, warum wir hier waren. Was hatten wir getan, das gerechtfertigt hätte, wie die Japaner mit Margaret und Philoma umgegangen waren?

Ich war verletzt; mein Kummer schien unerträglich. Dann brach der Damm meiner aufgestauten Tränen, ich rollte mich auf den Bauch und weinte hemmungslos. »Hilf mir, Herr«, flehte ich. »Es ist so schwer für mich, die Tatsache zu akzeptieren, dass ich Russell hier auf der Erde nie mehr wiedersehen werde. In den Nächten träume ich von ihm, doch dann wache ich auf und muss feststellen, dass er tot ist – schon neun Monate.«

Ich setzte mich auf und versuchte, die Flut meiner Tränen einzudämmen. Dann wusste ich, mein Herr war hier, und Hand in Hand wanderten wir die Korridore meiner Erinnerung entlang.

Ich rief mir einen Tag im Jahr 1936 in Erinnerung, an dem ein Jugendtreffen in Boone, Iowa, stattfand.

Ich war die Letzte unter den jungen Leuten, die sprechen sollten. Als ich das Podium verließ, fand ich einen Platz in der ersten Reihe. Der

Hauptredner war ein Missionar aus Borneo, Reverend C. Russell Deibler. Er fesselte uns, und viele waren herausgefordert durch seine Botschaft. Als die Versammlung zu Ende war, eilte ich zur Hintertür, wo eine Freundin auf mich wartete.

Ich hatte die Hälfte des Weges zurückgelegt, als eine Frau meiner Gemeinde mich aufhielt und sagte: »Mr. Deibler, hier ist eine junge Frau, die Sie kennenlernen sollten.« Sie nannte ihm meinen Namen und erzählte, dass ich mich in der Bibelschule St. Paul auf den Missionarsdienst vorbereitete.

Ich drehte mich um, um ihn zu begrüßen und ihm zu sagen, wie sehr mir seine Predigt gefallen habe. Ob er es wohl einrichten könnte, bei einem unserer Missionsgottesdienste zu sprechen, die immer freitagabends in der Bibelschule abgehalten wurden? Er sagte, er würde es gern tun. Ich dankte ihm und eilte weiter, um meine Freundin zu treffen.

Ich hatte noch viel zu packen und mich von etlichen Freunden zu verabschieden, da ich in dieser Woche in die Bibelschule zurückreiste.

Der Frühling 1937 war wundervoll. Besondere Veranstaltungen wurden überall in den Vereinigten Staaten und in Kanada aus Anlass eines wichtigen Jubiläums abgehalten, des 50. Gründungstages der Christian and Missionary Alliance. Dr. Robert R. Brown gehörte zu den ganz besonderen Rednern, die in St. Paul und Minneapolis sprachen. Auch der Missionar aus Borneo stand auf der Liste. Ich erinnerte mich, ihn in Boone getroffen zu haben, hatte aber seither nicht mehr an ihn gedacht. »Sie haben gute Redner ausgewählt«, dachte ich.

Mama und Dad ermöglichten es mir, während der letzten beiden Wochen vor dem Ende des Schuljahres in der Schule zu übernachten, sodass ich an den Aktivitäten teilnehmen konnte. Im Speisesaal war es sehr laut, die Mädchen unterhielten sich über die Kleider, die sie zur Abschlussprüfung tragen würden, und die Jungen sprachen über Sport. Auf einmal hatte ich das Gefühl, dass jemand mich beobachtete. Ich schaute mich um und erblickte Mr. Deibler. Er saß am anderen Ende des Saales am Tisch des Lehrpersonals, lächelte mich an und nickte mir zu. Nachdem er mir noch ein zwei-

tes Mal zugelächelt hatte, versuchte ich, nicht mehr in seine Richtung zu schauen. Nach dem Mittagessen lehnte er sich gegen eine Wand und wartete.

Ich weiß nicht, warum ich verärgert war, doch ich drehte mich um und steckte meinen Kopf in die Durchreiche zur Küche. Der Koch sah mich und kam zu mir, um sich mit mir zu unterhalten. Er war ein lieber Mann. Nachdem ich vorsichtig über die Schulter geschaut und gesehen hatte, dass sich der Speisesaal geleert hatte, dachte ich, dass die Luft rein sei, und wollte mich schnell durch die Schwingtüren davonmachen. Doch da wurde ich von einer festen Hand auf meinem Arm aufgehalten.

»Einen Augenblick, Miss McIntosh. Hier ist ein Herr, der sich gern mit Ihnen unterhalten möchte – Mr. Deibler, Miss McIntosh.« Damit verschwand die Frau des Dekans. Ich fühlte mich gefangen. Warum nur wollte er sich mit mir unterhalten? Ich kannte ihn nicht und er mich nicht.

Doch Mr. Deibler erinnerte mich sofort daran, dass wir uns in Boone kennengelernt hatten. Er wollte mir sagen, dass er in Boone Station gemacht habe, um meine Eltern »wiederzusehen«, bevor er zu Rev. Clarence Andersons Gemeinde in Meadow Grove, Nebraska, zur Missionskonferenz weitergereist sei. »Ich wusste gar nicht, dass Mrs. Anderson Ihre Schwester ist, bis ich Ihr Bild auf dem Klavier stehen sah. Ich habe meinen Aufenthalt dort sehr genossen. Ihre kleine Nichte Coralyn ist ein süßes Kind, und sie alle lassen Sie sehr herzlich grüßen.«

Ich dankte ihm, dass er meine Familie besucht hatte, und entschuldigte mich, ich hätte noch zu lernen. Er hielt mich zurück und fragte, ob ich eine Ahnung hätte, wer ihm aus Boone anonyme Briefe schreiben würde. Ich nahm an, er hätte mich im Verdacht, und wurde wütend.

»Mr. Deibler, ich habe noch nie in meinem Leben einen anonymen Brief geschrieben, und ich habe auch nicht die Absicht, es jemals zu tun!« Schnell entfernte ich mich durch die Halle. Ganz offensichtlich hatte er eine sehr geringe Meinung von mir.

»Miss McIntosh, Miss McIntosh, ich weiß doch, dass Sie das nicht waren«, sagte er, während er mir folgte und sich entschuldigte. »Ich

dachte nur, dass Sie vielleicht wüssten, wer sie geschrieben haben könnte.« Ich versicherte ihm, ich wüsste es nicht, und ging davon.

Der Schulbus sollte die Studenten an diesem Abend nach Minneapolis bringen. Die Veranstaltung anlässlich des 50-jährigen Bestehens der CMA sollte in einem großen Theater stattfinden. Der große Chor sang, und für uns waren die ersten Reihen reserviert worden. Mr. Deibler saß auf dem Podium direkt vor mir. Er lächelte mich an und nickte. Was er dann sagte, rührte mich an. Er sprach sehr flüssig, und ich konnte verstehen, warum man seinen Heimaturlaub verlängert hatte, damit er an diesen besonderen Veranstaltungen teilnehmen konnte.

Als er zu seinem Platz auf dem Podium zurückkehrte, schaute er mich an und machte mir mit den Augen ein Zeichen, ich solle zum Ausgang kommen. Doch ich schlug die Augen nieder und gab vor, es nicht bemerkt zu haben.

Ich wollte den letzten Redner, Dr. Robert R. Brown von Omaha, nicht verpassen. Durch seinen Radiodienst hatte ich als neunjähriges Kind zum ersten Mal gehört, dass Jesus Christus für mich gestorben war. Er hatte in seiner Predigt den Namen einer Gemeinde in unserer Heimatstadt, das Midway Tabernacle, erwähnt, und Mutter und ich hatten uns an einem dunklen Abend mitten im Februar trotz eines Schneesturms auf den Weg gemacht, um diese Gemeinde zu suchen und Gott zu finden.

»Geliebter Herr, in jener Nacht hast du das erste Mal zu mir gesprochen, mich dein Kind genannt und mir gesagt, dass meine Sünden vergeben seien. Wie sehr liebe ich dich. Wir haben zusammen schon eine weite Strecke zurückgelegt.«

In dem folgenden Jahr, als ich zehn Jahre alt war, kam Dr. R. R. Brown zum Missionskonvent in unsere Stadt. An dem letzten Abend forderte er junge Erwachsene auf, ihr Leben Gott zum Missionsdienst zu weihen. Mein Herz brannte. Ich wünschte, ich wäre älter. Ich hätte mich gemeldet. Als ich eine Hand auf meiner Schulter spürte, drehte ich mich um, doch es war niemand da. Ich wusste, es war mein Herr. Leise flüsterte ich: »Was willst du, Herr?«

Es war mir, als würde er fragen: »Mein Kind, würdest du überall für mich hingehen, was immer es auch kostet?«

»Herr, ich würde überall für dich hingehen, was immer es auch kostet!« Meine Gabe war angenommen worden. Das Versprechen war gegeben, ich brauchte in Bezug auf meine Zukunft nicht mehr unsicher oder enttäuscht zu sein. Die Schule in St. Paul besuchte ich nur aus dem einen Grund, mich auf den Missionsdienst vorzubereiten.

Dr. Browns Herz brannte immer noch für die Verlorenen, und viele wurden durch seine Botschaft gesegnet. Als ich nach den abschließenden Segensworten aufschaute, sah ich Mr. Deibler auf mich zukommen. Schnell mischte ich mich unter die Menge und verschwand durch den nächsten Ausgang in Richtung auf unseren Bus. Auf einmal zog mich jemand am Mantel. Ich drehte mich um und stand vor Mr. Deibler.

»Ich würde Sie morgen Abend gern zum Abendessen ausführen«, sagte er. Ich lehnte ab und sagte, ich müsste am nächsten Nachmittag eine Geburtstagsparty ausrichten und könnte auf keinen Fall vor halb sieben zurück sein.

Er sah mich entschlossen an und sagte: »Ich treffe Sie um halb sieben vor dem Haupteingang des Theaters.« Meine Antwort wartete er gar nicht ab, sondern drehte sich um und ging.

»Das denken Sie sich wohl! Erst beleidigen Sie mich, dann wollen Sie mich zum Abendessen einladen. Anonyme Briefe, wirklich!«, wütete ich innerlich und suchte mir im Bus einen Platz bei meinen Freundinnen.

Sie schwärmten von Mr. Deiblers gutem Aussehen. »So schöne braune Augen!«

»Mir gefällt sein welliges braunes Haar!«

»Sind dir seine Hände aufgefallen?«

Schließlich seufzte ein Mädchen: »Ich würde mein rechtes Bein dafür hergeben, mit ihm auszugehen!« Viele stimmten ihr zu.

»Hmm, sehr interessant! Ich könnte mit ihm ausgehen – wenn ich wollte«, dachte ich. Aber in einem stimmte ich ihnen zu: »Er sieht wirklich sehr gut aus.« Vielleicht wollte ich die anderen, die gern mit ihm ausgegangen wären, nur übertrumpfen, auf jeden Fall beendete ich die Geburtstagsparty in Rekordzeit und fuhr mit der Straßenbahn nach Minneapolis. Mr. Deibler wartete schon auf mich.

Wir setzten uns in die Empfangshalle eines Hotels und unterhielten uns. »Wie ich hörte, möchten Sie aufs Missionsfeld?«

Ich erzählte ihm von meinem Ruf in die Mission und sagte, es sei Dr. R. R. Brown gewesen, den Gott benutzt hatte, um mir diesen Ruf zukommen zu lassen.

»Haben Sie vor zu heiraten?«, fragte er weiter. Prompt erwiderte ich, dass ich nicht diese Absicht hätte.

»Darüber werden wir später reden«, sagte er und erhob sich. »Wollen wir irgendwo zu Abend essen?«

In der Nähe fanden wir ein chinesisches Restaurant. Als wir fast zu Ende gegessen hatten, legte Mr. Deibler seine Gabel hin. Die Stille war beunruhigend. Ich fühlte mich äußerst unwohl und suchte nach einer oberflächlichen Bemerkung, mit der ich das Schweigen brechen konnte. »Ich wüsste nur zu gern, woran Sie gerade denken.«

»Wirklich?« Ich war nicht sicher, ob ich es wollte, doch das kümmerte ihn nicht, denn er erzählte mir von jenem Montag, an dem die Jugendveranstaltung in Boone stattgefunden hatte. »Sie trugen ein wunderhübsches braunes Kleid und einen Hut. Ich könnte Ihnen auch noch genau wiederholen, was Sie gesagt haben. Ich schaute auf und sah Ihr Gesicht, als Sie das Podium verließen. Da sagte der Herr zu mir: ›Das ist das Mädchen für dich.‹ Ich wollte mit Ihnen sprechen, darum bin ich Ihnen gefolgt. Ich bin froh, dass diese Dame Sie aufgehalten und uns vorgestellt hat. Sie waren sicher in großer Eile. An diesem Nachmittag habe ich mir vorgenommen, Sie zu heiraten.«

Ich war verwirrt und verlegen, indem ich entgegnete, er wisse doch gar nichts von mir, doch ich musste erkennen, dass er dank meiner Familie und meiner Freunde in Boone eine ganze Menge über mich wusste.

»Ich weiß, das alles kommt sehr plötzlich«, fuhr er fort. »Ich möchte gern im Sommer wiederkommen und Sie sehen.« Damit war das Gespräch zu Ende.

Die Abendveranstaltung hatte bereits begonnen, als wir das Theater betraten und uns auf der letzten Bankreihe niederließen. Wenige Minuten später beugte sich Mr. Deibler zu mir herüber und flüsterte: »Sehen Sie nur.« Ich schaute zur Tür auf der rechten Seite,

konnte aber niemanden entdecken. »Nein, schauen Sie dorthin«, sagte er und legte seine Hand auf meine. Ich schaute auf und sah in seine Augen. In diesem Augenblick geschah etwas in mir. Ich wusste, dass ich ihn auf einmal tief und innig liebte, aber ich sagte es ihm nicht.

Was wusste ich schon von diesem Mann? Ich musste ihn kennenlernen. Doch vor allem musste ich wissen, ob eine Beziehung zu ihm Gottes Wille für mich war. Vorher konnte ich ihm meine Liebe nicht gestehen. An der Tür dankte ich ihm für das Abendessen und eilte zum Bus.

Am nächsten Morgen um sechs Uhr wurde mir ein Eilbrief von Mr. Deibler überbracht. Er war bekümmert zu hören, dass ich erst 19 und er 12 Jahre älter sei als ich. Er befürchtete, dass das Missionskomitee ein so junges Mädchen nicht annehmen würde. Er sei auf dem Weg, um mit Dr. Harry M. Shuman zu sprechen, der zum Leitungsteam der CMA gehörte. Das formelle »Miss McIntosh« war zu »meine liebste Darlene« geworden, und der Brief war unterschrieben mit »Russell«.

Ich wusste: Wenn dies der Wille Gottes für unser Leben war, dann würde mein Alter kein Hindernis sein, und ich würde angenommen werden. Wann immer es möglich war, besuchte mich Russell in Boone, oder wir trafen uns bei Verwandten, den Ewings, in Nord-Iowa. Dort fragte er offiziell, ob ich ihn heiraten wolle, und gestand mir, dass er schon lange die Zustimmung meiner Eltern habe. Erst da erzählte ich ihm von meiner tiefen Liebe zu ihm.

Dr. Shuman hatte keine Zeit verloren und sich meine Zeugnisse, Charaktereinschätzungen und andere Dokumente von dem Vorsitzenden, dem Dekan und meinen Lehrern in St. Paul kommen lassen. Offensichtlich war alles akzeptabel, und sie stimmten zu.

Russell bat mich, ihn in Ohio zu treffen. Dort befand sich das Auslandskomitee, um mich in den Ausbildungsfächern zu prüfen und mich über meine geistliche Erfahrung und mein Zeugnis im unmittelbaren Umfeld zu befragen. Als die Verantwortlichen fertig waren, wurde ich gebeten, das Zimmer zu verlassen. Nur wenige Augenblicke später wurde ich schon wieder hereingerufen, und die Verantwortlichen sagten mir, dass ich ihren Segen hätte. Ich wurde

am Missionary Training Institute in Nyack angenommen, um mein drittes Jahr beenden zu können. Sie rieten uns, bald zu heiraten; Russell könnte so lange im Reisedienst tätig sein, bis ich meine Studien beendet hätte.

»Und«, schloss Dr. Shuman, »Mrs Shuman und ich haben bereits in unserem Haus eine Wohnung für Sie. Übrigens, Miss McIntosh, Dr. R. R. Brown kam herein, nachdem Sie das Zimmer verlassen hatten, und er hat ein gutes Wort für Sie eingelegt.«

Als Russell Dr. Brown später am Tag sah, rief er ihn: »R. R., was hältst du davon, dass ich ein Mädchen aus eurer Gegend stehle?«

Er drehte sich um, nahm unsere beiden Hände und sagte in seinem wundervollen schottischen Dialekt: »Ich könnte mir keinen besseren Ort denken, um eines zu bekommen.« Auch er gab uns seinen Segen.

Russell hatte seinen Wagen mitgebracht, weil er mich zu seiner Familie nach Harrison City, Pennsylvania, mitnehmen wollte. Es war schon spät, als wir ankamen, doch sie warteten auf uns, und ich wurde von einer großen und liebevollen Familie willkommen geheißen. Russells Vater Charles war ein weißhaariger Herr mit leiser Stimme. Er lebte bei Russells Schwester Margaret und ihrem Mann Henry Mull. »Marg«, so wurde sie genannt, war Russell mehr als eine Schwester. Nach dem Tod ihrer Mutter hatte Marg ihn aufgezogen.

Es war schön, auch seine anderen beiden Schwestern Annie und Ella und die drei Brüder Almas, Jim und Ralph kennenzulernen. Ich brauchte mehrere Tage, um die Namen der vielen Nichten und Nefen zu behalten.

Obwohl ich im Geist zu Hause in den Vereinigten Staaten war, war mein Körper doch immer noch in der Gegenwart und im Gefängnis. Ich weinte, und da ich kein Taschentuch hatte, trocknete ich meine Tränen mit dem Rock meines Kleides. Es wurde ganz nass, darum stand ich auf und ging hin und her in der Hoffnung, er würde trocknen. Müde sank ich dann doch wieder auf den Boden und dachte daran, wie wundervoll unsere Verlobungszeit war. Es gab nichts, was die Erinnerung daran trübte. »Wie schön, Herr,

dass ich mich ohne Bedauern daran zurückerinnern kann. Hilf mir, immer daran zu denken. Hilf mir, niemals mit Bedauern an etwas zurückzudenken.«

Wieder dachte ich an Russells Vater und die anderen und daran, wie lieb sie mich verabschiedeten, als ich sie verließ. Ich wusste, ich hatte einen Platz in ihrem Herzen gefunden und wurde nun zur »Familie« gezählt. Dabei fiel mir ein, dass sie noch nichts von Russells Tod wussten. Wieder begannen die Tränen zu fließen, und ich konnte nichts tun, um sie zurückzuhalten.

Ich streckte mich auf dem Boden aus und presste mein Gesicht in meinen Rock, damit der Wärter mein Schluchzen nicht hörte. Wieder dachte ich zurück an die vergangenen Jahre.

» – und ich komme zu dir, wenn diese Konferenz vorbei ist«, rief Russell noch, als der Zug sich in Bewegung setzte. Mir wurde klar, wie gesegnet ich war. Wir hatten beschlossen, unsere Hochzeit nur im kleinen Kreis zu feiern. Ich wollte mir das Hochzeitskleid und den Schleier selbst nähen. In schönen Gedanken schwelgend, kam ich in Boone an.

Es war eine wunderschöne Hochzeit. Unsere Freunde aus der Gemeinde baten uns, die Kirche schmücken zu dürfen. Unser Pastor, Rev. J. H. Woodward, vollzog die Zeremonie, seine Frau Flossie, eine begnadete Pianistin, spielte die Orgel. Nina Knudsen, eine liebe Freundin, erklärte sich bereit, meine Brautjungfer zu sein. Die Kirche war bis auf den letzten Platz besetzt. Alle Angehörigen meiner Familie waren zugegen.

Zwar hatten wir schon elegantere Hochzeiten miterlebt, aber keine schönere. Meine Freunde und Familie haben viel dazu beigetragen, und das Wetter am 18. August 1937 war einfach wundervoll.

Noch in derselben Nacht fuhren wir zurück nach Pennsylvania. Ich freute mich, wieder bei den Deiblers zu sein. Sie veranstalteten Abendessen und Feste, damit ich mehr von Russells Familie kennenlernte. Wir bekamen viele schöne Hochzeitsgeschenke, die wir mitnahmen in unser Apartment in Dr. Shumans Haus in Nyack, am Hudson River gelegen.

Russell war die meiste Zeit unterwegs, und die Shumans blieben während der Konferenzen des Vorstandes in New York. So war ich viel allein in dem großen, dreistöckigen Haus.

Wann immer mein Stundenplan es erlaubte, fuhr ich mit den Shumans nach New York City, um Russell zu sehen, wenn er von den Veranstaltungen zurückkehrte. Ich lernte dort viele Missionare kennen – alles Männer, die schon viele Jahre Erfahrung auf dem Missionsfeld hatten.

Jedes Gebetsanliegen wurde von den Männern ernst genommen, und sie brachten es vor Gott »durch Gebet und Flehen« (Phillipper 4,6). Es tat gut zu wissen, dass solche hervorragenden Männer und Frauen hinter uns standen.

Noch vor dem Ende des Herbstsemesters informierte uns Dr. Shuman darüber, dass wir sofort abreisen müssten. Alle Missionare, die nach Niederländisch-Ostindien ausreisten, sollten eine Zeit lang in den Niederlanden die Sprache erlernen. Man versicherte mir, meine Leistungen seien so gut, dass ich meinen Abschluss bekäme. Wir fuhren nach Hause, um zu packen und uns von unseren Familien zu verabschieden. Am 27. Januar 1938 sollte unser Schiff von New York aus in See stechen.

Von den Klängen des Schiffsorchesters begleitet, wurde der Anker gelichtet. Die Leinen wurden losgemacht, und das Schiff legte langsam ab. Unsere Freunde vom Hauptquartier, die gekommen waren, um uns zu verabschieden, wurden bald vom Nebel verschluckt. Während ich beobachtete, wie der Hafen und die Skyline von New York verschwanden, dachte ich nach über die Häfen, die ich in Zukunft anlaufen würde. Obwohl ich nicht wusste, was die Zukunft mir bringen würde, machte ich mir keine Sorgen, denn ich wusste, dass Gott bei mir war und alles in der Hand hatte. Mit überströmender Freude drehte ich mein Gesicht in den Wind.

Trotz der rauen See war es eine sehr erholsame Reise und eine sehr wichtige Zeit für Russell und mich. Wir beteten viel um unseren zukünftigen Dienst, und während des Gebets und unserer Gespräche wanderten unsere Gedanken immer wieder nach Neuguinea.

Als wir in Holland ankamen schrieben wir Dr. R. A. Jaffray von unserem Wunsch, in Neuguinea eingesetzt zu werden. Ein Brief

von Dr. Jaffray, in dem er uns fragte, ob wir bereit seien, nach Neuguinea zu gehen, kreuzte sich mit unserem. Nie wieder stellten wir infrage, dass Gott uns in Neuguinea haben wollte.

Mit unseren holländischen Sprachstudien kamen wir gut voran. Wir schlossen viele Freundschaften und nahmen wunderschöne Erinnerungen an diese Zeit mit uns. Über London und Paris reisten wir nach Marseille, um dort an Bord eines Schiffes zu gehen, das uns zu den Inseln im Südosten Asiens bringen sollte.

Die Dämmerung brach an. Ich wischte mir mit der Hand die Tränen fort. Die Japaner sollten mich niemals weinen sehen oder hören. Ich wusste, ich musste aufstehen und dafür sorgen, dass mein Kleid trocknete. Langsam ging ich hin und her, schwenkte meinen Rock in der Luft. Ich wagte nicht, mein Kleid auszuziehen, da ich keinen Slip hatte und nicht wusste, wann sich meine Zellentür öffnen würde. Wunderbarerweise war mein Kleid trocken, als ich mein Frühstück bekam. Ich hörte die Wache herankommen.

Nachdem ich gegessen hatte und mein Teller eingesammelt worden war, ließ ich mich wieder gegen die Wand sinken. Als ich in das Gefängnis der Kempeitai kam, wusste ich, dass ich die Ruhr hatte. Die Krankheit zehrte bereits an meinen Kräften. Ich wünschte, ich hätte wenigstens einen Deckel für den Kerosinbehälter, der mir als Toilette diente. Immer mehr Fliegen kamen durch den Luftschacht hinein. Als die Krankheit in Kampili ausgebrochen war, hatte ich sie noch unterdrücken können, weil ich dort wegen der Arbeitsquoten ständig auf Trab war.

Da ich keinen Deckel für den Kerosinbehälter hatte, wurden immer mehr dicke Fliegen angezogen. Als mein Teller mit Reis gebracht wurde, stürzten sich die Fliegen sofort darauf. Es hatte den Anschein, als würde ich nur eine Mahlzeit am Tag bekommen, und die Portionen waren klein – weniger als eine Tasse voll. Darum beschloss ich, nicht mit ihnen zu teilen. Ich verscheuchte diese schmutzigen Fliegen – wie sehr ich sie hasste – und versteckte den Reis unter meinem Rock. Ich mag Reis sehr gern, und die Tatsache, dass man mir weder Löffel noch Gabel gab, störte mich wenig. Ich hatte gelernt, den Reis auf indonesische Art zu essen – mit den Fin-

gern. Ich griff unter meinen Rock, rollte ein wenig Reis zu einer Kugel zusammen, wartete, bis die Fliegen anderweitig beschäftigt waren, und stopfte ihn in den Mund. Dies wurde ein täglicher Wettkampf zwischen uns, doch in der Regel konnte ich sie überlisten.

Müde legte ich mich zurück und begann, die Monate zu zählen, seit unsere mehr als sechsjährige Ehe durch Krankheit und Grausamkeit beendet worden war. Gern hatte ich die 18 Monate Trennung auf mich genommen, als Russell unsere Missionsstation in Neuguinea aufbaute. »Aber, Herr, von den Japanern der letzten 18 Monate unserer Ehe beraubt worden zu sein – das ist sehr, sehr bitter«, schluchzte ich. »Bitte, Herr, nimm diese Bitterkeit fort. Ich habe so viele gute und schöne Erinnerungen, die mir nichts und niemand jemals rauben kann.«

Der Schmerzensmann – der eine, der Schmerz und Kummer kannte – umfing mich mit seinen liebenden Armen. Während er den Trost des Heiligen Geistes in mich hineinströmen ließ, verschwanden Wut und Bitterkeit.

In der Nacht träumte ich von Russell. Wir waren zusammen auf dem Schiff, saßen auf dem Deck. Er hielt mich in den Armen, und wir unterhielten uns. Neben ihm stand ein Korb. Er holte ein Töpfchen mit Sonnencreme heraus. »Dies, meine Liebe, musst du immer bei dir haben. Deine Haut ist so empfindlich. Und nun muss ich dich verlassen.« Er erhob sich, befahl mich dem einen an, der mich nie verlassen noch versäumen würde, und verschwand. Nie mehr träumte ich von ihm.

Nachdem der Wärter am nächsten Tag den Toilettenbehälter geleert hatte, wusste er natürlich, dass ich die Ruhr hatte. Ich bekam ein Glas mit Epsomsalz. Wie ich dieses schrecklich schmeckende Zeug hasste! Außerdem bekam ich anstatt Reis nur noch Porridge. Dieser Brei bestand aus schmutzigem, in Wasser gekochtem Reis ohne Zugabe von Salz, Zucker oder Milch. Am ersten Tag sah ich etwas darin schwimmen, was wie geraspelte Kokosnuss aussah. »Wie schön, ich liebe geraspelte Kokosnuss«, dachte ich. Doch eine nähere Untersuchung machte meine Freude zunichte. Dies waren keine Kokosnussraspeln, sondern Würmer. Auch entdeckte ich kleine

Steinchen und Spreu. Sorgfältig schob ich diese ungewollten Beigaben beiseite und ließ sie abfließen. Da ich wusste, dass man mich ebenso gut hätte hungern lassen können, dankte ich dem Herrn für das Essen, trotz der Würmer.

Die Fliegen waren überaus lästig. Den Porridge konnte ich nicht so unter meinem Kleid verstecken wie den Reis. Wenn ich die Würmer am Tellerrand gesammelt hatte, waren die Fliegen schon da. Um den Porridge essen zu können, brauchte ich beide Hände, sodass ich sie nicht wegscheuchen konnte. Doch in wenigen Tagen dachte ich mir, wenn die Fliegen die Würmer fressen konnten, dann konnte ich sie auch essen. So scheuchte ich mit einer Hand die Fliegen fort und pulte mit der anderen nur die Steinchen heraus. Dann klatschte ich in die Hände und scheuchte die Quälgeister fort und verschlang den Porridge, so schnell es ging, mit Würmern und allem. Danach leckte ich meinen Teller und meine Hände ab, damit auch nicht ein Krümel übrig blieb.

Die Nächte an der Küste sind kühl. Da ich nichts zum Zudecken und auch kein Moskitonetz hatte, schlief ich in der Regel ziemlich schlecht.

Die ersten Nächte verbrachte ich damit, die Moskitos zu töten. Nachts wurde ich von ganzen Schwärmen gequält. Vollgesaugt mit meinem guten Blut hingen sie faul und träge an den Wänden. Wann immer ich einen erwischte, blieb ein Blutfleck an der Wand zurück. Eines Tages, als der Wärter meinen Reis brachte, bemerkte er auf einmal die Blutflecke an der Wand – an diesem Morgen war ich außergewöhnlich erfolgreich gewesen. Außer sich vor Wut befahl er mir, alle Flecken zu entfernen, und zwar, bevor er zurückkehrte. Ich verschlang meinen Porridge, nahm mir nicht einmal die Zeit, nach Steinen zu suchen, und leckte dann meinen Teller und die Finger ab. Ich aß zuerst, denn wenn er wiederkam, würde er meinen Teller holen. Falls ich geschlagen werden würde, wäre es mit halb vollem Magen viel besser zu ertragen. Die Furcht ist ein gutes Antriebsmittel: Fieberhaft bemühte ich mich, alle Flecken fortzukratzen. Als er zurückkam, um meinen Teller zu holen, waren die Flecken fort – meine Fingernägel auch. Ich hatte meine Lektion gelernt, denn von nun an zerquetschte ich die Plagegeister zwischen den Fingern.

Meine Fertigkeit in diesem Geschäft steigerte sich, und durch meine neue Technik blieb die Wand unbefleckt.

Der Wärter brachte mir zwei Bretter, die mir als Bett dienten. In der ersten Nacht auf meinem neuen Lager waren die Moskitos besonders schlimm. Sie schienen sogar unter den Brettern zu sitzen. Wer immer diese Koje gemacht hatte, er hatte eine Spalte von einem Zentimeter Breite zwischen den beiden Brettern gelassen. Obwohl es unbequem war, war ich dafür dankbar. Die Bretter gaben mir wenigstens einen Schutz vor der Kälte der Keramikfliesen während der Nacht.

Da am nächsten Morgen mein Körper mit Bissen ganz übersät war, untersuchte ich die Bretter. Wie vermutet waren sie voller Wanzen. Mit einer Haarnadel löste ich das Ungeziefer von den Brettern und zerquetschte sie auf dem Fußboden. Als ich damit fertig war, fegte ich die Überreste ihrer Körper mit der Hand zusammen, warf sie in den Toilettenbehälter, dann spuckte ich auf den Boden und beseitigte alle Spuren meiner Aktion.

Ich war dankbar für den gefliesten Boden. Auf einem Lehmfußboden hätte ich die Wanzen nicht so leicht töten können, ich hätte ihn auch nicht sauber halten können. Und wie schmutzig mein Kleid geworden wäre! Auch waren die Fliesen während der Hitze des Tages erfrischend kühl. Zwischen dem Fußboden und der Tür gab es einen Spalt, unter den hindurch ich den Staub blasen konnte, den ich zusammenfegte. Wenn ich alles Ungeziefer getötet und beseitigt hatte, spuckte ich auf meine Hände und rieb sie aneinander – eine Maßnahme, die ich von meinen Freunden in Neuguinea gelernt hatte. So konnte ich wenigstens meine Hände notdürftig sauber halten, denn Seife oder einen Tropfen Wasser zum Waschen bekam ich nicht.

Die Tage vergingen sehr langsam. Ich dachte über die Güte Gottes nach und lauschte den Geräuschen der anderen Gefangenen. Ich hörte diejenigen, die auf den Hof hinausgehen durften, in der Sonne miteinander plaudern. Ich lauschte auf die Schritte auf dem Zementfußboden und lernte, die leichten Schritte des Wärters in den Turnschuhen von den schweren der Offiziere in Lederstiefeln zu unterscheiden. Ich hörte den Wärter kommen und andere in die Todes-

zellen sperren. Ich hörte die Qualen, wenn Gefangene schrien und um Gnade flehten. Ich fiel auf meine Knie, hielt mir mit den Händen die Ohren zu und flehte zu Gott, in seiner Gnade möge er ihr Leben verschonen. Ich hörte, wie ihre leblosen Körper wie nasse Säcke zu Boden fielen. Die Stille danach bedeutete, dass sie ohne Bewusstsein waren. Ich hörte, wenn Gefangene an meiner Zellentür vorbeigeschleppt wurden, hörte, wie die Zellentüren geöffnet und die Opfer hineingeworfen wurden, wo sie in der Einsamkeit ihrer Zellen wieder zu Bewusstsein kommen konnten. Ich hörte ihr Schluchzen und Stöhnen – Zeichen, dass sie wieder zu sich kamen.

Radioberichten zufolge verfügte die Kempeitai über viele Folterungsarten, um einem Menschen die gewünschten Informationen zu entlocken. Die schlimmste davon war die sogenannte Wasserbehandlung. Der Unglückliche wurde mit dem Gesicht nach oben flach auf den Boden gelegt. Man steckte ihm einen Gummischlauch in den Hals und führte ihn bis hinunter in den Magen. Durch diesen Schlauch wurde Wasser gegossen, bis der Magen des Betroffenen dick aufgebläht war. Dann sprangen die Beamten auf den aufgeblähten Magen oder rammten ihre Stöcke hinein, bis sie die gewünschte Information bekamen oder das Opfer ohnmächtig wurde. Irreparable Schäden und innere Blutungen waren die Folge.

Einer unserer jungen Dyak-Studenten war von der Kempeitai gefoltert worden. Er sagte, man hätte ihn gezwungen, einen 15-Liter-Behälter voll mit Wasser über dem Kopf zu halten, und während alle seine Muskeln angespannt waren, hätten sie ihm ihre Stöcke in den Magen gerammt. Er war vollkommen unschuldig und hatte keine jener subversiven Aktivitäten begangen, die sie ihm vorwarfen. Er litt furchtbare Schmerzen, doch er gehörte zu jenen, die Gott auch unter Schmerzen noch vertrauen. Trotz allem konnte er seinen Herrn preisen und denen vergeben, die seinen Tod verursacht hatten – denn er starb kurz darauf an seinen inneren Verletzungen.

Wenn die Gefangenen nicht sofort in ihre Zellen zurückgebracht wurden, musste ich unwillkürlich an die Wasserbehandlung denken – ich konnte das nächste Opfer sein. Bei diesem Gedanken suchte ich immer Zuflucht zu Gottes Wort, besonders zu den Psalmen 27 und 91.

Was mich am meisten quälte, waren die Schreie von Miss Seely. Sie so zu hören und zu denken, dass sie wahrscheinlich gefoltert worden war, um ein Geständnis aus ihr herauszupressen, war für mich fast unerträglich. Tag und Nacht schrie sie unzusammenhängende Sätze auf Indonesisch. Ich glaube, sie versuchte zu singen, doch sie brachte keine Melodie zustande, nur diese schrecklichen, rauen Töne. Vier Tage lang wurde ich in Ruhe gelassen, damit ich diese Missklänge des Schreckens in mich aufnehmen konnte – das sollte mich weichmachen.

Am nächsten Tag wurde ich zum ersten Mal zum Verhör gebracht. Die beiden Männer, die mich von Kampili abgeholt hatten, warteten auf mich. Der Wärter war der Dritte in diesem Untersuchungsteam. Den großen, grausamen Mann nannte ich im Stillen den »Kopf«, denn er war der Kopf des Teams. Er formulierte die verbalen Kugeln, die der »Fragensteller« auf mich abschoss. Der Fragensteller war klein und dünn, hatte schwarzes, gewelltes Haar und eine große, kräftige Hand. Der Kopf sah gar nicht japanisch aus, nicht nur seine Größe, auch seine Gesichtszüge waren ungewöhnlich für einen Japaner. Seine Augen blitzten vor Hass.

Der Kopf und der Fragensteller saßen an Tischen; ich wurde auf einen Stuhl zwischen sie gesetzt. Der Kopf hatte Papier und einen Stift vor sich liegen, er setzte sich immer zu meiner Linken. Der Fragensteller saß direkt vor mir. Niemals sprach der Kopf mich direkt an. Er nannte dem Fragensteller seine Fragen auf Japanisch, der sie dann auf Indonesisch auf mich abschoss. Ich antwortete auf Indonesisch. Vermutlich konnte der Kopf kein Indonesisch.

Wenn eine Antwort dem Kopf nicht gefiel, gab er einen kurzen Befehl, und der Fragensteller versetzte mir mit der Kante seiner Hand einen schnellen Karateschlag. Er konnte sehr fest und präzise schlagen, immer genau an den Halsansatz auf der Schulter. Ein gut platzierter Schlag konnte furchtbar schmerzhaft sein. Manchmal schnippte der Fragensteller mir auch mehrmals hintereinander mit seinem Mittelfinger genau zwischen die Augen, bis ich dachte, meine Nerven würden explodieren. Meine Stirn schwoll an. Oft hatte ich das Gefühl, ich könnte keine weitere Berührung ertragen, doch der Herr tröstete und stärkte mich. Ich erinnerte mich an Dr. Jaffrays

letzte Sätze: »Lassie, was immer du tust, sei ein guter Streiter für Jesus Christus.« Ich betete darum, dass Gott mir helfen möge.

Die Verhöre – denn dieses erste war nur eines von vielen – dauerten eine Stunde, zwei Stunden, manchmal auch länger. Alle Fragen drehten sich um meine vermeintliche Spionagetätigkeit. Welchen Kontakt ich zu den amerikanischen Militärangehörigen gehabt hätte, was ich vom Morsealphabet wüsste (da sie diese Frage so oft wiederholten, nahm ich an, dass irgendwo ein Sender existierte, und sie versuchten, ihn zu finden), wer meine Vorgesetzten seien, wo ich als Spion angeworben worden sei, wo ich meinen Sender hätte, was ich damit gemacht hätte, als ich nach Kampili verlegt worden sei, wer mein Kontaktmann sei und wie ich die Informationen aus dem Lager schmuggelte, wenn ich keinen Sender hätte.

Immer weiter ging es, unendlich viele Fragen, die sich dauernd wiederholten. Ich betete unablässig, der Herr möge mir helfen, vorsichtig und kurz zu antworten. Sie wollten mich dazu bringen zu glauben, dass ich von den Amerikanern benutzt worden sei, für sie zu spionieren, und dass sie mich nun an die Japaner verraten hätten. Sie würden zufrieden sein, wenn ich gestehen würde, sagten sie, doch ich wusste, dass Spione in Kriegszeiten geköpft wurden. Es war ein psychologisches Spiel, in dem ich zwar verwundet, aber nicht gebeugt wurde. Ich biss die Zähne zusammen in dem Bewusstsein, dass Gott mir zur Seite stand. Er würde nicht zulassen, dass ich angesichts all dessen zusammenbrach. Sechs Wochen lang wiederholten sich diese Verhöre alle paar Tage. Ich wusste nie, wann sie mich erneut holen würden.

Während all der Verhöre vergoss ich vor ihnen niemals auch nur eine Träne. Doch wenn der Wärter mich in meine Zelle zurückgebracht hatte und seine Schritte verklungen waren – wenn ich sicher war, dass niemand mich hören würde –, weinte ich ganze Eimer voll. In meiner Verzweiflung schüttete ich dem Herrn mein Herz aus. »O Herr, ich kann nicht noch ein Verhör ertragen. Ich kann es einfach nicht, Herr. Bitte, nicht noch mehr, Herr.«

Wenn ich dann keine Tränen mehr hatte, war es, als hörte ich ihn flüstern: »Aber, mein Kind, meine Gnade genügt für dich, nicht *hat* genügt oder *wird* genügen, sondern *genügt*.«

Zwei Wochen, bevor ich in dieses Gefängnis gebracht worden war, hatte der Herr mir aufs Herz gelegt, einen Liedvers auswendig zu lernen. Nun wusste ich, warum. Nachdem ich meine Tränen getrocknet und mit meinem Kleid die Tränen vom Fußboden aufgewischt hatte, setzte ich mich auf und sang dieses Lied. Es sprach davon, dass er uns Kraft gibt, wenn unsere Kraft nicht mehr ausreicht, wie schlimm auch die Situation sein mochte.

Ich bekam neue Kraft, und ich wusste, ich würde ein neues Verhör ertragen können – und noch eins und noch eins. Ich war körperlich schwach und hatte unglaublich viel Angst, doch Gott gab mir den Mut, mich vor jenen grausamen Männern wie ein guter Streiter für meinen Herrn zu verhalten.

Eines Tages schaute ich verlangend auf den Luftschacht über der Tür. »Wenn ich doch nur ein wenig frische Luft bekommen könnte.« Langsam zog ich mich an den Gitterstäben des Fensters hoch, bis ich die Gitter über dem offenen Luftschacht zu fassen bekam. Es gelang mir, mit einem Fuß auf dem Türgriff, mit dem anderen auf dem Fenstersims stehend, hinaus auf den offenen Hof zu schauen. Wegen des Dachüberstands konnte ich zwar hinaussehen, wurde aber nicht gesehen. Die kühle Brise vom Ozean her war sehr erfrischend, und ich genoss den Anblick von etwas anderem als meinen vier Wänden. »Das muss ich noch einmal machen«, versprach ich mir, »doch nun muss ich meine Kräfte sparen.«

Aber dann schlugen die Moskitos zu. Ich bekam eine Form von Malaria, die häufig tödlich ausgeht. Abwechselnd schwitzte und froh ich. Wenn der Schüttelfrost kam, schlug ich meine Arme und mein Kleid um mich, um warm zu werden. Fast war es eine Erleichterung, in den Wellen des hohen Fiebers fortgerissen zu werden. Neben dem Epsomsalz für die Ruhr bekam ich nun noch ein Glas mit in Wasser aufgelöstem Chinin. Diese bittere Flüssigkeit zu schlucken, war eine Qual. Den widerlichen Geschmack des Chinins wurde ich den ganzen Tag nicht los. Wie sehnte ich mich nach einem Schluck klaren Wasser, doch der wurde mir verwehrt. Auch begann ich, unter den schwächenden Symptomen der Beriberi zu leiden, einer Krankheit, die vor allem durch Vitamin-B-Mangel in der Ernährung hervorgerufen wird. Meine Beine waren schrecklich angeschwollen. Täg-

lich untersuchte ich sie, presste meinen Daumen in mein Bein und tastete nach dem Schienbein. Ich zählte, wie lange es dauerte, bis der Abdruck verschwand und das Gewebe sich wieder mit Flüssigkeit vollgesogen hatte. Welch ein Gegensatz zwischen den aufgedunsenen Beinen und meinem abgemagerten Körper!

Unter dem Fenstersims, verborgen vor den Blicken des Wärters, hatte ich die Tage eingeritzt, die ich schon in diesem Gefängnis verbrachte. Mit jedem neuen Tag spürte ich meine Kräfte aufgrund der Beriberi immer mehr schwinden. Würde ich auch gelähmt werden und Anämie bekommen? Wenn ich mich morgens erhob, durchwanderte ich trotz der Schwindelgefühle meine kleine Zelle, um bei Kräften zu bleiben. Viel Zeit verbrachte ich damit, Bibelstellen zu wiederholen. Ich begann mit dem Buchstaben A und sagte mir Verse auf, die mit diesem Buchstaben begannen. So ging ich das ganze Alphabet durch. Ich entdeckte, dass ich von den meisten Liedern, die wir als Kinder gesungen hatten, den Text noch wusste, obwohl ich bewusst keines von ihnen auswendig gelernt hatte.

Als Kind und junge Erwachsene hatte ich den Drang gehabt, das geschriebene Wort auswendig zu lernen. In der Zelle war ich nun dankbar für jene Tage in der Ferienbibelschule, an denen ich so viele Verse, ganze Kapitel und Psalmen gelernt hatte. In den Jahren, die folgten, habe ich das Gelernte immer wieder aufgefrischt. Der Herr speiste mich nun mit dem lebendigen Brot, das für den Tag aufgehoben worden war, da ich aufgrund des Verlusts meiner Bibel keine frische Nahrung mehr bekam. Täglich tröstete und ermutigte er mich – ja, er erfreute sogar mein Herz durch sein kostbares Wort.

Der Apostel Paulus schreibt, dass er durch den Trost der Schriften Hoffnung und Festigkeit des Herzens bekommen habe. Nie habe ich den Trost der Bibel mehr gebraucht als in jenen Monaten in der Todeszelle, doch da Gottes Wort in meinem Herzen wohnte, konnte die Kempeitai mich dadurch, dass sie mir meine Bibel wegnahm, gar nicht bestrafen.

Spät am Nachmittag eines Tages, an dem ich nicht verhört worden war, hörte ich Gelächter und angeregte Unterhaltung. Ich dachte: ›Ist das nicht das Mädchen, das sich an dem Tag, als ich von

Kampili abgeholt worden war, im Büro aufgehalten hatte? Sie war so nett, Margaret Kemp mein Kleid zu bringen. Sie hört sich so fröhlich an. Wer in dieser Umgebung kann einen Menschen so fröhlich machen? Die Neugier trieb mich auf meinen Aussichtsposten. Ich freute mich, dass jemand so fröhlich war, und sehnte mich danach, Zeuge dieser Fröhlichkeit zu sein, auch wenn ich sie nicht teilen konnte. Ich kletterte und zog mich hoch. Auf dem Fenstersims lag ein Messer! Unter Aufbietung aller Kräfte hielt ich mich fest, während meine Gedanken sich überschlugen. »O Herr, wo kommt das nur her? Wer hat das da hingelegt? Wann? Vielleicht, während ich beim Verhör war?«

Ich ließ mich zu Boden gleiten, die lachenden Menschen hatte ich vollkommen vergessen. Wer? Wann? Warum? Wollten die Leute, die mich gefangen hielten, dass ich Selbstmord beging? Dann brauchten sie die Verhöre nicht fortzusetzen – all jene lächerlichen, weit hergeholtten Beschuldigungen. Oder sollte das Messer vielleicht der Beweis sein, dass ich im Kontakt zu jemandem von draußen stand, der mir das Messer ins Gefängnis geschmuggelt hatte? Ich versuchte, mich an alles zu erinnern, was ich über den Umgang der Kempeitai mit Gefangenen gelesen und gehört hatte. Viele Möglichkeiten mussten in Betracht gezogen werden. Ich könnte den Wärter angreifen und versuchen zu fliehen – oh, es gab so viele Möglichkeiten.

Ich legte mich flach auf den Rücken und atmete tief durch. »Herr«, betete ich, »ich brauche deinen Rat. Soll ich das Messer verstecken? Wenn ja, wo?« Nein, sie würden die Zelle ganz sicher durchsuchen, und hier gab es keine Verstecke. Wenn sie das Messer fänden, hätte ich noch mehr Probleme. »Soll ich bis zum Abend warten und das Messer auf den Hof werfen?« Auch nicht gut. Sie würden bestimmt meine Fingerabdrücke darauf finden. Fingerabdrücke befanden sich überall auf den Gittern, auf dem Türgriff und dem Fenster. Überaus sorgfältig wischte ich mit dem Rock meines Kleides alle Spuren fort. Dann fiel ich mit dem Gesicht zur Tür auf die Knie und erklärte dem Herrn meine Situation. Nachdem ich mich ausgesprochen hatte, wurde ich ruhig, und ich pries den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, den Gott Elias und Daniels, den Gott, der Wunder tut. »Herr,

wenn du das Rote Meer für dein Volk trockenlegen konntest, und wenn du deine Engel schicken konntest, um den Rachen der Löwen zu verschließen, damit sie Daniel nicht töteten – dann, Herr, ist es dir ein Leichtes, das Messer zu entfernen. Danke, Vater.«

Drei Tage lang verließ ich die Zelle nicht ein einziges Mal. Niemand kam oder ging, ohne dass ich es merkte. Niemand hätte das Messer erreichen können, ohne dass ich es gemerkt hätte. Am Spätnachmittag des dritten Tages kletterte ich hinauf und fand den Fenstersims leer vor. Das Messer war fort! Ich brauchte nicht darüber nachzudenken, wer es vielleicht genommen haben könnte, ich wusste einfach, dass es der Herr gewesen war. Wieder einmal hatte er mir gezeigt, dass ihm alle Dinge möglich waren.

Die Nachtwache wurde verstärkt durch einen älteren Indonesier. Das Mädchen aus dem Büro hatte sich mit ihm an dem Nachmittag unterhalten, an dem ich das Messer gefunden hatte. Die Zeit würde zeigen, was für ein Mensch er war. Ich begann, für ihn zu beten.

Einige Tage später hörte ich, wie die Zellentüren neben meiner aufgeschlossen wurden. Wer oder wie viele hineingebracht wurden, konnte ich nicht sagen. Nachdem der Wärter gegangen war, hörte ich, wie die Gefangenen sich unterhielten. Zwei von ihnen kannte ich: Saartje Seth-Paul und ihre Schwester Bea aus Baracke 8. Die Stimme der dritten Person kannte ich nicht. Vorsichtig nahm ich meinen Lauscherposten am Luftschaft ein. Ich hatte Angst, mich bemerkbar zu machen, da die dritte Frau ja auch eine Informantin hätte sein können. Als ich jedoch hörte, wie Saartje sie mit »Joop« ansprach, wusste ich, dass sie die holländische Schwester war, die Ruth Ernies Stift mit dem Brief gebracht hatte, als sie zunächst nach Benteng Tinggi und dann nach Malino gebracht worden war. Damals hatte sie mir auch erzählt, sie habe Russell in Makassar gesehen, und mir Grüße von ihm ausgerichtet. Ich war in fieberhafter Aufregung; hier waren Freunde, mit denen ich sprechen konnte, ohne Angst zu haben, mich dadurch in Schwierigkeiten zu bringen. Doch meine Freude wurde getrübt durch den Gedanken an Oma de Graaf und an Saartjes Kinder – wie schrecklich für die Familie!

Die Japaner versuchten, einer großen Geldsumme auf die Spur zu kommen, die die Seth-Pauls, wie ihnen von einem Informanten

berichtet worden war, versteckt haben sollten. Ich fragte nie, ob diese Anschuldigung der Wahrheit entsprach. Mit üblen Stockschlägen versuchten die Japaner, etwas über den Verbleib des angeblichen Schatzes herauszufinden. Die Verletzungen an Saartjes und Bea Armen und Gesichtern waren deutlich zu sehen. Sie standen unter meinem Luftschaft und zeigten mir die schrecklichen Prellungen auf ihrem Rücken und ihren Beinen. Schreckliche, grausame, boshafte, unmoralische, unmenschliche Bestien – mein Repertoire an geeigneten Adjektiven, um die Grausamkeiten der Kempeitai zu beschreiben, nahm in jenen Tagen beträchtlich zu.

Ich war sehr stolz auf Saartje und Bea, wenn sie von den Verhören mit hoherhobenem Kopf zurückkamen – blutverschmiert, doch ungebeugt. Eines Nachmittags wurde mir erlaubt, ein Bad zu nehmen. Die drei Holländerinnen badeten zur selben Zeit. Ich hatte fast vergessen, wie angenehm ein Bad sein konnte. Während der Zeit, als die drei Frauen in der Todeszelle saßen, wurde ich nicht zum Verhör geholt. Wie die Anschuldigung gegen Joop lautete, wusste ich nicht, doch noch bevor die Woche um war, wurden die drei wieder nach Kampili zurückgebracht.

Die durch die Ruhr hervorgerufene Schwäche war eine große Belastung für mich. Der Geschmack des Chinins und des Epsomsalzes war unerträglich. »Herr, ich werde durch die Fliegen immer wieder neu infiziert. Wenn du willst, so heile du mich doch.« Ich bekam die Gewissheit, dass der Herr meine Not gesehen und mein Gebet gehört hatte. Als der Wärter an diesem Tag meine tägliche Ration Chinin und Epsomsalz brachte, weigerte ich mich, sie zu trinken. Stattdessen erzählte ich ihm von dem Frieden, den Gott denen schenkt, die an ihn glauben. Ich erklärte ihm auch, dass ich Gott vertraute und er mich geheilt hätte. Er bestand darauf, dass ich die Medizin trank, also nahm ich die Gläser, doch ich trank sie nicht. Im Laufe des Tages war ich überzeugt davon, dass ich durch die heilende Kraft Gottes die Ruhr überwunden hatte.

Als der Wärter zurückkam, um die Gläser zu holen, schimpfte er, weil ich die Medizin nicht genommen hatte. Ich erwiderte: »Ich habe Ihnen doch gesagt, dass ich sie nicht mehr brauche. Gott hat mich geheilt.« Er nahm eine Stuhlprobe mit und ließ sie untersuchen.

Das Ergebnis: keine Spur mehr von der Ruhr! Erst später wurde mir klar, dass Gott mich nicht nur von der Ruhr, sondern auch von der Malaria und der Beriberi geheilt hatte. Ich bekam keine Fieber- und Schüttelfrostanfälle mehr, und die Schwellungen meiner Beine gingen auch zurück. Es war eine solche Erleichterung, körperlich wieder gesund zu sein.

Nach mehreren Wochen im Gefängnis der Kempeitai und unzähligen Verhören wurde ich auf einmal einem Chinesen gegenübergestellt, der mir überraschend bekannt vorkam! Ich erinnerte mich: Das war der Mann, der Margaret Jaffray und mir an jenem Tag begegnet war, als wir von dem Berg aus nachgesehen hatten, ob in Benteng Tinggi alles in Ordnung war. Ich wusste auch noch, dass ich bei dieser Begegnung gedacht hatte: ›Diesen Mann wirst du noch einmal wiedersehen.‹ Und da war er nun. Er beschuldigte mich, für die Amerikaner spioniert zu haben. Er sagte, er hätte mich im Dschungel gesehen. Ich hätte die Truppenbewegungen beobachtet. Er hätte mit eigenen Augen das Funkgerät in meinen Händen gesehen. Ich war verblüfft! An jenem Tag hatte ich doch gar nichts bei mir gehabt.

Ich versuchte zu erklären, warum ich jenen unseligen Spaziergang unternommen habe. Ich sei neugierig gewesen, ich hätte einfach nur sehen wollen, ob die Häuser in Benteng Tinggi noch stünden. »Neugierig« war ein Wort, das im Wortschatz der Japaner nicht mehr existierte. Es musste einen subversiven Grund für mein unerklärliches Verhalten geben.

Von da an drehten sich die Verhöre um das Zeugnis jenes Mannes, der, wie ich vermutete, für seine falsche Aussage bezahlt worden war. »Warum wollten Sie wissen, ob wir Soldaten dort hatten?« »Warum haben Sie beobachtet?« »Warum hatten Sie sich von den anderen Frauen entfernt?« »Wo befindet sich das Funkgerät jetzt?« »Haben Sie es an einen Untergrundagenten weitergegeben?« »Wenn Sie kein Funkgerät haben, wer ist Ihr Kontaktmann?« »Wie haben Sie die Informationen bezüglich der Truppenbewegungen an die Alliierten weitergegeben?« Immer wieder dasselbe. Hatte ich dieselbe Geschichte erzählt wie vorher? Keine meiner Antworten stellte sie zufrieden. Schließlich, etwa in der sechsten Woche, wurde ich darüber in Kenntnis gesetzt, dass die Kempeitai endlich Beweise für

meine Spionagetätigkeit gefunden habe. Sie glaubten mir nichts von dem, was ich sagte.

Der Fragensteller schaute mich an: »Sie wissen, welche Strafe auf Spionage in Kriegszeiten steht, nicht wahr?«

Ich wusste es: Ich war verurteilt, ohne Gerichtsverhandlung, als amerikanische Spionin geköpft zu werden.

An diesem Nachmittag flossen die Tränen reichlicher als je zuvor. Ich spürte den liebevollen Druck von Gottes Hand; die Angst wich, und das Gefühl des Friedens breitete sich in mir aus. Ich wusste, seine Gnade würde mich erhalten.

Nach dieser Sitzung wurde ich nicht mehr zum Verhör geholt. Ich war dankbar und pries Gott, dass er mir die Kraft gegeben hatte, geduldig zu sein. Er hatte mir geholfen, ein guter Streiter für Jesus Christus zu sein. Was die Zukunft bringen würde, legte ich vollkommen in seine Hände. Sogar in meiner Zelle hatte ich einen Zufluchtsort gefunden – ich brauchte nicht mehr in den Verhörraum zu gehen.

Etwa eine Woche später, als der Wärter die Frauen auf den Hof brachte, beschloss ich nachzusehen, wie es Margaret Kemp ging. Da war sie, bekleidet mit meinem Hauskleid. Ich freute mich so, dass sie es hatte, und wünschte, ich würde es wagen, ihr etwas zuzurufen. Zusammen mit ihr waren einige eingeborene Gefangene auf dem Hof. Sie waren alle wegen kleinerer Vergehen eingesperrt worden und durften nach draußen gehen, wann immer es dem Wärter gefiel.

Vor allem eine Frau fesselte meine Aufmerksamkeit. Jedes Mal, wenn der Wärter ihr den Rücken zudrehte und zur anderen Seite des Hofes ging, bewegte sie sich auf einen Zaun zu, der mit einer Kletterpflanze bewachsen war. Sobald der Wärter seine Stiefel zusammenschlug und wieder auf sie zukam, blieb sie stehen. Wenn er wieder in die andere Richtung ging, schlich sie sich auch weiter. ›Aha, ein Komplott. Wahrscheinlich nimmt sie Kontakt zu jemandem auf, der sich im Gebüsch versteckt hat. Wie aufregend! Oh, sei bloß vorsichtig! Da ich keine Bücher zu lesen habe, beobachte ich ein Schauspiel, das sich direkt vor meinen Augen abspielt.‹ Ich fühlte mit ihr; ich wollte, dass sie erfolgreich war und dass sie nicht gefasst würde. Als sie schließlich den mit Wein bewachsenen Zaun erreichte, blieb sie stehen. Der Wärter drehte sich wieder um und

ging davon. In diesem Augenblick sah ich, wie eine Hand hervorschnellte; sie hielt ein dickes Bündel Bananen. Schnell packte sie die Bananen, versteckte sie in den Falten ihres Sarong und schlenderte unauffällig zu den anderen Frauen zurück. Niemand wusste, dass sie die Bananen hatte. Nur ich – *Bananen!*

Ich kletterte herunter und ließ mich auf den Fußboden meiner Zelle sinken. Ich zitterte vor Erschöpfung. Und, was noch schlimmer war, ich hatte einen Heißhunger auf Bananen. Ich konnte sie sehen, sie riechen, sie schmecken. Ich fiel auf die Knie und sagte: »Herr, ich bitte dich ja nicht um ein ganzes Bündel, wie es diese Frau hat. Ich möchte nur eine einzige Banane.« Ich schaute auf und flehte: »Herr, nur *eine* Banane.«

Dann begann ich zu überlegen – wie konnte Gott mir durch diese Gefängnismauern eine Banane zukommen lassen? Niemals könnte ich den Wärter danach fragen. Wenn er mir half und entdeckt werden würde, bekäme er eine schwere Strafe. Ganz sicher würde ich den Fragensteller oder den Kopf nicht um eine solche Vergünstigung bitten. Außer ihnen fiel mir niemand mehr ein. Sie waren die Einzigen. Natürlich war da immer noch der indonesische Nachtwächter. »Lass ihn nicht auf die Idee kommen, mir eine Banane zu bringen. Er würde erschossen werden, wenn er es täte.«

Ich beugte den Kopf und betete: »Herr, mir fällt niemand ein, der mir eine Banane bringen könnte. Es gibt keinen Weg. Bitte denke nicht, ich sei nicht dankbar für den Reisporridge. Es ist nur – nun, die Bananen sahen so lecker aus!«

Ich hätte nur meine Ohnmacht mit Gottes Allmacht zu verbinden brauchen, doch ich konnte keinen Weg sehen, wie Gott mir innerhalb dieser Gefängnismauern eine Banane hätte zukommen lassen können. Ich traute es ihm nicht zu, nicht einmal nach meiner Heilung und der Sache mit dem Messer.

Wenn die japanischen Offiziere der Schiffe, die in Makassar vor Anker lagen, das Gefängnis besuchten, bedeutete das für die Gefangenen viel Not. Wir wurden ausgelacht, beschimpft und beleidigt. Wenn unsere Zellentüren geöffnet wurden, erwartete man von uns, dass wir eine tiefe Verbeugung machten. Wenn die Verbeugung nicht tief genug ausfiel, wurden wir mit einem Stock auf den Rücken

geschlagen. Dies waren sehr demütigende und schlimme Erfahrungen.

An dem Morgen nach der Sache mit den Bananen hörte ich Offiziersschritte auf dem Gang. Die Vorstellung, aufstehen und eine tiefe Verbeugung machen zu müssen, war äußerst lästig. Während der Monate im Gefängnis hatte ich beträchtlich abgenommen, ich war nur noch Haut und Knochen. Ein Gutes hatte jedoch auch das: Je dünner ich wurde, desto länger wurde mein Kleid, und ich konnte mich nachts besser zudecken. Oft streckte ich meine Hände aus und lachte über meine Klauen. Die dürftigen Mahlzeiten waren nicht dazu angetan, Gewicht anzusetzen. Zwar war ich geheilt worden, doch um zu Kräften zu kommen, brauchte ich eine bessere Ernährung. Ich fragte mich, ob ich es wohl schaffen würde, aufzustehen und aufrecht stehen zu bleiben.

Die Offiziere hatten meine Tür fast erreicht. Ich griff hoch, fasste den Fenstersims und zog mich hoch. »Nun, Herr«, betete ich, »die Offiziere kommen. Gib mir die Kraft, eine angemessene Verbeugung zu machen.« Ich hörte, wie der Wärter einen Schlüssel ins Schloss steckte, doch er hatte den falschen erwischt und rannte zum Büro zurück, um den richtigen zu holen. Ich ließ mich wieder zu Boden sinken, um mich auszuruhen, stand aber wieder auf, als ich seine Turnschuhe hörte. Meine Beine zitterten, und ich umklammerte die Fenstergitter, um mein Gleichgewicht zu halten. »Herr, bitte hilf mir, mich richtig zu verbeugen.«

Schließlich öffnete sich die Tür, und ich schaute in das lächelnde Gesicht von Mr. Yamaji, dem Lagerkommandanten von Kampili. Es war Anfang Juli, und es war so lange her, seit ich ein lächelndes oder bekanntes Gesicht gesehen hatte. Ich klatschte in die Hände und rief: »*Tuan Yamaji, seperti lihat sobat jang lama!*« (»Mr. Yamaji, es ist, als würde ich einen alten Freund sehen!«)

Tränen stiegen in seine Augen. Er sagte nicht ein einziges Wort, drehte sich um und ging hinaus auf den Hof. Dort sprach er mit den beiden Offizieren, die mich verhört hatten. Beim Appell in Kampili hatte ich einige Befehle auf Japanisch zu geben, doch ich hatte bewusst vermieden, die japanische Sprache zu lernen. Es war besser, sie nicht zu können. Ich konnte nicht verstehen, was Yamaji sagte

– doch er sprach sehr lange mit ihnen. Wo waren ihre hochmütige Einstellung und ihre Herablassung geblieben, mit der sie mich während der Verhöre behandelt hatten? Ich konnte beobachten, wie ihre Köpfe immer tiefer sanken. Vielleicht erzählte er ihnen von meiner Arbeit als Missionarin, vielleicht aber auch von dem Nachmittag in seinem Büro, als ich ihm von Christus, meinem Retter, erzählt hatte, der uns Liebe für andere schenkt – sogar für unsere Feinde, die uns übel mitspielen.

Schließlich kam Mr. Yamaji zu meiner Zelle zurück. »Sie sind sehr krank, nicht wahr?«, fragte er mitleidvoll.

»Ja, Mr. Yamaji, das stimmt.«

»Ich fahre nun zum Lager zurück. Haben Sie eine Nachricht für die Frauen?«

Ich antwortete: »Ja, Sir, wenn Sie zurückfahren, sagen Sie ihnen bitte, dass es mir gut geht. Ich vertraue immer noch auf den Herrn. Die Frauen werden verstehen, was ich meine, und ich glaube, Sie auch.«

»In Ordnung«, erwiderte er. Dann drehte er sich um und ging.

Als Mr. Yamaji und die Kempeitai-Offiziere gegangen waren und der Wärter die Tür hinter ihnen verschlossen hatte, fiel mir auf, dass ich mich gar nicht vor ihnen verbeugt hatte. »O Herr«, weinte ich, »warum hast du mich nicht daran erinnert? Sie werden zurückkommen und mich schlagen. Herr, bitte gib, dass ich nicht wieder in den Verhörraum muss. Nicht jetzt, Herr. Ich kann nicht, Herr, ich kann einfach nicht.«

Ich hörte den Wärter zurückkommen und wusste, dass er zu mir wollte. Mühsam stand ich auf – bereit, abgeführt zu werden. Er öffnete die Tür, kam herein und legte etwas vor meine Füße – *Bananen!* »Die sind für Sie«, sagte er, »und sie sind alle von Mr. Yamaji.« In betäubtem Schweigen setzte ich mich hin und zählte sie. *Es waren 92 Bananen!*

In meinem ganzen Leben habe ich mich noch nie so geschämt. Ich schob die Bananen in die Ecke und weinte. »Herr, vergib mir, ich schäme mich so. Ich habe nicht geglaubt, dass du mir auch nur eine Banane beschaffen könntest. Und nun hast du mir sogar fast einhundert geschenkt.«

In der Stille meiner dunklen Zelle tröstete er mich: »*Ich vermag über alles hinaus zu tun, über die Maßen mehr, als du erbittest oder erdenkst.*« Von da an wusste ich, dass meinem Gott nichts unmöglich war.

Nachdem ich wusste, dass es Gott eine Freude gewesen war, mir diese Bananen zu schicken, konnte ich meine Betrübnis ablegen, und ich musste mich sehr zusammenehmen, nicht alle 92 Bananen auf einmal zu essen. Nach Monaten, in denen ich nur magere Reisportionen bekommen hatte, würde ich todkrank werden, wenn ich zu viele auf einmal aß. Darum teilte ich mir die Bananen ein, wobei ich die grünen bis zum Schluss verwahrte. So sorgte Gott für mich, und ich bekam wieder neue Kraft. »Du bereitest vor mir einen Tisch angesichts meiner Feinde« (Psalm 23,5).

Am Spätnachmittag des Tages nach Yamajis Besuch hörte ich, wie der indonesische Nachtwächter vor meiner Tür stehen blieb. Er rief mich leise.

»Ja, Sir?« Ich sprang auf und presste mein Ohr an die Tür.

»*Njonja suka pisan gorengkah?*« (»Mögen Sie gebackene Bananen?«)

»O ja, ich mag alles Essbare!« Ich hörte ihn fortgehen und wusste, dass er es nicht riskieren würde, die Tür zu öffnen. Vor Erregung zitternd, kletterte ich zu dem Luftschacht hinauf und sah ihn zurückkommen. Der Dachüberhang verbarg ihn vor den Blicken der anderen. Fröhlich baumelten die gebackenen Bananen in einem Getreidebehälter an seinem aufgepflanzten Bajonett. Unmerklich verlangsamte er seine Schritte vor meiner Zelle, damit ich durch die Gitter fassen und den Behälter packen konnte. Ich bedankte mich sehr herzlich und kletterte wieder hinunter. Sofort verzehrte ich genüsslich diese unerwartete Mahlzeit. War es vielleicht Mr. Yamajis Freundlichkeit, die dem Nachtwächter Mut gemacht hatte, oder vielleicht einfach nur Mitleid für mich? Vielleicht beides.

Am nächsten Tag griff ich mit den Fingern in meinen Reis, um etwas Schwarzes zu entfernen, und entdeckte ein Fischauge, das mich anstarrte – tatsächlich waren es sogar zehn kleine Fischaugen. Das war sehr aufregend. Hatte der Koch sie vielleicht für mich in den

Porridge geschmuggelt? Oder jemand anderes? Ich habe es nie erfahren, doch es erwärmte mein Herz, wie Dr. Jaffray sagen würde, zu wissen, dass jemand da draußen an mich dachte.

Einige Tage später, nachdem der Wärter meinen Teller entfernt hatte und die Sonne bereits unterging, saß ich auf dem Fußboden und dachte über meine Situation nach. Warum hatten sie mich noch nicht exekutiert? Warum hatten sie Margaret und Philoma nicht ins Lager zurückgebracht? Wollte die Kempeitai vielleicht nicht, dass die Leute in Kampili sahen, was sie ihnen angetan hatten? Wenigstens wusste ich, dass Philoma immer noch hier war. Ich beschloss, am nächsten Tag noch einmal durch den Luftschacht hinauszusehen, um zu erfahren, ob sie Margaret mit den anderen Frauen zusammen hinausführten. Wenn das nicht der Fall war, hatte man sie vielleicht schon zurückgebracht. Wie stand es eigentlich mit dem Krieg? War die US-Flotte bereits versenkt worden, wie uns die japanischen Admiräle, die uns gelegentlich besuchten, glauben machen wollten? Aber dann hätten sie die komplette US-Flotte in den vergangenen zwei Jahren dreimal versenkt! Angesichts dessen lächelte ich. Amerika schien Schiffe aus Kork zu haben, die immer wieder auftauchten, um erneut versenkt zu werden. »Passt nur auf; sie werden wieder auftauchen«, sagte ich zu mir.

Ganz allmählich rutschte ich ab in das geistlich niederdrückende Spiel des »Angenommen ...!« *Angenommen*, die Japaner würden den Krieg gewinnen, was dann? Das konnte ich mir nicht vorstellen, doch wir hatten uns auch nicht vorstellen können, dass Hongkong oder Singapur fallen konnte. Aber sie waren gefallen, und das in nur wenigen Tagen. Kamikaze-Flieger sind schreckliche Feinde.

Angenommen, meine Brüder Ray und Donald wären hier irgendwo im Südpazifik und müssten sich demselben Feind stellen, der Flammenwerfer gegen Krankenschwestern richtete, die sich in einer Höhle zusammenkauerten. *Angenommen*, sie ständen diesen Menschen gegenüber, die unschuldigen Missionarinnen wie Philoma und Margaret solche Grausamkeiten antaten! Auch ich war unschuldig, und doch hatten sie einen Zeugen für meine angebliche Schuld. Vielleicht hatte man ihn erwischt, wie er sich in den Bergen versteckte, sodass

er mit seiner Aussage nur seine eigene Haut retten wollte. Wir hatten gehört, dass einige der Chinesen in Makassar sehr schlecht behandelt worden waren, und ich hatte Mitgefühl mit dem Mann. ›Du armer Chinese, du musst lügen, um deine Haut zu retten.‹ Ich betete für ihn.

Angenommen, Don und Ray würden getötet, was würde aus ihren Familien werden? Was aus Mama und Dad?

Angenommen, keiner von uns würde nach Hause zurückkehren, was dann?

Nichts kann einen Menschen mehr in Verzweiflung stürzen, als darüber nachzudenken, was alles passieren könnte! Dies ist das beste Beispiel für die Sorge um ein Morgen, das vielleicht nie kommt, uns aber die Freude am Heute raubt.

Verzweiflung ergriff mich angesichts des Schmerzes anderer, und die Tränen strömten wieder. Ich war allein und hatte Zeit zu weinen, doch mit den Tränen setzte auch die Heilung ein. Mitten in meine schreckliche Einsamkeit, in meinen Schmerz um eine vom Krieg erschütterte Welt hinein hörte ich eine wundervolle klare Stimme vor meiner Zellentür singen: »Jesu Name, nie verklinget«. Der Betreffende sang auf Indonesisch: »Kostbar ist dein Name, ein sicherer Schutz!« Mein Herz wurde mit Hoffnung erfüllt! Die »Zeit zu weinen« war vorüber; nun war es »Zeit zu lachen«.

»O Herr«, weinte ich, »vergib mir meine Zweifel. Es war falsch von mir, so zu denken. Ich lebe doch in dem sicheren Wissen, dass der Name des Herrn ein fester Turm ist; ›der Gerechte läuft dahin und ist in Sicherheit‹ (Sprüche 18,10). Der Name Jesu, dein kostbarer Name, ist mein fester Turm gegen den Angriff des Feindes und der Verzweiflung. Er ist mein sicherer Schutz. Ich berge mich in ihm und bin in Sicherheit.«

Doch wer hatte da gesungen? Wie hatte er wissen können, dass ich in diesem Augenblick genau dieses Lied brauchte? Natürlich hatte er das nicht wissen können, doch er liebte Gott, das war klar. Ich musste ihn sehen.

Ich kletterte zum Luftschacht hinauf. Es stand niemand in der Nähe der Tür, und außer dem Wärter und dem Nachtwächter war auch niemand auf dem Hof. Sie unterhielten sich, und ich wusste, dass sie das Singen nicht einmal gehört hatten. Dieses Lied hatte mir

Hoffnung und neuen Mut gegeben. Überwältigt ließ ich mich auf den Boden sinken und dankte Gott.¹⁹

Kurz nach Mitternacht wachte ich plötzlich auf und lauschte. Jemand in Turnschuhen eilte den Gang entlang. Dann hörte ich, wie die Türen der leeren Zellen hastig geschlossen und abgeschlossen wurden. Mir gefror das Blut in den Adern. Der Eindringling atmete heftig vor meiner Tür. Im fahlen Licht des Mondes sah ich, wie der Türgriff heruntergedrückt wurde. Dann versuchte jemand, die Tür zu öffnen. Die Tür war aber verschlossen, und fasziniert beobachtete ich, wie der Türgriff wieder in die richtige Position gebracht wurde. Mein mitternächtlicher Besucher ging weiter, um die restlichen Zellen zu verschließen. Ich atmete auf und überlegte. War es vielleicht der Nachtwächter? Aber warum? In der Ferne hörte ich Stimmen und Gelächter, und als der Lärm lauter wurde, erkannte ich, dass eine Gruppe japanischer Offiziere den Gefängnisbereich betrat. Als sie auf den Hof kamen, merkte ich an ihrem Grölen und ihrem Gelächter, dass sie betrunken waren. Einer von ihnen brüllte: »Wärter!« Der Nachtwächter kam angerannt und antwortete: »Ja, Sir.« Mir brach der kalte Schweiß aus, als ich hörte, wie die Japaner fragten, wo die Frauen aus Kampili seien.

»Sir, sie wurden alle nach Kampili zurückgebracht«, versicherte der Nachtwächter. Darauf folgte eine Auseinandersetzung der Japaner. Ich hörte das Wort »Amerika«, das mich wie ein Dolch durchbohrte. Wusste einer von ihnen vielleicht, dass ich immer noch hier war?

Wieder versicherte der Nachtwächter, dass die Frauen nach Kampili zurückgebracht worden seien. Die Japaner waren nicht so leicht zu überzeugen. Da sie so beharrlich waren, begann der Nachtwächter, die Zellentüren zu öffnen, anfangend mit der Tür am hintersten Ende des Blocks. Die Betrunkenen rüttelten an den Zellentüren und versuchten, sie aus den Angeln zu reißen.

Auch an meiner Tür wurde gerüttelt. Ich hörte das schwere Atmen und nahm den widerlichen Geruch von Alkohol und Schweiß wahr.

¹⁹ Als ich dies später A. W. Tozer erzählte, sagte er: »Mädchen, hast du schon einmal daran gedacht, dass Gott vielleicht einen Engel geschickt hat?« Darauf erwiderte ich: »Ja, das ist mir tatsächlich in den Sinn gekommen.«

Ich hatte Angst, mein Herzschlag würde meine Anwesenheit ver-raten. Geräuschlos glitt ich zu Boden, um Kräfte zu sparen, denn ich hatte die Absicht, mich zu wehren. Meine Hände waren fest auf mei-nen Mund gepresst, damit ich nicht aufschrie.

Ich hörte den Nachtwächter wiederholen: »Die Frauen sind nach Kampili zurückgebracht worden. Sehen Sie nur, die Zellen sind leer. Anscheinend glaubten sie ihm endlich, oder sie waren es leid weiter-zusuchen, denn jemand aus der Gruppe bellte einen Befehl auf Japa-nisch, und unter brüllendem Gelächter und Gegröle verließen sie das Gefängnis.

Als ihr Lärm in der Nacht verklungen war, dachte ich über den Vorfall nach. Sie könnten im Gefängnisbüro der Kempeitai nach-fragen und erfahren, dass ich mich immer noch in der Todeszelle befand, und dann zurückkehren. Wahrscheinlich hätten sie in der Zwischenzeit noch mehr Alkohol getrunken; es könnte auch sein, dass sie, wenn sie wieder nüchtern waren, erfuhren, dass ich noch da war, und zurückkamen, um den indonesischen Wächter zu töten, weil er sie angelogen hatte.

So dankbar ich auch war, dass Gott mich bewahrt hatte, der Schrecken der Nacht saß mir noch in den Gliedern. Auch musste ich immerfort an die Gefahr denken, in der sich der Wärter nun befand. Ich betete, dass Gott ihn vor diesen blutrünstigen und bös-willigen Menschen beschützen und alle Erinnerung an die heutige Nacht bei ihnen auslöschen möge. Ich konnte Gott nur danken, dass Saartje und die anderen aus den Todeszellen nach Kampili zurück-gekehrt waren, es war gut um ihretwillen, aber auch um meinet-willen. Obwohl er gemerkt haben musste, dass ich den nächtlichen Aufruhr mitbekommen hatte, reagierte der Wächter nicht auf mei-nen geflüsterten Dank vom Luftschacht aus, als er unten vorbeiging. Vielleicht traute auch er keinem Menschen. Es war eine sehr mutige Tat gewesen, die ihn in äußerste Gefahr gebracht hatte.

Der 27. Psalm war mir in dieser Nacht ein großer Trost. Ich hatte ihn in Benteng Tinggi auswendig gelernt. Jeder Vers war passend, doch besonders die Verse drei und acht. »Wenn ein Heer sich gegen mich lagert, nicht fürchtet sich mein Herz; wenn Krieg sich gegen mich erhebt, hierauf vertraue ich: ... Von dir hat mein Herz gesagt:

Du sprichst: »Sucht mein Angesicht!« – Dein Angesicht, HERR, suche ich.«

Im sanften Licht der frühen Morgenstunden wiederholte ich diese Verse laut. Ich hatte eine schlaflose Nacht verbracht und mich gefragt, ob diese Betrunknen wohl zurückkommen würden. Ich wusste, dass ich es ohne Gott, ohne das Bewusstsein seiner Gegenwart in jener schwierigen Stunde nie geschafft hätte. »Herr, verlass und versäume mich nie. Deine wundervolle Gegenwart hat diese Zelle zu einem Ort der Schönheit, zu einem heiligen Ort gemacht, wie eine Kapelle, die durch deine Gegenwart erleuchtet wird.«

Doch ganz plötzlich und unerwartet fühlte ich mich in ein geistliches Vakuum gehüllt. »Herr, wo bist du hingegangen? Was habe ich gesagt oder getan, das dich betrübt hat? Warum hast du mich allein gelassen? O Vater –« In Panik sprang ich auf, suchte nach einer verborgenen Sünde, nach einem unbedachten Gedanken, nach irgendeinem Grund, warum der Herr sich von mir zurückgezogen haben könnte. Während ich betete, schien meine Anbetung nicht mehr höher zu steigen als an die Decke. Es schien keine Antwort mehr zu kommen. Ich betete um Vergebung, dass der Heilige Geist mein Herz durchforschen möge. Doch auf keine meiner Bitten kam eine Antwort.

Ich sank auf den Boden und dachte an Schriftstellen, die mir einfielen. »In meinem Herzen habe ich dein Wort verwahrt, *damit ich nicht gegen dich sündige*« (Psalm 119,11). Gottes Wort ist mir immer eine Leuchte für meinen Fuß gewesen, ein »Licht für meinen Pfad« (Psalm 119,105). Ich war mir bewusst: Wenn ich die Ungerechtigkeit meines Herzens betrachtete, konnte er mich nicht hören. Ich wusste von keiner nicht bekannten Sünde in meinem Herzen. Ich glaubte an 1. Johannes 1,9: »Wenn wir unsere Sünden bekennen, so ist er treu und gerecht, dass er uns die Sünden vergibt und uns reinigt von aller Ungerechtigkeit.« Ich wusste, dass meine Sünden ausgelöscht waren und mir nicht mehr vorgehalten werden würden (vgl. Jesaja 43,25). Oder ich dachte an 1. Johannes 3,21. War dort nicht zu lesen, dass wir Freimütigkeit zu Gott haben, wenn unsere Herzen uns nicht verurteilen? Mein Herz verdamnte mich nicht, und meine Zuversicht war mein Herr, der niemals log und der treu zu seinem Wort stand.

Ich sagte mir 4. Mose 23,19 auf: »Nicht ein Mensch ist Gott, dass er lüge, noch ein Menschensohn, dass er bereue. Sollte er sprechen und es nicht tun, und reden und es nicht aufrechterhalten?«

»Herr, ich glaube alles, was in der Bibel steht. Ich wandle im Glauben und nicht im Schauen. Ich brauche deine Nähe nicht zu spüren, weil dein Wort versprochen hat, dass du mich niemals verlassen noch versäumen würdest. Herr, ich bestätige meinen Glauben; ich glaube an dich.« Die Worte von Hebräer 11,1 kamen mir in den Sinn: »Der Glaube aber ist eine Verwirklichung dessen, was man hofft, *eine Überzeugung von Dingen, die man nicht sieht.*« Das Überführtsein von Dingen, die man nicht sieht – darauf vertraute ich. Ich vertraute nicht auf Gefühle oder Augenblicke der Begeisterung, sondern auf die unveränderliche Person Jesus Christus.

In gewisser Weise verstand ich nun, was Hiob meinte, als er sagte: »Siehe, tötet er mich – ich werde auf ihn warten« (13,15). Hiob wusste, dass er Gott vertrauen konnte, weil er das Wesen des einen kannte, auf den er sein Vertrauen gesetzt hatte. Es war ein Glaube unabhängig von allen Gefühlen, ein Glaube ohne Anmaßungen. Mehr als je zuvor wusste ich, dass ich mein Vertrauen auf den Herrn setzen konnte. Ich ermutigte mich selbst, auf den Herrn und sein Wort zu vertrauen.²⁰

Der Herr sprach zu mir durch 2. Korinther 1,10: »... der uns von so großem Tod errettet hat und errettet, auf den wir unsere Hoffnung gesetzt haben, dass er uns auch ferner erretten wird.«

»Ein wundervoller Vers, Herr«, antwortete ich und sagte ihm mir noch einmal ganz auf.

Sofort meldete sich wieder eine sanfte Stimme in mir, die sagte: »... der uns ... errettet hat und errettet ... *dass er uns auch ferner erretten wird.*«

²⁰ Dies war eine wertvolle geistliche Erfahrung, die ich durch den Krieg gemacht hatte. Umso wertvoller wurde sie durch A. W. Tozer; dem ich dieses Erlebnis erzählte. Nachdem mir mehrmals mit Psalm 66,18 gesagt worden war: »Nein, es muss eine verborgene Sünde gegeben haben, sonst hättest du Gottes Gegenwart gespürt«, hatte ich Hemmungen, das überhaupt zu erzählen. Doch A. W. Tozer meinte: »Mädchen, heutzutage gibt es auf geistlichem Gebiet viele unwissende Leute. Wir stehen in einem geistlichen Kampf. Wissen diese Leute denn nicht, dass Gott wegen des Widerstands des Fürsten von Persien 21 Tage brauchte, um Daniel eine Antwort zukommen zu lassen? Gott sandte Michael, um gegen diesen Fürsten zu kämpfen und den Feind zu überwinden. Wir müssen unbedingt begreifen, dass der Satan als Fürst der Macht der Luft seine Aktivitäten verstärkt, weil er weiß, dass seine Zeit begrenzt ist.«

Ich wusste, dass der Herr zu mir sprach, und freudig antwortete ich: »Ja, danke, Herr, ich bin frei – frei vom Gesetz der Sünde und des Todes!«

Wie eine Welle, die sich immer wieder am Strand bricht, wiederholte sich der Satz: »... der uns ... *errettet* hat und errettet ... dass er uns auch ferner erretten wird.«

»Herr, ich weiß das und glaube es. Ich bin frei. Ich lebe in Christus; ich bin errettet worden.«

Wieder klangen die Worte in mir: »... der uns errettet hat und errettet ... dass er uns auch ferner erretten wird.« Schließlich fragte ich zaghaft: »Herr, wie könntest du mich hier herausholen?« Ich überlegte, ob der Herr mir vielleicht zu verstehen geben wollte, dass er mich aus dem Gefängnis der Kempeitai befreien wollte. »... dass er uns auch ferner erretten wird.«

Ich erhob mich früh, nahm die Haarnadeln aus meinem Haar, schüttelte es, kämmte es wie üblich mit meinen Fingern und steckte es erneut fest.

Sehr sorgfältig und überaus dankbar schälte ich die schwarze, verschumpelte Schale von der *letzten Banane*. Sie aufzuessen, glich einem Ritual – ich nahm nur kleine Bissen und kaute sie sehr langsam und genüsslich. Ich dachte gerade darüber nach, wie Gott für mich gesorgt hatte, als ich den Wärter an der Tür hörte. »Stehen Sie schnell auf. Wir bringen Sie woanders hin.« Ich folgte ihm den Gang entlang, über den Hof, an dem Verhörraum vorbei und durch das Portal. Der Wärter ging noch einmal fort, um Miss Kemp und Miss Seely zu holen, darum betrat ich das Büro. Dieselbe junge Indonesierin saß am Tisch. »Ich möchte meine Ringe und meine Bibel haben.« Sie holte eine Papiertüte aus einem Schrank hinter ihr und gab sie mir. Meine Ringe versteckte ich in meinem Büstenhalter, meine Bibel in den Falten meines weiten Rockes. Als ich aus der Tür trat, sah ich die schwarze Limousine auf dem Rundweg warten. Ich wurde auf den Rücksitz geschoben, eingerahmt von jeweils einer Wache. Mittlerweile waren auch Margaret und Philoma geholt worden. Sie nahmen auf dem Vordersitz Platz. Arme Margaret, sie war wirklich übel dran; doch Philoma – dieses unnatürliche Grinsen auf dem Gesicht machte mich krank.

Um nach Kampili zurückzufahren, hätten wir nach links auf die Hauptstraße abbiegen müssen. Stattdessen bogen wir nach rechts ab. Der Wagen fuhr zum Hauptquartier der Geheimpolizei. Ein Offizier forderte uns auf, ihm zu folgen. Margaret und Philoma wurden bald in den Raum gebracht, in dem ich wartete. Jeder von uns bekam einen Teller mit dem weißesten ... dem langkörnigsten ... dem schönsten Reis, den ich je gesehen hatte, und ein kleines Stück gekochten Kürbis. Ich hatte schon von den »Henkersmahlzeiten« gehört und fragte mich, warum sie sich überhaupt diese Mühe machten.

Wir drei wurden in einen Raum auf der anderen Seite des Korridors geführt. Auf einem Tisch sah ich ein Blatt Papier, eine Schreibfeder und Tinte. Der Fragensteller befahl, eine von uns solle sich hinsetzen und schreiben, was er diktierte. Ich schaute Margaret an, und sie nickte: »Darlene, schreib du. Schreib, was immer er will.«

Er diktierte eine Erklärung, dass wir der Kaiserlich Japanischen Armee sehr dankbar seien für ihre Güte, uns unsere üblen Taten gegen sie zu vergeben. (Was diese üblen Taten waren, wurde nicht näher erläutert.) Wir versprachen, mit niemandem außerhalb des Internierungslagers mehr Kontakt aufzunehmen. Jede von uns musste diese Erklärung unterschreiben und ihren Daumenabdruck unter ihre Unterschrift setzen.

Wie hinterlistig. Sobald wir dieses Dokument unterzeichnet hatten, wurde ich gegen eine Wand auf dem Hinrichtungsplatz gestellt. Der Kopf stand vor mir. Er hielt einen Stapel Blätter in der Hand – sein handschriftliches Protokoll der Verhöre und der gegen mich erhobenen Beschuldigungen. Er begann, sie mir auf Japanisch vorzulesen, der Fragensteller übersetzte sie mir ins Indonesische. Er warf mir vor: »Sie haben dies und dies und dies getan, und als amerikanische Spionin haben Sie den Tod verdient.« Mit seinen Fingern fuhr er über seinen Hals, dann fasste er den Griff des Schwerts, das an seiner Seite hing.

Die Zeit schien stehen zu bleiben. Vor Angst wie gelähmt beobachtete ich, wie die Hand des Mannes sich um den Griff schloss.

Auf einmal dachte ich an den Liedvers: »Mein Leben geb ich williglich, / Dir, Gotteslamm, das starb für mich.« Ich war verwirrt über diese Botschaft. »Herr, ist das die Befreiung – die Befreiung durch

das Schwert in deine Gegenwart? Ist dies nicht ein seltsames Lied, wo ich doch sterben werde?« Weiter sang mein Herz: »Ja, Dir will ich mein Leben weihn, / wie werd ich dann so glücklich sein!«

Wie hypnotisiert sah ich, wie der Kopf langsam sein Schwert herauszog. In diesem Augenblick fuhr ein Wagen mit quietschenden Bremsen vor dem Hauptquartier vor. Da war ein fürchterliches Geschrei und Gerenne, Lederstiefel knallten auf den Fliesen. Offensichtlich hatte jemand nach dem Kopf gerufen, denn er verschwand – ich konnte aufgeregtes Reden hören, Streiten. Er kam zurück, packte mich beim Arm und zog mich zum Vordereingang des Gebäudes. Mir wurde befohlen, mich in den wartenden Wagen neben den Fahrer zu setzen, Philoma wurde auf den Platz neben mir geschoben. Zwei Soldaten sprangen auf die Sitze dahinter; Margaret saß hinter dem Fahrer und der Kopf sowie der Fragensteller auf dem Rücksitz.

Wir rasten los, die Straße entlang in Richtung Kampili. Ich entdeckte zwei Flaschen Wein auf meinem Schoß, und irgendwie wusste ich, dass ich sie Mr. Yamaji geben sollte. Alles ging so rasch, dass ich keine Vorstellung davon hatte, was eigentlich passiert war. Ich saß auf meinem Sitz und starrte auf die Straße, konnte sie jedoch kaum erkennen. Ich war emotional vollkommen ausgelaugt.

»Herr, was ist passiert?« Mir kam ein Vers ins Gedächtnis. Ich konnte mich gar nicht erinnern, ihn auswendig gelernt zu haben. »Die Gottlosen fliehen, obwohl kein Verfolger da ist« (Sprüche 28,1).

Die freudige Erwartung, dem Kopf und dem Fragensteller bald entkommen zu können, war nur von kurzer Dauer. Kaum hatten wir den Wassergraben überquert und das Gelände von Kampili erreicht, als mein abgemagerter Arm mit eisernem Griff gepackt und umgedreht wurde. Der Schmerz war so groß, dass ich mir auf die Unterlippe biss, um nicht aufzuschreien. »O Herr, er bricht mir den Arm!«

Der Kopf zischte: »Wenn Sie jemals Kontakt zu jemandem außerhalb des Lagers aufnehmen, werde ich Sie fassen; und wenn Sie jemals irgendeinem Menschen erzählen, was Ihnen passiert ist, werden Sie mir nicht mehr entkommen!«

Ich hatte schreckliche Angst, als der Wagen die Geschwindigkeit drosselte und zum Stehen kam. Die Offiziere und Soldaten spran-

gen heraus und gingen in das Büro des Lagerkommandanten. Sweet Seventeen, der herausgekommen war, um uns zu begrüßen, nahm den Wein für Mr. Yamaji in Empfang.

Margaret, Philoma und ich waren sehr verwirrt. Wir waren noch nicht entlassen worden, doch als einige Frauen vorsichtig herankamen, bat ich sie, Margaret und Philoma zur Krankenstation zu bringen. Ruth kam aus dem Nähzimmer, und ich rannte auf sie zu. Einen Arm um meine Taille gelegt, führte sie mich zur Baracke 8. Bei dem Spiegel, der am Fußende ihrer Koje hing, blieb ich stehen, um zu sehen, wie gut ich mein Haar mit den Fingern gekämmt hatte. Schockiert rief ich aus: »Ruth, sieh nur, meine Haare! Sie sind ganz weiß!« Ich sah ihre Tränen, als sie nickte und sich abwandte. Lilian hatte Margaret und Philoma gesehen. Schnell kam sie angelaufen, umarmte mich und rief: »Dank sei Gott, du bist wieder da!« Was sie und Ruth anging, so war ihre Verfassung kaum besser als meine.

Bevor ich noch die anderen begrüßen konnte, die auf mich warteten, rief eine Frau: »*Mevrouw* Deibler, ich muss sofort mit Ihnen sprechen.« Ich folgte ihr in den Essbereich. Aus ihrer Tasche zog sie einen Waschlappen, auf dem »Darlene« gestickt war. Sie flüsterte mir zu: »Ich war im Gefängnis in Makassar mit einer Freundin von Ihnen, Wiesje Kandou, zusammen. Sie bat mich, Ihnen dies zu geben. Hier, nehmen Sie es!«

Ich wich zurück, als würde sie mir eine Giftschlange hinhalten. Die Drohung von eben klang mir noch in den Ohren. Mir fiel ein, dass es damals in Benteng Tinggi auf dem Weg nach Malino jene Frau gewesen war, die sich so gestraubt hatte, nach Makassar zurückgebracht zu werden.

»Nein«, rief ich, »ich werde es nicht nehmen!«

Ihr Gesicht verzerrte sich vor Wut, als sie schrie: »Sie werden es nehmen! Ich habe mein Leben aufs Spiel gesetzt, um es Ihnen zu bringen!«

Ich ging noch weiter zurück und rief: »Nein! Ich werde es nicht nehmen! Sie versuchen nur, mich in Schwierigkeiten zu bringen. Wenn Sie nicht sofort hier verschwinden, werde ich zu Mr. Yamaji gehen und es ihm erzählen. Ich weiß, er wird mir glauben.«

Als ich Ruth die Baracke betreten sah, schluchzte ich: »Dank sei Gott, du bist hier!« Dann erzählte ich ihr, was geschehen war, und von der Drohung, die der Kopf ausgesprochen hatte.

Ruth wandte sich an die Frau. »Sie verschwinden hier sofort, und wagen Sie es nicht, noch einmal in die Nähe von Mrs. Deibler zu kommen!«

Die Frau floh, als sie bemerkte, dass sich immer mehr Frauen um sie drängten. »Sie soll im Gefängnis gewesen sein? Pah! Sie war nur wenige Tage fort!«, rief eine Frau.

Ich musste mich hinlegen. Meine Kraft war erschöpft.

Die Angst hielt mich umfangen wie etwas, was ich nicht abschütteln konnte. Fragen stürmten auf mich ein. Was würde die Kempeitai als Nächstes versuchen, da dieses Komplott fehlgeschlagen war? Woher hatte die Frau den Waschlappen, Faden und Nadel – wenn nicht von der Kempeitai? Wartete die Kempeitai nur auf ein Zeichen von ihr, dass sich der Waschlappen in meinen Händen befand? Würde das erklären, warum sie wollte, dass ich ihn so schnell annahm? Der »Todeswagen« fuhr ab.

Die Angst, noch einmal in die Hände der Kempeitai zu geraten, verfolgte mich bei Tag und Nacht. Ich hatte Angst, mich schlafen zu legen, weil ich mich vor den Träumen der Nacht fürchtete. Ich wagte auch nicht, mich jemandem anzuvertrauen. Der Kopf hatte mich strikt davor gewarnt.

Tagsüber arbeitete ich, wo immer ich gebraucht wurde; nachts betete ich um Befreiung. Am sechsten Tag nach meiner Rückkehr ging ich zu dem Grasstück hinter der Baracke, wo wir immer aßen. »Herr, ich habe dich um Befreiung von dieser schrecklichen Angst gebeten; ich brauche Schlaf, doch ich habe Angst, mich schlafen zu legen. Ich habe keine Kraft mehr!« Verzweifelt streckte ich meine Hände aus und rief: »Herr, ich bin so leer!« In diesem Augenblick spürte ich Arme unter mir, die mich stützten.

Ich barg mich in seinen Armen und erlebte, dass der Herr mich von meiner Furcht befreite. Alle Ängste waren fort. »Denn Gott hat uns nicht einen Geist der Furchtsamkeit gegeben, sondern der Kraft und der Liebe und der Besonnenheit« (2. Timotheus 1,7).

Kapitel 9

Margaret Kemps Erinnerungsvermögen hatte sich noch nicht gebessert, doch mit der Zeit verschwanden die Prellungen von ihren Armen, ihrem Rücken und den Beinen, und nach einigen Wochen waren die Ärzte der Meinung, sie sei körperlich kräftig genug, um in den Nahraum zurückzukehren. Philomas körperliche Probleme waren behandelt worden, doch ihr geistiger Zustand war so, dass sie entweder in eine Zwangsjacke gesteckt oder eingeschlossen werden musste. In tropischer Hitze wäre eine Zwangsjacke unmenschlich gewesen, darum wurde sie in einer kleinen Hütte am Rande des Lagers eingeschlossen. Der Raum war so groß, dass sie sich darin bewegen konnte. Die Tür wurde verschlossen gehalten, doch die Hütte hatte ein vergittertes Fenster, von dem aus sie nach draußen schauen konnte. Die Hütte befand sich ganz in der Nähe des Hühnerstalls. Vielleicht bekam ich die Erlaubnis, für die Hühner zu sorgen. Dann könnte ich in Philomas Nähe sein und sie vor und nach der Arbeit besuchen. (Meine Aufgabe als Barackensprecherin hatte ich noch nicht wieder übernommen. Ich sprang für die Kranken ein.)

Ich ging zu der für die Hühner zuständigen Schwester. Sie war mir sehr dankbar, und weder Mr. Yamaji noch Mrs. Joustra erhoben Einwände.

Die Arbeit bei den Hühnern gefiel mir. Eine Glucke mit etwa einem Dutzend Küken wurde richtig anhänglich. Jeden Morgen führten wir die Hühner nach draußen zur Futtersuche. Am Spätnachmittag, wenn es für uns Zeit war zu gehen, piffen wir und lockten sie in den Hühnerstall zurück. Die Glucke wartete, bis sich alle ihre Küken um sie versammelt hatten, dann führte sie diese in den Stall.

Kurz nachdem ich begonnen hatte, bei den Hühnern zu arbeiten, stellten die Schwester und ich eines Morgens fest, dass die Glucke noch nicht im Freigehege war. Sie saß noch im Hühnerstall, die Küken immer noch unter ihren Flügeln. Sie sah uns, erhob sich und gackerte in »Hennensprache«: »In Ordnung, lasst uns nach drau-

ßen gehen.« Als die Henne und die Küken zur Tür des Geheges kamen, entdeckten wir, dass der Hals der Henne gerupft und blutig war. Offensichtlich war sie angegriffen worden; die Haut hielt den Hals nur noch an einer kleinen Stelle zusammen. Schnell zählten wir ihre Küken, doch sie waren alle da. Irgendwie hatte sie den Angreifer abwehren können, dabei jedoch fast ihr Leben verloren. Sie musste sofort genäht werden. Die Schwester holte Nadel, Faden und Salbe. Abwechselnd schoben wir die Haut zusammen und begannen mit dem Nähen. Währenddessen redeten wir ihr immer gut zu, was für eine tapfere Mutter sie sei. Jedes Mal, wenn wir die Nadel einstachen, gackerte sie los, doch nicht ein einziges Mal versuchte sie fortzulaufen. Wir rieben den ganzen Hals mit Salbe ein, um die Fliegen fernzuhalten und einer Entzündung vorzubeugen. Der Eingriff war erfolgreich, der Patient überlebte.

Während die Hühner herumliefen und ihr Futter pickten, sammelten wir ihren Mist auf Bambusmatten, um ihn in der Sonne zu trocknen. Der getrocknete Mist wurde in einem großen Holzbottich mit einem fast zwei Meter langen Stößel zermahlen. Mit den Händen holten wir ihn aus dem Bottich und siebten ihn durch, damit keine Klumpen zurückblieben. Dieser zerkleinerte Dünger wurde in Säcke gefüllt und nach Makassar geschickt, um dort in den japanischen Blumengärten zu landen. Da wir die Eier für die ernstlich Kranken auf der Krankenstation sammeln konnten, machte uns diese Arbeit nicht so viel aus.

Eines Mittags, als ich von den Baracken zurückkam, stattete ich Philoma wie üblich einen Besuch ab. Sie hielt sich an den Gittern vor dem Fenster fest und wiegte sich mit geschlossenen Augen hin und her. Ich schaute ihre grauen Haare an, die ihr ungekämmt ins Gesicht hingen. Sie war teilweise angezogen, doch ihr unzusammenhängendes Gebrabbel brach mir fast das Herz. Welche Demütigungen und Schmerzen musste sie durchlitten haben! Ich wandte mich ab und ließ mich auf einen Holzklotz neben der Hütte sinken. Ich hielt mir die Ohren zu und begann zu schluchzen: »Herr, wie kann das sein? Wie kann so etwas Philoma passieren, einer Frau von solchem Glauben? Warum musste sie eine so schreckliche Demütigung erfahren?«

Auf einmal spürte ich eine Hand auf meiner Schulter. Es war Mr. Yamaji. Ich weiß nicht, wann er gekommen war und wie lange er schon da war. Ich sprang auf und versuchte, meine Tränen fortzuwischen.

»Weinen Sie nicht, *Njonja*. Sie weiß nicht, was sie tut oder sagt. Und warum trauern Sie so? Sie vertrauen doch auf den Herrn.« Dieser Vorwurf von ihm war genau das, was ich im Augenblick brauchte.

»Es tut mir leid, *Tuan*. Sie haben recht, aber es ist so schrecklich, *Nona Seely* so zu sehen.« Er setzte sich einen Augenblick neben mich, schaute in die Ferne, nickte mit dem Kopf und radelte dann weiter. Ich ging zurück zu Philoma, legte meine Hand auf ihre und sagte leise ihren Namen. Sie wurde ganz ruhig, als ich für sie betete. Dann schaute sie mich an und lächelte. Ich wusste, sie hatte mich erkannt. Ich kehrte zu meiner Arbeit zurück und fragte mich, ob Mr. Yamaji wirklich verstand, was es bedeutete, auf den Herrn zu vertrauen.

Als Philoma psychisch stabil genug war, zusammen mit Margaret, Mrs. Jaffray und drei anderen Frauen in eines der Steinhäuser zu ziehen, hatte ich keinen Grund mehr, noch länger bei den Hühnern zu arbeiten. Philoma half, die mehr als 200 Enten außerhalb des Lagergeländes zu hüten.

Ich freute mich über Philomas Fortschritte, und als Rose David mich bat, die Aufgabe der Barackensprecherin wieder zu übernehmen, stimmte ich zu. Rose fühlte sich nicht wohl, und der Arzt vermutete eine Herzschwäche. Ich hatte wieder etwas zugenommen und fühlte mich besser. Auch weiterhin übernahm ich die Arbeiten der Kranken und fungierte als Barackenschwester.

In den ersten Monaten des Jahres 1945 gab es über dem Lager verstärkte Luftaktivitäten. Immer mehr Nächte mussten wir in den Schützengräben verbringen. Auch tagsüber gab es häufig Fliegeralarm. Wir wurden Zeugen eines erneuten Zweikampfes über dem Lagergelände. Ein japanisches Flugzeug wurde abgeschossen und ging in Flammen auf. Doch wir hatten gelernt, unseren Jubel zu unterdrücken.

Nacht für Nacht beobachteten wir von unseren Schützengräben aus, wie die alliierten Flugzeuge kamen, um ihre Bomben abzuwerfen. Verzweifelt beteten wir, die Flugzeuge möchten doch den

Abwehrraketen entkommen, die auf sie abgeschossen wurden. Wenn eine Formation diesen Raketen wieder einmal entkommen war, ließen wir uns erleichtert zurücksinken und schlossen unsere Augen, um zu schlafen. Auch wenn es während eines Luftangriffs regnete, wagten wir nicht, in die Baracken zurückzukehren. In den Schützengräben war es so eng, dass wir uns nicht bewegen oder drehen konnten. Wenn der Morgen kam, waren wir natürlich fürchterlich müde und zerschlagen.

Dies waren sehr spannungsgeladene, an den Nerven zehrende Nächte. Mittlerweile konnten wir an der Position der Milchstraße und dem Kreuz des Südens die Zeit ablesen. Oft dachte ich an 1. Mose 1,16. Dort heißt es: »Und Gott machte ... die Sterne.« An dem Ursprung der Sterne konnte also kein Zweifel bestehen; sie waren das Werk seiner Hände. Ihre Schönheit faszinierte mich, und ich pries ihren Schöpfer. Gespannt sahen wir immer wieder dem Aufgehen des hellen Morgensterns entgegen, und dies wurde mir zum Bild für das Warten auf das Kommen unseres Herrn Jesus Christus, der als der glänzende Morgenstern erscheinen wird.

Immer häufiger fanden die Luftangriffe auch tagsüber statt. Eines Nachmittags, als alle Schulkinder und die meisten Frauen außerhalb der Baracken arbeiteten, flog ein Flugzeug über das äußerste Ende des Lagers – so tief, dass wir tatsächlich den Piloten im Cockpit und die amerikanische Flagge am Flugzeugrumpf erkennen konnten. Es war, als hätte die Crew bewusst vermieden, direkt über das Lager zu fliegen. Anscheinend wusste sie, dass es sich um ein Lager für Frauen und Kinder handelte. Als das Flugzeug jedoch abdrehte und das Lager ein zweites Mal überflog, standen wir in ehrfürchtigem Schweigen und beobachteten es. Über einem großen freien Teil des Lagers warf der Pilot auf einmal einen großen Metallgegenstand ab. Er drehte ab und flog mit den Flügeln wackelnd davon. Der Gegenstand explodierte nicht, aber was war es nur? Ärger stieg in mir hoch. Wie leicht hätte er eines der Kinder treffen können! War er vielleicht betrunken? Hatte er die Frauen und Kinder nicht gesehen? Der Gegenstand entpuppte sich als ein Reservekanister.

Was ging hier eigentlich vor? Was sollte das bedeuten, einen leeren Reservekanister abzuwerfen? Nie in den mehr als drei Jahren

unseres Hausarrests und unserer Internierung hatten wir Briefe von zu Hause oder Pakete des Roten Kreuzes erhalten, auch hatten keine Flugblätter den Weg ins Lager gefunden, durch die wir über den Stand des Krieges informiert worden wären. Jedes Jahr hatte es eine Reihe von Luftangriffen gegeben. Manchmal hatte es den Anschein, als würden wir den Rest unseres Lebens hinter Stacheldraht verbringen müssen. Die Arbeit an dem Luftschutzbunker, der sich zwischen der Krankenstation und dem Büro des Lagerkommandanten befand, war beschleunigt worden. Doch wir mieden die Nähe der eingeborenen Arbeiter und stellten keine Fragen. Wir ließen den Reservekanister verschwinden, und das normale Lagerleben nahm seinen Lauf.

Zwei Tage später, am frühen Nachmittag des 17. Juli hörten wir das Geräusch von mehreren Flugzeugen. Fliegeralarm wurde gegeben. Wir alle rannten zu den Schützengraben und beobachteten den Himmel. Die Flugzeuge flogen direkt auf unser Lager zu. Sie glänzten in der Sonne und warfen silberfarbene Gegenstände ab. Einige von uns schrien: »Schokoladenriegel!« Andere: »Lebensmittel!« Wieder andere: »Flugblätter!« Wir alle sahen darin Dinge, die wir uns am meisten wünschten – Nahrung und Neuigkeiten! Doch unsere Freude war nur von kurzer Dauer, denn auf einmal nahmen wir Detonationen wahr; innerhalb von wenigen Minuten stand unser ganzes Lager in Flammen. Ich sprang in den Schützengraben zurück, doch in dem Augenblick, als meine Füße den Boden berührten, erinnerte der Herr mich: »Du hast dir Mrs. Lies Bibel ausborgt!« (Meine war auseinandergefallen.)

»O Herr! Ich darf ihre Bibel nicht verbrennen lassen.« Ich sprang wieder aus dem Graben und rannte zu den brennenden Baracken, kletterte die Leiter zu meinem Bett hoch, holte ihre Bibel und rannte wieder nach draußen. Auf einmal stand Rose David vor mir.

»Darlene, in welche Richtung sollen wir laufen?«, rief sie. Wo wir auch hinschauten, alles brannte.

»Ich weiß es nicht, Rose.«

»O nein, wenn du es nicht weißt, wer dann?«

In dem Augenblick sah ich, dass das Tor geöffnet worden war; Frauen und Kinder flohen über den Wassergraben. »Rose, das Tor ist

offen. Komm, lauf!« Als wir uns dem Tor näherten, sah ich, dass es der Kopf gewesen war, der das Tor geöffnet hatte. Nun stand er daneben und hielt Wache. Mir wurde ganz elend zumute. »Nein, Herr, bitte lass ihn mich nicht erkennen.« Ich wandte mein Gesicht ab und lief an ihm vorbei im Vertrauen darauf, dass er mich nicht erkennen würde.

Nachdem wir den Wassergraben überquert hatten, sahen wir, dass das Lager von Hunderten von japanischen Soldaten umstellt war. Sie hatten ihre Maschinengewehre in Position gebracht für den Fall, dass die amerikanischen Flugzeuge zurückkehrten und das Lager ein zweites Mal bombardierten. (Später erfuhren wir, dass es Tausende von japanischen Soldaten waren, die sich von den anderen Inseln zurückgezogen hatten, um die Insel Celebes zu halten.)

Als wir mitten durch die Menge der Soldaten liefen, dachten wir nur daran, so schnell wie möglich zu den angrenzenden Reisfeldern zu gelangen, wo wir die anderen Frauen und Kinder sahen.

»*Tidur!*« (»Hinlegen!«), schrien die Japaner und richteten ihre Gewehre auf uns. Wir gehorchten ihnen aufs Wort. Keinen Schritt weiter. Wo wir gingen und standen, ließen wir uns hinfallen. Das auf mich gerichtete Bajonett hatte große Überzeugungskraft. Wenn wir den Soldaten im Weg waren, liefen sie einfach über uns hinweg und begannen, auf die Flugzeuge zu feuern. Die Flugzeuge machten kehrt und flogen so tief, dass sie die Japaner und ihre Gewehre ausschalten konnten. Es folgte ein regelrechter Kugelhagel, als 23 Flugzeuge über uns hinwegdonnerten. Wie leicht konnten wir von einer Kugel getroffen werden! Ich ließ meinen Kopf auf meine Arme sinken und flüsterte: »Herr, wenn am Ende dieses Tages noch irgendjemand am Leben ist, so ist das ein Wunder.«

Und Gott half mir wunderbar hindurch.

Auf einmal hörte der Beschuss auf, doch niemand rührte sich. Ich schaute auf und konnte sehen, wie die Flugzeuge im Osten verschwanden. »O Herr, es ist ein Wunder, ich bin noch am Leben! Danke, dass du mich beschützt hast!«

Bei den Japanern herrschte reges Treiben. Sie ergriffen ihre Maschinengewehre und verschwanden durch das Reisfeld. Als ich aufstand, sah ich Ruth zusammen mit den anderen Frauen aus un-



*Kampili nach dem Bombenangriff der Alliierten am 17. Juli 1945.
(Diese Fotos wurden von Elsie David zur Verfügung gestellt.)*

serer Baracke. Sie hatten sich im hohen Gras versteckt. Ruth hatte ihre Bibel und einen Beutel mit ihren Sachen aus der Baracke holen können, bevor diese getroffen worden war. Ich schlug vor, dass wir zurückkehren und schauen sollten, ob wir unsere Löffel, Teller und anderen Sachen in der Asche finden konnten. Von Margaret Kemp



*Kampili nach der Bombardierung durch die Alliierten
am 17. Juli 1945.*

oder Lilian war keine Spur zu sehen. Wir drängten uns durchs Tor und kehrten zu der Stelle zurück, wo einmal Baracke 8 gestanden hatte.

Ich blieb vor meinem Bett stehen. Es fiel gerade brennend in sich zusammen. Da oben auf der Asche lag mein Brautbuch – mein wundervolles Brautbuch, das ich die ganzen Jahre über bei mir gehabt hatte. Es war in eine Schlafmatte eingnäht gewesen. Irgendwie – *nein, nicht irgendwie, sondern unter Zulassung meines himmlischen Vaters* – war zwar die Matte dem Feuer zum Opfer gefallen, auch die Seiten, nur meine Heiratsurkunde in der Mitte des Buches war noch da, zwar angekohlt, aber noch erhalten. Ich war außer mir ... es war so wundervoll, diese goldene Tinte auf der verkohlten Seite – Gold, geläutert durchs Feuer und in der Nachmittagssonne funkelnd. Ich ließ mich auf die Knie sinken und streckte meine Hand aus, doch in dem Augenblick, als ich das Buch berührte, fiel es in sich zusammen. Schmerzerfüllt schrie ich auf: »Herr, das war das Einzige, was mir geblieben ist! Hätte ich nicht wenigstens das behalten können? Nur das eine?« Ich presste mir die Hand auf den Mund, um nicht loszuschreien. Ich schloss die Augen und sagte leise: »Vater! O Vater!«

Es war, als hörte ich eine leise Stimme: »Mein Kind, so sollst du auch werden – Gold, wie durch Feuer geläutert – auch wenn ich dich siebenmal durchs Feuer bringen muss.«

Ich war aufs Tiefste erschüttert, als ich das ganze Ausmaß dieser Aussage begriff. »O Vater, siebenmal? Ich habe nichts mehr, was ich dir geben kann ... nur noch mich selbst.« Ich spürte, wie seine Liebesarme mich umfassten. Ich stand auf und wischte mir die Tränen ab, da ich Ruth nach mir rufen hörte. Sie hatte eine grüne Papaya gefunden, die im Feuer gekocht worden war. Sie brach sie auf, und mit den Händen schälten wir sie und aßen sie auf. Als ich die Asche durchsuchte, fand ich noch einen kleinen Teelöffel, ein Geburtstagsgeschenk meiner Freunde aus der Baracke, die Uhr, die Russell mir geschenkt hatte, und drei Medaillons, Geschenke von den Jaffrays. Danach waren wir sehr schmutzig von dem Saft der Papaya und der Asche. Wir hatten kein Wasser, da die Seile und die Eimer verbrannt waren. So gut wir konnten, wischten wir uns die Hände an unserer Arbeitskleidung ab.

Ich hörte jemanden schluchzen, und als ich mich umschaute, sah ich die Sprecherin von Baracke 7 hinter mir. Ich ging zu ihr hin und legte meinen Arm um sie. »Meine Matratze ist verbrannt«, weinte sie. Die Matratze war nur sehr dünn gewesen, doch weil sie schon älter war, hatte sie diese behalten dürfen.

»O ja, alles ist verbrannt, doch wir sind noch am Leben. Wir haben sehr vieles, wofür wir Gott danken können!«, erinnerte ich sie.

»Aber ich habe sie doch gar nicht in der Baracke gelassen. Ich warf sie in den Schützengraben – dahin, wo Sie immer gelegen haben.«

Ein Schauer lief mir den Rücken herunter. Ich ging zu dem Schützengraben hinüber und schaute hinunter. Da, wo ich mich immer hingekauert hatte, lagen die Überreste einer Bombe und die Asche ihrer Matratze! Ich wandte mich ab, unfähig zu sprechen, so überwältigt war ich. »Herr, es war gar nicht Mrs. Lies Bibel, um die du dir Sorgen gemacht hast, nicht wahr? Da wusstest, dass du mich auf diese Weise aus dem Graben bekommen würdest ... um mir das Leben zu retten! Vater, was noch von meinem Leben übrig ist, es gehört dir. Es gehört ganz dir!«

»*Mevrouw* Deibler! Freddie ist getroffen worden. Sie bringen ihn nach Makassar!«, rief einer unserer Jungen. Ruth und ich liefen zu der Gruppe junger Leute hinüber. Sie redeten alle auf einmal los, erzählten mir, wie sie mit einer ihrer Lehrerinnen, einer älteren Dame, in einem Schützengraben gelegen hatten, als die Flugzeuge mit der Bombardierung begannen. Freddie hatte mit dem Gesicht nach unten neben der Lehrerin gelegen, die sich, als sie die Flugzeuge kommen hörte, über seinen Oberkörper geworfen hatte. Die Bombe hatte jedoch Freddie getroffen und sein rechtes Bein von dem Körper fast abgetrennt. Zum Glück war die Bombe nicht explodiert, sonst wären alle tot gewesen. Der Wagen, der das Lager gerade verließ, brachte Freddie nach Makassar, zusammen mit einer anderen Frau, deren Bein verletzt worden war. Freddie's Mutter Serah war nicht erlaubt worden, ihn zu begleiten. Sie und Freddie's Schwester Dolly taten mir so leid. Wir schauten uns nur an und weinten lautlos.

Die Ärzte und Schwestern, die bei den Patienten geblieben waren, sowie Mr. Yamaji und sein Stellvertreter gingen durch die Schützengräben und verteilten Beruhigungsmittel an die Patienten, die Verbrennungen erlitten hatten. Dann tauchten sie diese in den langen Wassertank der Krankenstation, um ihre Schmerzen zu lindern. Die Verletzten gaben keinen Laut von sich. Nach mehr als drei Jahren hatten wir es gelernt, Schmerzen zu ertragen. »O Herr, tröste diese Menschen, lindere ihren Schmerz«, betete ich still für mich.

Die Stille wurde durchbrochen von japanischen Soldaten, die riefen: »*Pigi! Pigi!*« (»Geht!«) Gehen? Wohin? Alle Bambusbaracken waren verbrannt, und auch die Zementhäuser hatten großen Schaden erlitten. Sie fuchtelten mit den Armen und versuchten, uns klarzumachen, dass wir in die Richtung gehen sollten, wo die Baracken 1 bis 6 gestanden hatten. Der Stacheldrahtzaun war aufgeschnitten worden. Wir wurden durch die Öffnung getrieben, über ein Reisfeld und hinein in den Dschungel. Sehr zu unserem Erstaunen standen zwischen den hohen Bäumen neue Bambushütten mit Grasdächern!

»Die Japaner hatten also erwartet, dass unser Lager bombardiert werden würde!«, sagten wir zueinander. Der Bereich war nur wenig

gerodet worden, damit die Hütten vom alten Lager aus und vor allem von der Luft aus nicht sichtbar waren.

Den Insassen von Baracke 8 wurde eine Ein-Zimmer-Hütte zugewiesen. Glücklicherweise waren die Hütten nicht direkt auf dem Boden gebaut worden, da es im Dschungel sehr feucht war. Emotional ausgelaugt und körperlich vollkommen erschöpft krochen wir hinein, setzten uns und warteten darauf, dass Familien und Freunde sich wiederfanden. Margaret Kemp und Lilian warteten schon auf uns. Sie sahen sehr blass und müde aus. Jede von ihnen hatte eine kleine Tasche mit wenigen Dingen bei sich, die sie jeden Morgen mit zur Arbeit genommen hatte. Ich schaute mich um und versuchte, mir vorzustellen, wie wir alle in diesen kleinen Raum passen sollten. Wenigstens würden wir etwas mehr Platz haben als in den Schützengräben. Vielleicht konnten wir uns zum Schlafen sogar ausstrecken. Das wäre ein Segen. Der Fußboden bestand aus zwei Zentimeter breiten Bambuslatten, die mit Rattan zusammengebunden waren und jeweils etwa einen Zentimeter auseinanderstanden, sodass wir nicht hinreichend vor dem Wind geschützt waren. Außerdem konnten Moskitos und all die anderen Krabbeltiere des Dschungels leicht hereinkriechen. Wenn der Boden als Folterbett gedacht war, so hatten die Hüttenbauer sich selbst übertroffen.

Jemand verbreitete die Nachricht, das Küchenpersonal bereite etwas zu essen vor. Reis, Gemüse und was immer man aus der ausgebrannten Küche retten können, war in einen Topf geworfen und zu einem Gemüsbrei verarbeitet worden. Wir waren dankbar, überhaupt etwas zu bekommen, und wieder einmal bestätigte sich, was wir schon lange wussten – dass unsere Köchin, Mrs. de Jong, aus allem ein wohlschmeckendes Gericht zubereiten konnte.

Nachdem wir gegessen hatten, stellten wir unsere Teller, Behälter und was immer wir aus der Asche retten können, beiseite und gingen zu den sich nun im Freien befindlichen Latrinen. Wasser war schwer zu bekommen. Wir zuckten die Achseln und sagten: »Kein Wasser, keine Handtücher ... dann baden wir eben morgen – oder wann auch immer!«

Margaret Jaffray, ihre Mutter und Philoma hatten ihre wenigen Besitztümer behalten. Ihr Steinhaus war zwar beschädigt worden,

aber nicht verbrannt. Margaret schnitt ihre Decke in drei Teile. Ein Drittel gab sie Margaret Kemp und Lilian, ein Drittel Ruth und mir, und ein Drittel behielt sie für sich selbst. Dafür waren wir ihr sehr dankbar, denn unsere Decken waren verbrannt.

Da es bald dunkel werden würde, schlug ich vor, dass wir hingehen und unseren Schlafplatz markieren sollten. Es war wichtig, dass diejenigen, die nachts aufstehen mussten, und Familien mit kleinen Kindern in der Nähe der Tür schliefen, falls sie hinausmussten oder es Fliegeralarm geben würde. Wir hatten keine Lampen und keine Bambusnachtstöpfe.

Nie haben wir so einmütig gebetet wie an diesem Abend. Ich hatte noch Mrs. Lies Bibel, doch es war zu dunkel, um daraus vorzulesen. Darum sagte ich einen der Psalmen auf, die mir während jener schwierigen Jahre so häufig über die Lippen gekommen waren, Psalm 27:

»Der HERR ist mein Licht und mein Heil, vor wem sollte ich mich fürchten? Der HERR ist meines Lebens Stärke, vor wem sollte ich erschrecken? Als Übeltäter mir nahten, um mein Fleisch zu fressen – meine Bedränger und meine Feinde –, sie strauchelten und fielen. Wenn ein Heer sich gegen mich lagert, nicht fürchtet sich mein Herz; wenn Krieg sich gegen mich erhebt, hierauf vertraue ich: Eins habe ich von dem HERRN erbeten, danach will ich trachten: zu wohnen im Haus des HERRN alle Tage meines Lebens, um anzuschauen die Lieblichkeit des HERRN und nach ihm zu forschen in seinem Tempel. Denn er wird mich bergen in seiner Hütte am Tag des Unglücks, er wird mich verbergen im Verborgenen seines Zeltes; auf einen Felsen wird er mich erheben« (V. 1-5).

»Herr, wenn wir jemals ein Versteck brauchten, dann jetzt!« Unterdrücktes Schluchzen war hier und da zu hören, als ich die Psalmworte zu Ende aufgesagt hatte und wir für die Verletzten – vor allem aber für Freddie und seine Familie – beteten. »Und bitte, Herr, gib, um der Kinder willen, dass heute Nacht kein Fliegerangriff stattfindet. Der Mond scheint nicht, und wir kennen die Gegend noch nicht, wo sollten wir uns also verstecken? Bitte, Herr, lass die Flugzeuge heute Nacht nicht kommen.« Alle stimmten in das Amen mit ein.

Obwohl wir alle sehr mager waren, fanden wir nur wenig Ruhe, wie sehr wir uns auch drehten und wendeten. Es war so eng. Fast alle trugen wir noch unsere Arbeitskleidung, die Shorts und die ärmellosen Blusen. Ohne Netze hatten wir keinen Schutz vor den ganzen Scharen von Moskitos, die über uns herfielen. Meine Arme und Beine brannten, und am Kratzen hörte ich, dass auch andere unter den Moskitos litten. Das Wimmern der Kleinen nahm uns sehr mit, doch – dank sei Gott – gab es keinen Fliegeralarm, nicht einmal das Brummen von Flugzeugen in der Ferne. Schließlich erkannte ich jedoch an den tiefen Atemzügen, dass die meisten eingeschlafen waren. Dieser Tag hatte sie körperlich und emotional vollkommen ausgelaugt.

Dort, in jenen dunklen Nachtstunden, sprach ich mit meinem Herrn. »Mein lieber Vater, ich will dich preisen und anbeten. Dies war ein Tag, wie ich ihn noch nie erlebt habe. An diesem Tag habe ich alles verloren, was ich noch an vergänglichen Schätzen besessen hatte. Ich habe nun nichts mehr als diese schmutzige, verschlissene Arbeitskluft, doch nie habe ich mich gesegneter und reicher gefühlt!«

Ich dachte an die vielen Nächte, die wir in den Schützengräben verbracht hatten, und schaute in den Nachthimmel hinauf. Ich bestaunte die wunderbaren Lichter am Himmel, die Sterne, die Planeten – und ich fragte mich, wie der eine, der große Schöpfer, ein so großes persönliches Interesse an mir, einer jungen Frau ohne besondere Gaben, Talente oder Schönheit, haben konnte. Das Wunder seiner Liebe und sein persönliches Sorgen für mich überwältigte mich immer wieder.

Noch einmal ließ ich die Ereignisse des Tages an mir vorüberziehen. Ich hörte die Eindringlichkeit seiner Stimme, als er mich an Mrs. Lies Bibel – nicht an mein Brautbuch oder mein Tagebuch – erinnerte. Es hatte Mrs. Lies Bibel sein müssen, die griffbereit auf meinem Bett lag. Dann wurde mir klar, warum er mich an keines der beiden unersetzlichen Bücher erinnert hatte. Ich hätte auf mein Bett klettern und die Matte aufreißen müssen, um sie zu holen, und zweifellos wäre das brennende Gebäude über mir zusammengestürzt. Ich war gerade noch entkommen. »O Herr, du hast mir das Leben gerettet! Danke, dass du mich an diese Bibel erinnert hast!«

Ich presste sie an mich, denn Mrs. Lie hatte gesagt, ich könnte sie behalten.

Ich durfte für so vieles dankbar sein. Von allen Japanern, mit denen ich schon zu tun gehabt hatte, machte mir keiner so viel Angst wie der Kopf. Ich dankte Gott noch einmal, dass er mich nicht bemerkt hatte, als ich durch das Tor gegangen war. Ich dankte ihm für das Wunder, dass während des Maschinengewehrfeuers keiner von uns getötet oder verletzt worden war.

Im Geist kniete ich wieder vor meinem Brautbuch, das aufgeschlagen auf der Asche lag. Ich sah, wie hell und glänzend die goldene Tinte geworden war. Das Gold hatte durchs Feuer geläutert werden müssen, um richtig glänzen zu können, und die schwarze, verkohlte Seite brachte seine Schönheit erst richtig zur Geltung – eine Schönheit, die mir auf der weißen Seite, umgeben von all den hübschen Blumen, niemals aufgefallen war. »Ich verstehe nun, Herr, ich verstehe wirklich, was du mir hierdurch sagen willst. Vergib mir, dass ich über den Verlust geweint habe!« Ich durfte auch wissen, dass meine Tränen eine Gabe Gottes waren, um den Schmerz zu lindern. Sollte ich nicht sogar mit den Weinenden weinen (Römer 12,15)? »Wenn ich es zulasse, dass Verunreinigungen in mein Leben kommen, dann führe mich durchs Feuer, Herr. Ich stehe dir zur Verfügung.«

Bibelseiten kamen mir wieder in Erinnerung, die anscheinend nur für eine solche Gelegenheit in der hintersten Kammer meiner Erinnerung verborgen waren. »Ich habe dich geprüft im Schmelzofen des Elends« (Jesaja 48,10). Dieser Vers erinnerte mich an meinen Herrn, und dabei dachte ich auch an drei junge Israeliten im Feuerofen. Diese drei Männer hatten das Vorrecht gehabt, mit ihrem Herrn frei im Feuer umherzuwandeln. Weil drei junge Männer so unerschrocken Zeugnis ablegten, am Glauben festhielten und Mut bewiesen, konnte der König sogar einen Blick auf Jesus erhaschen, der ihnen dort zur Seite stand. Als sie aus dem Ofen kamen, rochen sie nicht einmal nach Feuer.

»Das ist sehr wichtig, nicht wahr, Herr? Ich bete darum, dass ich, falls ich diesen Krieg lebendig überstehen sollte, nicht bitter oder zynisch werde, sondern dir ein Wohlgeruch sein kann. Diese ganze lange Zeit über hast du mich nicht verlassen, nicht einen Augen-

blick lang hast du deinen Blick von mir abgewandt. Das hast du mich immer spüren lassen.«

Auch sah ich vor mir die Bombe im Schützengraben liegen auf der Asche der Matratze, und ich wusste, wie sehr mein Herr mich liebte.

Beim Aufwachen stellte Ruth fest, dass sie ganz im Besitz unseres gemeinsamen Deckenstückes war. »Oh, es tut mir leid. Vermutlich war mir nicht klar, wie schmal das Stück war«, entschuldigte sie sich.

»Das ist schon in Ordnung, Ruth, du hast dich stärker als ich herumgeworfen, und ich habe es nicht über mich gebracht, dich aufzuwecken.« Es tat so gut, lachen zu können. Von da an schiefen wir Rücken an Rücken ein und deckten unseren Oberkörper mit der Decke zu. Wer sich zuerst umdrehte, blieb im Besitz der Decke bis zum Morgen.

Decken waren nicht die einzige Mangelware. Durchschnittlich neun Leute mussten sich einen Kamm teilen. Da wir immer mehr mit Kopfläusen zu kämpfen hatten, beschloss Ruth, es sei das Beste, unsere Haare abzuschneiden. Ruth besaß noch eine Schere, so schnitt ich ihre Haare, und sie schnitt meine.

Die meisten Frauen wurden zur Arbeit im Garten und in der alten Lagerküche eingeteilt. Die Hühner und Schweine waren verbrannt. Allerdings wagten wir nicht, das Schweinefleisch zu essen.

Drei Tage später kehrten die Flugzeuge zurück, um das alte Lager mit Schrapnellbomben zu bombardieren. Sie wollten alle Steinhäuser und das Büro des Lagerkommandanten zerstören. Während des Luftangriffs versteckten wir uns zwischen den Bäumen in der Nähe unserer Hütte.

Bei Einbruch der Dunkelheit des folgenden Abends kam Sweet Seventeen, um mir zu sagen, dass der Lagerkommandant mich zu sehen wünsche. Ich rannte über das Reisfeld zum alten Lager hinüber. Gerade sah ich noch, wie ein Wagen abfuhr. Aus Makassar war die Nachricht gekommen, dass Freddie gestorben sei und am folgenden Tag herübergebracht würde. Man hatte das Bein zwar amputiert, doch die Benziningallerte hatte sich in seine Eingeweide gefressen und sie zerstört. Es war den Ärzten unmöglich gewesen, sein Leben zu

retten. »Ich möchte, dass Sie es *Njonja* Paul sagen. Sie haben eine ähnliche Nachricht erhalten und werden wissen, wie Sie ihr helfen können. Die Lehrerin liegt immer noch im Krankenhaus. Sie haben ihr das Bein oberhalb des Knies amputiert. Werden Sie es *Njonja* Paul sagen?«

Ich versicherte, ich würde es tun, obwohl ich so etwas noch nie zuvor getan hatte. »Und ich werde mit ihr und seiner Schwester beten, denn nur Gott allein kann einem Menschen in einer solchen Situation helfen. Es wird sehr schwer sein für *Njonja* Paul; Freddie war ihr einziger Sohn.«

»Das verstehe ich, doch Sie sind die Einzige, die ihr helfen kann. Er wird morgen hergebracht; dann können Sie es ihr sagen.« Er verbeugte sich und sagte: »Gute Nacht. Danke, *Njonja*.«

Ich erwiderte seine Verbeugung und verließ das Büro. Ich fragte mich, was ich sagen sollte, falls sie mich fragen würde, was der Kommandant gewollt hätte. Freddie war Serahs Augapfel gewesen. Was konnte ich sagen, um ihren Schmerz zu lindern? Wie traurig – traurig für die ganze Familie. Es war ein ziemlich langer Gang durch das Reisfeld bis hin zu unserem Dschungellager. Als ich an der Hütte ankam, waren alle schon eingeschlafen, und ich hielt es für das Beste, sie zur Andacht nicht noch einmal aufzuwecken. Leise ging ich zu meinem Schlafplatz neben Ruth, doch ich konnte nicht einschlafen, weil ich mir Sorgen um Serah und Dolly machte. Plötzlich wurden alle vom Ertönen der Fliegeralarmglocke aus dem Schlaf gerissen. Schon hörten wir das leise Brummen der Flugzeuge. Große Verwirrung entstand, Kinder und Mütter begannen zu schreien, um sich in der Dunkelheit zu finden. Es gab ein ziemliches Gedränge, als alle auf einmal versuchten, die kleine Hütte zu verlassen. Ich inspizierte die Hütte, um sicherzugehen, dass alle nach draußen gegangen waren. Dann tastete ich mich zusammen mit den anderen von Baum zu Baum vor, um in sicherer Entfernung von den Hütten Schutz zu suchen.

Die schreckliche Dunkelheit steigerte nur noch unsere Angst. Sie ließ unseren Puls rasen und unsere Kehle trocken werden. Wir wussten, die Flugzeuge würden sich bald genau über uns befinden. War vielleicht unser neues Lager das Ziel? Welche Art von Bomben

würden sie abwerfen? Wieder einmal sahen wir dem Tod ins Auge und befahlen uns Gottes Schutz an. Mit angehaltenem Atem warteten wir auf das Pfeifen der Bomben; doch Wunder über Wunder, die Flugzeuge flogen über uns hinweg – oder suchten sie einfach nur das Dschungellager? Nein, sie flogen weiter in Richtung Westen. Genauso inbrünstig, wie wir um Schutz gebetet hatten, brachten wir nun Gott gegenüber unseren Dank zum Ausdruck. Dieser Fliegerangriff galt einer japanischen Stellung, die nicht weit von uns entfernt war. Keiner rührte sich, bis die Flugzeuge nicht mehr zu hören waren und Entwarnung gegeben wurde. Erst dann begaben wir uns in unsere Hütte zurück.

Ich überprüfte, ob alle da waren. Am anderen Ende der Hütte erhob sich eine Diskussion. Schließlich rief eine Frau herüber: »*Mevrouw* Deibler, wir müssen mit Ihnen sprechen. Jeden Abend haben Sie während der Abendandacht dafür gebetet, dass die Flugzeuge nicht kommen, vor allem wegen der Kinder und weil es draußen so dunkel und so schwierig ist, irgendwo Schutz zu finden. Und die Flugzeuge sind auch wirklich nicht gekommen. Doch heute Abend waren Sie nicht da, und da sind die Flugzeuge gekommen. Wir wollten Ihnen sagen, dass Sie, falls Sie noch einmal zum Lagerkommandanten gerufen werden sollten, uns auf jeden Fall wecken müssen, damit Sie mit uns beten können, dass die Flugzeuge nicht kommen – egal, wie spät es ist.«

Aber ich brauchte sie nie aufzuwecken; sie warteten immer auf mich. Nie wieder hatten wir nachts einen Luftangriff, noch störte auch nur das Brummen herannahender Flugzeuge unseren Schlaf.

Ich vermisste Serah, als ich am folgenden Morgen den Porridge für uns holte. Sobald ich die Frauen für die Arbeit eingeteilt hatte, suchte ich nach ihr. Sie begegnete mir, als sie gerade vom Gemüsegarten zurückkehrte. Ich gesellte mich zu ihr. Wir gingen langsam, sodass die anderen, die im Garten gearbeitet hatten, uns überholen konnten. Als ich ihr die Hand auf den Arm legte, wich alle Farbe aus ihrem Gesicht. »O Herr«, flehte mein Herz, »gib mir die richtigen Worte.« Dann erzählte ich ihr so schonend wie möglich von Freddie. Sie erfasste meine Hände, und wir beide konnten die Tränen nicht zurückhalten. »Serah, es tut mir so leid für dich und Dolly. Es tut mir

so leid für uns alle. Wir werden Freddie sehr vermissen. Ich verstehe deinen Kummer. Glaube mir, ich verstehe dich wirklich.« Ich hielt sie umschlungen, und wir beteten, bis Frieden und die Bereitschaft, Gottes Willen zu akzeptieren, uns die Kraft gaben, zur Hütte zurückzukehren. Auf ihren Wunsch hin erzählte ich Dolly und den anderen von Freddie's Tod. Liebevoll traten die Leute zu Serah und Dolly, um ihren Schmerz zu teilen. Es war sehr schwierig für die jungen Leute zu akzeptieren, dass Freddie gestorben war. Sie hatten sich sehr gut verstanden, und ohne sich zu schämen, weinten sie über den Tod ihres Freundes. Zusammen gingen wir zum Verwaltungsgebäude, um auf den Krankenwagen zu warten, in den man den toten Freddie gelegt hatte. Ich schlug Serah vor, dass ich in dieser Nacht bei ihm wachen wollte, da sie und Dolly Ruhe brauchten. Sie war einverstanden, weil sie wusste, dass Dolly nicht allein in die Hütte zurückkehren würde.

Nachdem der Krankenwagen eingetroffen war, wurde Freddie in das Büro des Lagerkommandanten gebracht und auf ein Bambusbett gelegt, das Mr. Yamaji vorbereitet hatte. Serah und Dolly gingen hinein. Wir anderen, die wir sie begleitet hatten, warteten draußen. Schließlich kam Serah zur Tür und nickte uns zu. Wir konnten hereinkommen. Schweigend trauerten wir mit ihnen. Der untere Teil von Freddie's Körper war mit einem Laken bedeckt. Er sah sehr friedlich aus, und ich war dankbar, dass sein Gesicht nicht verriet, wie viel er gelitten haben musste. Mit einer Umarmung oder einem Wort der Anteilnahme verabschiedeten sich die anderen von Serah und Dolly. Ich flüsterte Serah zu, dass ich sie und Dolly ablösen würde, sobald wir unsere Abendandacht gehalten hätten. Sie nickte, und ich verließ das Gebäude in dem Wissen, dass diejenigen, die den beiden sehr nahestanden, sie nicht alleinlassen würden, bis ich wieder zurückkam.

Als ich dann allein war mit Freddie, stellte ich mir einen Stuhl neben das Kopfende des Bettes. Eine kleine Öllampe brannte. Es war eine Nacht, in der ich viel nachdachte. Noch nie zuvor war ich mit einem Toten allein gewesen. Ich stellte den Stuhl so, dass ich Freddie's Gesicht sehen konnte; auf einmal musste ich an den Vers aus dem Buch Prediger denken, wo es heißt: »Jedes Vorhaben unter dem Himmel hat seine Zeit. Geborenwerden hat seine Zeit, und Sterben

hat seine Zeit« (Prediger 3,1-2). Beides ist begleitet von Schmerzen: der Schmerz der Geburt, vermischt mit der überwältigenden Freude, dass ein Kind geboren worden ist; und der Schmerz des Todes, vermischt mit dem bitteren Schmerz der Trauer, dass ein Kind gestorben ist. Serahs Freude über ihren Sohn und ihr Stolz auf ihn hatten sich in Schmerz verwandelt.

Ich dachte über Freddie nach; ein großer, hübscher junger Mann, der sich auf ein glückliches Leben gefreut hatte, »wenn der Krieg vorüber ist«. Ich fragte mich, ob er sich wohl mit dem Verlust seines Beines hätte abfinden können, wenn er am Leben geblieben wäre, oder ob er bitter geworden wäre. Gott allein wusste das, und in seiner unendlichen Weisheit hatte er Freddie abgerufen, der noch so jung war, während viele ältere immer noch unter uns waren. Aber ich wusste, dass mein Herr keinen Fehler macht.

In meiner Einsamkeit weinte ich und erinnerte mich an jenen Tag vor einem Jahr, als ich den Becher der Trauer an meine Lippen gehalten und daraus getrunken hatte. Doch in jenen dunklen Nachtstunden kam er zu mir, der Schöpfer des Lebens, um mich an seine Worte zu erinnern: »Ich bin die Auferstehung und das Leben; wer an mich glaubt, wird leben, auch wenn er stirbt« (Johannes 11,25). Wieder einmal durchströmte mich Frieden und Trost wie ein großer Strom. »Wo ist, o Tod, dein Sieg? Wo ist, o Tod, dein Stachel?« (1. Korinther 15,55). Ich betete für Freddie's Vater in Pare-Pare und fragte mich, ob auch bei ihm Monate vergehen würden, bevor er von dem Tod seines einzigen Sohnes erfuhr. Ich dachte auch an die anderen Familien, die noch nichts vom Ableben ihres Mannes, Vaters oder Bruders erfahren hatten.

Als die Dämmerung anbrach, schaute ich auf und sah Mr. Yamaji im Türrahmen stehen. »*Njonja*, Sie gehen. Ich werde Wache halten.« Ich nickte und ging. Ich betete, dass Gott ihm unsere Unterhaltung von vor zwei Jahren ins Gedächtnis zurückbringen möge, als wir über Tod, Leid, Hoffnung und ewiges Leben gesprochen hatten.

Nur wenige von uns werden je den Gottesdienst auf dem Gelände des alten Lagers vergessen. Er wurde von dem katholischen Priester und dem evangelischen Pastor abgehalten. Der Lagerkommandant und sein Stellvertreter nahmen in voller Uniform daran teil. Nach-

dem der Gottesdienst vorüber war, gingen wir schweigend an den Särgen vorüber, die mit weißem Tuch ausgeschlagen waren. Die Opfer der Bombardierung wurden neben den schon früher Verstorbenen beigesetzt. Die Reihe der einfachen Gräber wurde immer länger.

Eine seltsame Stille durchdrang unser Dschungellager. Es war wie ein atemloses Warten, aber worauf? Wir wussten es nicht. Wir erinnerten uns an die Bombardierungen des vergangenen Jahres, die Monate, in denen wir viele Nächte im Regen und in den schlammigen Schützengräben verbracht hatten. Nach vielen Monaten hatten die Fliegerangriffe aufgehört; und wir konnten uns entspannen und wagten darauf zu hoffen, dass Friedensverhandlungen geführt wurden und das Ende unserer Internierung bevorstand.

Dann, ein Jahr später, hatte sich das Ganze wiederholt, Monate, in denen wir Tage und Nächte im Schützengraben verbrachten. Doch hier hörten die Ähnlichkeiten schon auf. Unser Lager – ein Lager mit Frauen und Kindern – war das Ziel eines Bombenangriffs geworden – nicht nur einmal, sondern sogar zweimal! Warum nur?

Wir begruben unsere Toten und begaben uns dann an die mühselige Aufgabe, die Kanister der Brandbomben zu entfernen und das alte Lagergelände zu säubern. Der stinkende Schlamm der Gärten verschlimmerte unsere Tropengeschwüre. Unsere Augen suchten den Himmel nach herannahenden Flugzeugen ab. Wir merkten uns den jeweils nächsten Schützengraben, wenn wir uns auf dem Gelände bewegten, damit wir wussten, in welche Richtung wir laufen mussten, wenn es wieder Fliegeralarm gab.

Die Ärzte und Schwestern richteten sich mit den Patienten in der beschädigten Krankenstation wieder ein. Sie lag neben dem Schutzbunker des Kommandanten. Die Flugzeuge flogen nicht mehr über das Lager, doch nördlich unseres Lagers herrschte rege Aktivität. Wir fragten uns, ob jetzt wohl Pare-Pare bombardiert wurde, und machten uns große Gedanken um die Männer, darum schlossen wir sie in unser Nachtgebet ein.

Wir überlegten, ob unser Lager wohl wieder hergerichtet werden würde, oder ob wir in unserem Dschungellager bleiben mussten. Eine schreckliche Apathie ergriff Besitz von uns. Man hörte

keine Spekulationen mehr über die Zeit nach dem Krieg, keiner sagte mehr, was er tun würde, wenn er wieder frei wäre. Sogar die Kinder wurden lustlos. Außerdem ließen die Grasdächer unserer Hütten den Regen durch, was nicht gerade zur Steigerung der Moral beitrug.

Die meisten von uns hatten keine Kleider zum Wechseln mehr. In unseren Kleidern badeten wir ohne Seife im Regen, und – ob nun nass oder nicht – wir schliefen auch darin. »Herr, wir brauchen irgendeine Abwechslung! Wir werden zu einem Stamm von Zombies.«

Die Ablenkung kam! Sie kam in Gestalt einer riesigen Eidechse. Die jungen Leute entdeckten sie eines Morgens und versuchten, sie in die Enge zu treiben. Sie hatten sich mit Knüppeln bewaffnet und riefen uns Frauen im Innern der Hütte zu: »Können Sie sie nicht sehen?« O ja, wir hatten keine Schwierigkeiten, durch den Fußboden das Drama zu verfolgen, das sich unter uns abspielte. Die Eidechse hatte sich hoch auf ihre Beine gestellt, ihr Mund stand offen, und die Zunge schnellte unentwegt vor, während sie zischte und ihre scharfen Zähne zeigte. Sie suchte eine Stelle, um durch den Boden zu brechen. Wenn die Knüppel sie zu dem einen Ende der Hütte trieben, flohen wir zum anderen, um ihren scharfen Zähnen zu entkommen, die am Bambus und dem Rattan rissen.

Die Eidechse folgte uns, wenn wir riefen: »Sie ist hier! Sie ist hier!« Wir sprangen hoch, damit wir nicht gebissen wurden. Die Knüppel wurden von allen Seiten geworfen. Die Kinder schrien, während sie ihre Knüppel unter der Hütte hervorholten. Wir Frauen schrien und lachten, während wir von einem Ende der Hütte zum anderen liefen und uns vorstellten, welch wundervolle Ergänzung die Eidechse zu unserem Reis mit Gemüse sein würde. (Eidechsen schmecken sehr gut. Und was hätte uns zu jener Zeit *nicht* geschmeckt?)

Doch leider entkam die Eidechse und lief mit erstaunlicher Geschwindigkeit in den Dschungel zurück. Wir rannten nach draußen, holten uns Knüppel und verfolgten sie. Aber schließlich mussten wir aufgeben. Sie war uns entkommen.

Langsam gingen wir zur Hütte zurück, warfen uns auf den Boden und lachten immer noch, während jeder erzählte, welche Rolle er im »Kampf mit dem Ungeheuer« gespielt hatte. Als wir uns langsam

beruhigten, schauten wir uns an und lächelten. Wie gut hatten uns die Aufregung, das Schreien und das Gelächter getan! Aufgestaute Gefühle hatten sich entladen können. Für eine halbe Stunde waren wir zu Wilden geworden, die eine Beute gewittert hatten und die sich vom Jagdfieber hatten treiben lassen. Eine halbe Stunde lang hatten wir die Schrecken, die wir während der vergangenen Wochen erlebt hatten, und das gewohnte Einerlei der dahinschleichenden Tage vergessen können.

Schon bald ließ der Lagerkommandant eingeborene Arbeiter kommen, um ein neues Schulhaus auf dem alten Lagergelände zu errichten. Eines Nachmittags kam Cor Voskuil, um uns mitzuteilen, dass alle Barackensprecherinnen gebeten wurden, sich in dem halb fertigen Gebäude zu versammeln. Mr. Yamaji habe eine Ankündigung zu machen.

Als wir das Gebäude betraten, stand Mrs. Joustra vor Mr. Yamaji. Er sagte: »Von jetzt an ist nicht mehr Mrs. Joustra die Leiterin des Lagers, sondern *Njonja* Deibler.« Sprachlos starrten wir ihn an. Ich konnte nicht glauben, was ich gehört hatte. Die anderen auch nicht.

Als ich mich ein wenig von meinem Schrecken erholt hatte, erwiderte ich: »O nein, *Tuan*, ich kann *Njonja* Joustras Platz nicht einnehmen. Ich weiß doch nichts über die Leitung eines Lagers wie dieses.« Noch bevor er antworten konnte, beklagte sich eine der anderen Barackensprecherinnen, ich sei noch viel zu jung, und eine von ihnen hätte gewählt werden müssen. Ich war dankbar für ihren Einwand, denn ich wollte diese Position wirklich nicht.

Mr. Yamaji war wütend über den Aufruhr. Er ließ seinen Stock auf den Tisch knallen, und sofort schwiegen alle. »Genug! Verstanden? Ich habe gesagt, *Njonja* Deibler ist die neue Lagerleiterin.« Er drehte sich um und verließ das Gebäude.

Als er außer Hörweite war, sprachen alle auf mich ein. »Wie konnten Sie nur?«

»Sie sind doch noch viel zu jung!«

»Wir sind älter und haben mehr Erfahrung!«

»Bitte, hören Sie mir doch zu! Ich wusste nichts davon. Ich habe nicht um diese Aufgabe gebeten! Ich möchte Mrs. Joustras Platz nicht einnehmen, und das werde ich Mr. Yamaji jetzt auch sagen.«

Mir fiel auf, dass niemand Einwände erhob gegen Mrs. Joustras Ablösung!

Ich sah, wie Mrs. Joustra das Gebäude verließ, und rannte hinter ihr her. »Mrs. Joustra, es tut mir so leid. Sie sind eine so gute Lagerleiterin; ich könnte Ihre Stelle niemals einnehmen.«

»Doch, *Mevrouw* Deibler, Sie können es. Sie sind eine gute Barackensprecherin gewesen, und ich habe mit dem Kommandanten darüber gesprochen. Ich habe darum gebeten, abgelöst zu werden, *Mevrouw* Deibler. Ich bin so müde. Ich werde Sie unterstützen, wo ich nur kann, aber Sie werden es auch allein schaffen. Mr. Yamaji hat großen Respekt vor Ihnen und achtet Sie sehr. Er sagte, Sie wären vertrauenswürdig, Ihr Ja sei ein Ja, Ihr Nein ein Nein. Sie können mit meiner Unterstützung rechnen.«

Sie sah so müde aus, als sie meine Hand schüttelte, dass ich keine Einwände mehr erheben konnte. Während ich ins Dschungellager zurückeilte, betete ich um Weisheit. Ich wollte Ruth, Lilian und Margaret erzählen, was passiert war. Ich brauchte ihren Rat. Ruth saß in der Tür. »Ruth, hör zu! Mr. Yamaji hat mich zur Lagerleiterin gemacht!«

Noch bevor ich erzählen konnte, was passiert war, sagte sie: »Das habe ich erwartet.«

»Ruth, du bist mir keine Hilfe. Warum sagst du das?«

»Weil er dich respektiert.«

»Aber Ruth, einige der anderen Barackensprecherinnen sind böse. Sie scheinen nicht glauben zu wollen, dass ich nichts mit Mr. Yamajis Entscheidung zu tun habe und auch nichts davon wusste.«

Einige der anderen, die sich um uns gesammelt hatten, sagten, dass Ruth recht hätte. Ob ich denn nicht wüsste, dass der Kommandant, nachdem die Kempeitai Margaret, Philoma und mich abgeholt hatten, jedes Mal ärgerlich aufgesprungen und mit seinem Fahrrad davongeradelt sei, wenn der Wagen der Kempeitai gesichtet wurde? Er sei immer erst zurückgekehrt, wenn er sicher sein konnte, dass sie wieder fort waren. Nein, das wusste ich nicht. Eine andere Frau, die in der Nähe des Büros arbeitete, erzählte, dass Mr. Yamaji auf die Nachricht hin, *Njonja* Deibler sei an Tuberkulose gestorben und würde nicht mehr ins Lager zurückkehren, sofort nach

Makassar gefahren sei. Drei Tage lang sei er von Büro zu Büro gelaufen, bis er schließlich die Erlaubnis erhalten hätte, mich zu sehen. Die Frauen – nicht nur die von meiner Baracke, sondern auch die von den anderen Baracken – machten mir Mut, die Aufgabe zu übernehmen. Ich hatte immer noch Vorbehalte.

»Rüste dich; da kommt die Opposition!«, sagte jemand. Tatsächlich kam die Sprecherin der Frauen, die mich mit Worten angegriffen hatten. Immer mehr kamen zusammen, und Mrs. Heiden versuchte, der Menge einzureden, wie ungeeignet ich für diese Aufgabe sei. Ich sei viel zu jung. »Außerdem ist dies ein holländisches Lager, und wir wollen nicht, dass eine Amerikanerin die Leitung hat!« Die acht holländischen Familien aus meiner Baracke gingen gegen sie an. Sie hielten sich auf eigenen Wunsch in meiner Baracke auf, und wir schätzten sie sehr.

Die ganze Szene war höchst lächerlich. Eine der Frauen hatte genau erfasst, worum es ging. Mrs. Heiden war einfach eifersüchtig auf mich und wollte diese Stellung für sich selbst.

Ich weiß nicht, wer Mrs. Joustra von dem Vorfall erzählt hatte, auf jeden Fall kam sie eine Weile später zu mir und sagte, sie hätte gehört, was passiert sei. Sie und die andere Frau seien schon seit Langem befreundet. »Aber ich habe ihr gesagt, dass unsere Freundschaft beendet sei und ich kein Wort mehr mit ihr reden würde, wenn sie sich nicht vor Ablauf des Nachmittags bei Ihnen entschuldigen würde. Ich werde zurückkommen und fragen, ob sie sich entschuldigt hat!« Ich war sehr traurig zu hören, dass an einer solchen Nebensächlichkeit eine Freundschaft in die Brüche gehen sollte.

Etwa eine Stunde später kam die Frau, sehr kleinlaut und aufgeregt. Sie sagte, ihre Worte täten ihr leid, sie wüsste, dass ich mit der Ernennung des Lagerkommandanten nichts zu tun hätte, und es sei auch nicht wichtig, dass ich die Jüngste und noch dazu Amerikanerin sei, da ich sowohl Holländisch als auch Indonesisch spräche. Das war sicher ein sehr schwieriger Gang für sie, und ich war froh, dass ihr Mrs. Joustras Freundschaft so viel wert war.

Nachdem der Aufruhr abgeklungen war und alles wieder in geordneten Bahnen lief, hatte ich das Gefühl, es sei an der Zeit, mit Mr. Yamaji zu sprechen. Ich dankte ihm für die Ehre, mich als

Mrs. Joustras Nachfolgerin zu bestimmen. Dann machte ich den Vorschlag, auch eine Holländerin als Lagerleiterin zu bestimmen, da sich so viele Holländer im Lager befänden. Er fragte mich, ob ich jemanden im Auge hätte. »Ja, in der Tat – *Njonja* Bartstra. Sie ist körperlich gesund und sehr kräftig. Ich bin sicher, sie könnte mit allem fertigwerden, genau wie Mrs. Joustra.«

»Haben Sie schon mit ihr gesprochen?«

»Nein, *Tuan*, ich wollte ihr nichts sagen, bevor ich nicht Ihre Erlaubnis hatte. Wenn es in Ordnung ist, werde ich gleich mit ihr sprechen.«

Er schwieg und schaute gedankenverloren in die Ferne. Schließlich antwortete er. »In Ordnung, sprechen Sie mit ihr. Doch Sie brauche ich später noch.«

Ich suchte Annie Bartstra und erzählte ihr von ihrer neuen Aufgabe. Sie war einverstanden, und ich war sehr dankbar. Seltsam fand ich allerdings Mr. Yamajis Äußerung: »Sie brauche ich später noch.«

So vieles war in den vergangenen Wochen passiert. Ich öffnete die Schublade meiner Erinnerung. Der Monat Juli 1945 lag ganz oben auf. »Eines Tages, Vater, werden wir uns das noch einmal gemeinsam anschauen. Bis dahin sollst du wissen, dass ich mich über nichts beklage. Es gibt so vieles, was ich nicht verstehe, doch mein Herz sagt mir, dass du alles richtig machst.« Der August brach an, und wir befanden uns nun schon im vierten Jahr unserer Gefangenschaft.

Die Schule war fertiggestellt und wurde benutzt. Die Reparaturen an dem alten Nähraum schritten voran. Die Nähmaschinen wurden überholt, und die Arbeit konnte wahrscheinlich in etwa einer Woche wieder aufgenommen werden. Zweifellos brauchten die Japaner dringend neue Uniformen. »Das erklärt, warum sie den Nähraum wieder instand setzen«, schlossen wir.

Würden die Japaner auch die Baracken wieder aufbauen? Bis jetzt war noch kein Material gelagert worden. Was immer sie auch bauen würden, ganz sicher wäre es eine Verbesserung gegenüber dem Dschungellager, ganz zu schweigen von der Annehmlichkeit, wieder näher bei den Latrinen und den Brunnen zu sein.

Eines Nachmittags, nachdem wir die Gefäße für die Krankenstation mit Wasser gefüllt hatten, ging ich zum Brunnen, um Wasser für ein Bad zu schöpfen. Drei Damen kamen auf mich zu. Vorsichtig schauten sie sich um, um sicherzugehen, dass sie nicht beobachtet wurden. »*Mevrouw* Deibler, wer ist Truman?«

»Truman? Truman, wer? Ich kenne niemanden, der so heißt.«

»Er ist der Präsident der Vereinigten Staaten«, flüsterten sie.

»Ach der! Er ist unser Vizepräsident, Harry Truman aus Missouri. Unser Präsident ist Franklin Delano Roosevelt.«

»Präsident Roosevelt ist tot, und dieser Truman ist nun Ihr Präsident. Haben Sie das noch nicht gehört?«

Ich war wie betäubt von dieser Nachricht. »Nein, das hatte ich noch nicht gehört. Ich wusste, dass Truman Vizepräsident war, habe aber nie viel über ihn erfahren. Vielen Dank«, flüsterte ich schnell und eilte zum Brunnen. Ich wollte nicht wissen, wer, wann oder wo. Was man nicht wusste, konnte auch nicht aus einem herausgeprügelt werden! Das Gesicht von dem »Kopf« stand mir immer noch vor Augen, und ich konnte den Schmerz noch spüren, als er mir meinen Arm verdrehte, und hörte ihn noch sagen: »Wenn Sie jemals Kontakt zu jemandem außerhalb des Lagers aufnehmen, werde ich Sie fassen; und wenn Sie jemals jemandem erzählen, was Ihnen passiert ist, werden Sie mir nicht mehr entkommen!«

Als sie sich zum Gehen wandten, sagte die eine Frau noch: »Flugblatt von draußen.«

Mein Puls raste vor Angst. Ich beeilte mich mit meinem Bad und betete die ganze Zeit, Gott möge mich davor beschützen, in diese Flugblatt-Affäre verwickelt zu werden, und alle Frauen im Lager vor der Kempeitai bewahren. Als ich herauskam, schaute ich mich um; niemand in Sicht! Schnell ging ich zurück zum Dschungellager; auf dem Weg dorthin sagte ich mir den 27. Psalm auf.

Als wir allein waren, erzählte ich Lilian, Margaret und Ruth die Neuigkeiten. Es wurde darüber nichts weiter gesagt; aber anscheinend wusste jeder, dass ein Flugblatt ins Lager geschmuggelt worden war.

Es kam Material für den Nähraum, doch es war nicht für japanische Uniformen gedacht, auch handelte es sich nicht um den gro-

ben dunkelblauen Stoff für unsere Arbeitskleidung. Jemandem war der erbärmliche Zustand unserer Kleider aufgefallen. Wir sollten neue bekommen! Es waren wundervolle Stoffe in zarten Pastelltönen – hellblau, rosa, gelb, grün und malvenfarbig. Das Kleid, das ich bekam, war rosa. Diese Kleider waren uns fast zu schade zum Anziehen, doch wir brauchten sie wirklich dringend. Ganz sicher gab es keine besonderen Gelegenheiten, für die wir sie aufheben mussten. Nach der Arbeit badeten wir und zogen dann unsere neuen Kleider an. Zum Schlafen legten wir wieder unsere Arbeitskleidung an. Wir gingen sehr vorsichtig mit ihnen um, doch dann kam der Augenblick, wo sie gewaschen werden mussten. Unsere wunderschönen Kleider sahen aus wie Sehtücher, die ganz dringend hätten gebügelt werden müssen. Doch die Farben waren noch genauso prächtig. Wir sahen aus wie Spinnen in durchsichtigen, bunten Netzen. Da der Stoff mit jedem Waschen durchsichtiger wurde, trugen diejenigen, die keinen Slip besaßen, ihre Arbeitskleidung darunter.

Und dann kamen die Schuhe! Spät am Nachmittag fuhren Lastwagen auf das Gelände, die weiße Stoffturnschuhe abluden. »Sucht euch ein Paar heraus«, wurde uns gesagt, als die Wagen wieder abfuhren.

»Schuhe! Schuhe!«, hallte es durch das ganze Lager. Frauen und Kinder kamen angerannt, und die große Suche begann. Die Schuhe waren nicht in Paaren zusammengebunden, auch nicht nach Größen sortiert. Ganz sicher hatte es nicht in der Absicht der Japaner gelegen, uns isolierten, kriegsmüden Frauen und Kindern einen so vergnüglichen Nachmittag zu bereiten!

Die Suche wurde zu einem Spiel. Mehr als 1600 Frauen und Kinder suchten unter 3200 Turnschuhen wie wild nach einem Paar, das passte! Wenn wir einen einzelnen Schuh fanden, der passte, zogen wir ihn an. Dann brauchten wir nur noch das Gegenstück zu finden. Eine der Frauen fand sich schließlich damit ab, zwei rechte Schuhe zu tragen. Sie zog sie an und fragte grinsend, ob sie mir gefielen. »Nun«, antwortete ich, »Sie halten sie besser fest, vielleicht finden Sie noch so ein Paar!« Wir mussten loslachen. Sie sah so lustig aus mit ihren zwei rechten Schuhen. Wir lachten so heftig, dass wir uns hinsetzen mussten. Andere stimmten in unser anstecken-

des Gelächter mit ein. Ich glaube, sie hat ihre »lachenden Schuhe« behalten. Weil ich kein Gegenstück zu meinem rechten Schuh fand, ließ ich ihn stehen.

Es gab auch einige Auseinandersetzungen, wenn zwei Frauen denselben Schuh haben wollten, doch sie verließen das »Schlachtfeld« als die besten Freunde. Auch wenn wir nicht die hochmodernsten Schuhe bekamen, so war es doch ein wundervoller Nachmittag gewesen.

Jeden Morgen flogen Flugzeuge über unser Lager hinweg in Richtung Westen und kehrten nachmittags zurück. Jedoch war kein Geräusch zu hören, das auf eine Bombardierung oder einen Flugzeugbeschuss schließen ließ. Wir registrierten eine steigende Anzahl von japanischen Fahrzeugen und Besuchern, die in das Lager kamen. Es waren alles Offiziere. Wir waren gespannt. Nachdem wir die Arbeit beendet sowie gegessen und gebadet hatten, unterhielten wir uns darüber, was diese Besuche wohl zu bedeuten hatten.

»Kann es sein, dass sie unser Lager verlegen wollen?«

»Könnte sein. Sie bauen ja keine neuen Baracken.«

»Vielleicht planen sie auch eine neue Offensive.«

»Auch das ist möglich. erinnert ihr euch noch an vergangenes Jahr? Da war es genauso wie jetzt – monatelange Fliegerangriffe – natürlich haben sie uns nicht bombardiert, doch die Angriffe hörten auf, die Flugzeuge verschwanden, und bis vor drei Monaten blieb alles ruhig. Nun? Soweit wir wissen, hat es in letzter Zeit keine Fliegerangriffe gegeben.«

»Das stimmt, aber ... wir wissen nicht einmal, zu wem die Flugzeuge gehören. Diese Besucher könnten von Schiffen kommen, die im Hafen liegen. erinnert ihr euch an all diese *hooge bezoeken* – an die Besuche der japanischen Offiziere?«

»Nein, ich glaube nicht, dass sie *hooge bezoeken* sind. Wenn dem so wäre, müssten wir uns sicher aufstellen und vor ihnen verbeugen.«

»Kann es möglich sein, dass der Krieg vorüber ist – oder fast vorüber?«

»Macht euch nicht zu große Hoffnungen. Wenn er sich wirklich dem Ende nähert, dann hätten sie bestimmt Flugblätter abgeworfen,

um uns darüber zu informieren. Außerdem hätten sie uns erlaubt, unseren Männern zu schreiben und Briefe zu bekommen. Und sie hätten etwas an unserer Nahrungssituation getan.«

»Was ist mit den Kleidern und den Schuhen? Sie wollten bestimmt, dass wir nicht so heruntergekommen aussehen, wenn die Alliierten eintreffen.«

Wenn eine solche Äußerung fiel, schauten wir an uns herunter, auf durchsichtige Kleider und die Turnschuhe, die nicht passten, und sagten einstimmig: »Ganz bestimmt!« Jedes Mal brachen wir in Gelächter aus.

Nachdem wir diese Angelegenheit nach allen Seiten hin beleuchtet hatten, gingen wir hinein. Wie gern hätten wir geglaubt, dass es nicht mehr lange dauern würde, bis sich uns das Tor in die Freiheit öffnen würde, bis wir wieder frei sein würden – frei von aller Furcht vor der Kempeitai, von Krankheit und Tod. Wir würden wieder mit unseren Lieben vereint sein. Der Verlust der Freiheit und die Unmöglichkeit, mit der Welt außerhalb des Stacheldrahtzauns und des Wassergrabens Kontakt aufzunehmen, waren fast das Schlimmste überhaupt. Wir lenkten unsere Gedanken auf den einen, der uns bis jetzt erhalten hatte. Wir beteten zusammen und fanden Ruhe und Mut, uns der Zukunft zu stellen.

Der August ging zu Ende. Dann kam der lang ersehnte Tag. Die meisten von uns rechneten mit der Ankündigung, dass wir verlegt würden, als wir gebeten wurden, uns auf dem großen freien Platz zu versammeln, wo der Gedenkgottesdienst für Freddie und die anderen Opfer des Bombenangriffs auf unser Lager stattgefunden hatte. »Sie sagen uns jetzt bestimmt, dass wir verlegt werden.«

Kommandant Yamaji und sein Stellvertreter erschienen in ihrer Uniform. Mr. Yamaji informierte uns darüber, dass Seine Kaiserliche Hoheit, der Kaiser Hirohito, im Rundfunk verkündet habe, der Krieg sei vorüber, und Japan habe die Bedingungen des Potsdamer Abkommens angenommen und bedingungslos kapituliert!

Dieses Lager stehe nun unter australischer Kontrolle. Es würden Vorbereitungen getroffen, die in Kampili Internierten nach Makassar zu evakuieren, sobald geeignete Unterkünfte gefunden seien. Frauen, deren Männer in Pare-Pare interniert seien, hätten den Vorrang. Die

anderen würden so bald wie möglich folgen. Mr. Yamaji bat uns um unsere Zusammenarbeit, damit die Evakuierung in geordneten Bahnen ablaufen konnte. Mr. Yamaji dankte uns, salutierte, drehte sich um und ging davon.

Ich habe Bilder von den wilden Siegesfeiern in New York, San Francisco und anderen Städten gesehen, nachdem die Kapitulation Japans über den Rundfunk bekannt gegeben worden war – die Massen sangen, tanzten, tranken und küssten (wen auch immer) auf den breiten, hell erleuchteten Straßen.

In Kampili war es ganz anders. Wir waren nicht auf heimatlichem Boden, auch befanden wir uns immer noch hinter Stacheldraht und ganz in der Nähe der Schlachtfelder, die noch getränkt waren von dem Blut der Väter, Söhne oder Brüder. Wir befanden uns immer noch in unserem Gefängnis, waren immer noch getrennt von unseren Familien. Fast vier Jahre lang hatten wir *vollkommen isoliert gelebt vom Rest der Welt*, und wir fragten uns, inwieweit sich diese Welt wohl verändert hatte und wer von unseren Lieben noch da war. Nicht einen Soldaten bekamen wir zu Gesicht, dem wir hätten danken und dessen Hände wir hätten küssen können. Die ganze Bedeutung dessen, was uns gesagt worden war, würde uns erst später aufgehen.

Es war eine stille Feier. Tränen rannen uns über die Gesichter, die während der Arbeit an den Straßen, auf den Reisfeldern, im Hühnerstall, beim Be- und Entladen von Lastwagen und der Reinigung der Latrinen von der Sonne ganz verbrannt waren. Gesichter, auf denen Kummer und Leid tiefe Linien hinterlassen hatten. Denn wir hatten einen stummen Krieg geführt, einen Krieg des Wartens, und unser Mut wurde gemessen am einfachen Erdulden!

Es gab kein ausschweifendes Gelage. Wir waren ein Volk, das wie die Israeliten in Mara von dem bitteren Wasser getrunken hatte, von dem Becher der Isolation, der Trennung und dem Verlust der Lieben – ein Volk, dessen durstige Seele gerade die ersten wenigen kühlen, erfrischenden Tropfen der Freiheit geschmeckt hatte!

Keine fröhlichen Lieder ertönten, die unterbrochen wurden von Siegesrufen. Doch ich denke, die Engel im Himmel müssen die leisen Lobgesänge gehört haben, die zur Ehre unseres Gottes und Herrn

erklangen, und das leise Flüstern unserer Lippen: »Danke, Vater. Aus tiefstem Herzen danken wir dir!«

Wir feierten nicht ausgelassen, gingen nur schweigend umher, fassten uns an den Händen, umarmten uns, flüsterten unseren Dank den Menschen zu, die uns ihre Freundschaft erwiesen hatten. Es gab Kollaborateure und Frauen, die ihren Männern untreu gewesen waren. Ich hatte Mitleid mit ihnen, doch vor allem taten mir die Kinder leid. Scheidungen und ein zerbrochenes Elternhaus waren unausweichlich.

Vielleicht war es gut, dass die Szene nie fotografiert wurde. Nur wenige hätten die Bedeutung unserer Siegesfeier verstehen können.

Als wir zu unserem Dschungellager zurückgingen, dachte ich an jene, mit denen ich in so engem Kontakt dieselbe Baracke geteilt hatte. Ich dachte an Ruth und Philoma, Margaret und Lilian. Ich hatte sie lieben und schätzen gelernt. In all den Jahren hat es zwischen uns nie eine Auseinandersetzung oder auch nur eine Meinungsverschiedenheit gegeben. Ich war die Jüngste, und ich brauchte ihren Rat, den sie mir gern hatten zukommen lassen. Sie hatten mich geliebt, ermutigt und auf jede erdenkliche Art und Weise unterstützt. Diese Frauen lebten im Wort Gottes. Ich bin durch sie sehr gesegnet worden. »Siehe, wie gut und wie lieblich ist es, wenn Brüder einträchtig beieinander wohnen« (Psalm 133,1).

Wie lieb, mitfühlend und hilfsbereit waren die Frauen von Baracke 8 gewesen! Im Lager gab es viele, die mir wirkliche Freunde waren. Ich schätzte die Frauen von der Heilsarmee, Pater Bell, die Mutter Oberin und die Schwestern und alle anderen, die für Margaret, Philoma und mich gebetet hatten, als wir uns in den Händen der Kempeitai befanden. Wenn diese Jahre nicht gewesen wären, hätte ich diese lieben Menschen vielleicht nie kennengelernt, von denen ich mich nun bald verabschieden musste. Die Franzosen haben ein Sprichwort, das folgendermaßen lautet: »*Partir, c'est de mourir un peu.*« (»Abschiednehmen ist ein bisschen wie Sterben.«)

Der Höhepunkt dieses wundervollen Tages war ein Lob- und Dankgottesdienst! Wie eine Familie lobten wir Gott und dankten ihm dafür, dass er uns in dieser schwierigen Zeit, die nun hinter uns lag, bewahrt hatte. Wir befahlen uns gegenseitig in seine Hand für

die Jahre, die noch vor uns lagen. Wir dankten Gott füreinander und beteten um Kraft und Gnade für diejenigen, die geliebte Menschen verloren hatten.

Emotional erschöpft schliefen wir ein.

Nachdem wir in aller Eile unsere morgendlichen Aufgaben erledigt hatten, gingen wir zum alten Lager hinüber, um zu sehen, was passierte. Kurz darauf fuhr ein Wagen auf das Gelände. Wir wurden ganz aufgeregt, als wir einen Mann unter den Japanern entdeckten, der mit Sicherheit nicht im Dienst der Besatzungsmacht stand. Niemand kannte ihn, darum dachten wir, er müsse der australischen Streitmacht innerhalb der alliierten Truppen angehören. Wir kehrten ins Dschungellager zurück, um dort zu essen.

Am frühen Nachmittag bat man mich, zum Büro des Lagerkommandanten zu kommen. Vor Angst zitternd, lief ich hinüber. Warum ließen sie ausgerechnet mich rufen? Als ich eintrat, standen alle im Raum Anwesenden auf, auch die japanischen Offiziere. Mr. Yamaji stellte mich ihnen vor. Die Japaner verbeugten sich vor mir (welch eine Veränderung!); dann trat der europäisch aussehende Offizier vor und schüttelte mir die Hand. Er war ein australischer Major. Mr. Yamaji sagte, ihr japanischer Übersetzer habe arge Schwierigkeiten – ob ich bereit wäre, für sie zu übersetzen? (Das hatte er also gemeint, als er sagte: »Ich werde Sie später noch brauchen.«) Es gab bezüglich der Übergabe des Lagers an die Australier und Holländer viele wichtige Einzelheiten zu regeln. Auch wurde über die Gefangennahme japanischer Militärangehöriger gesprochen. Das war sehr interessant; die Kempeitai waren Kriegsverbrecher, und als solche würden sie in dem Gefängnis, in dem sie so viele Grausamkeiten begangen hatten, unter strengste Bewachung gestellt. Wichtig war vor allem, eine angemessene Unterkunft für die Internierten von Kampili und Pare-Pare zu finden. Alle Ärzte, Schwestern und Patienten sollten unverzüglich nach Makassar verlegt werden. Der Herr gab mir die Fähigkeit, richtig zu übersetzen.

Meine Unterhaltung mit dem australischen Major, dem höchstrangigen Offizier im Lager der britischen und amerikanischen Militärangehörigen, verlief sehr erfreulich. Er beantwortete meine Frage und erzählte mir kurz, was in den letzten vier Jahren pas-

siert war. Der Krieg in Europa war seit dem 7. Mai zu Ende. Nach MacArthurs²¹ Landung auf den Philippinen waren am 4. März etwa 5000 amerikanische Gefangene in Manila freigekommen. Die Philippinen waren wieder frei! Die meisten der Internierten waren in die Vereinigten Staaten zurückgekehrt. Japan war sehr stark bombardiert worden, und die Amerikaner hatten viele Landeoperationen auf der Hauptinsel Japans durchgeführt. Ich hörte aufmerksam zu, damit ich später den anderen Frauen alles erzählen konnte. Er schlug vor, ich könne einen Brief an meine Familie schreiben, wenn ich wolle; er werde dafür sorgen, dass er abgeschickt würde.

Von besonderem Interesse war für mich, dass er sich an Russells Dienst in seinem Lager erinnerte. Eine Zeit lang durfte Russell im Lager der britischen und amerikanischen Militärangehörigen predigen. Er hatte einigen Männern sehr helfen können, die zu jener Zeit in arger Bedrängnis waren. Diese Männer hatten die Schlacht um die Javasee überlebt und wurden regelmäßig mit Eisenrohren geschlagen, oft mit mehr als 200 Schlägen. Er drückte mir sein Mitgefühl aus, als er von Russells Tod erfuhr.

Auch erfuhr ich, dass es amerikanische Flugzeuge waren, die wir gehört hatten. Sie hatten die amerikanischen und australischen Militärangehörigen aus dem Lager evakuiert, die verständlicherweise dringend Hilfe benötigten. Ich erzählte ihm von den anderen Amerikanern in unserem Lager – Margaret Kemp, Philoma Seely und Mrs. Whetzel mit ihrer kleinen Tochter. Auch informierte ich ihn darüber, dass ich nicht heimfliegen wolle, bevor ich nicht Russells Grab besucht habe. Mr. Yamaji kam zu uns, um zu melden, dass der Wagen des Majors bereitstehe.

Als ich zu den Frauen zurückkam, erzählte ich ihnen alles, was ich gehört und gesehen hatte. Wir hatten so vieles aufzuholen. Nach unserer Abendandacht unterhielten wir uns noch bis lange in die Nacht hinein. Wir waren so aufgeregt und voller Vorfreude. Ich merkte mir alle Fragen, die ich dem Major stellen wollte, wenn ich ihn wiedersah.

21 A. d. H.: General Douglas MacArthur (1880 – 1964), einer der US-amerikanischen Befehlshaber auf dem pazifischen Kriegsschauplatz.

Am folgenden Morgen wurde ich wieder zum Übersetzen ins Hauptquartier gebeten. Ich gab dem Major meinen Brief an meine Familie zu Hause. Ich war sehr vorsichtig gewesen mit dem, was ich geschrieben hatte, damit meine Eltern sich keine unnötigen Sorgen machten. Als die Morgensitzung vorüber war, stellte ich fest, dass die Evakuierung bereits begonnen hatte und dass Ruth zu der ersten Gruppe gehörte, die nach Makassar gebracht wurde.

Ein Armeelastwagen kam an, doch ich konnte nicht sehen, wer mitgekommen war. Jemand hatte gesagt, es sei ein holländischer Arzt aus Pare-Pare. Auch ich war sehr darauf bedacht, Neuigkeiten aus Pare-Pare zu erfahren. Eine Frau berührte mich am Arm und sagte, Margaret Jaffray würde mich gern sprechen. Schnell ging sie weiter, und ich hatte den Eindruck, dass sie noch mehr Nachrichten zu überbringen hatte. Ich begab mich auf die Suche nach Margaret und ihrer Mutter. Sie hielten sich in einem der Steinhäuser auf, und als ich durch die Tür trat, sah ich, dass sie beide geweint hatten. Meine Kehle war vor Angst wie zugeschnürt. »Margaret, was ist los? Es ist doch nicht dein Vater, oder?«

Sie ließ ihren Kopf an meine Schulter sinken. »Ja, wir haben gerade von einem holländischen Arzt erfahren, dass mein Daddy vor über fünf Wochen, am 29. Juli, gestorben ist.«

»O Margaret, nein! Das kann nicht sein! Ich wollte doch so gern mit ihm über Russells Tod sprechen. Wie schrecklich für dich und deine Mutter. Mrs. Jaffray, es tut mir so leid!« Ich legte meine Arme um sie, und wir weinten zusammen, bis keine Tränen mehr übrig waren. Dr. Jaffray war wie ein Vater zu mir gewesen. Er war mein Mentor. Ich war in seinem Haus willkommen geheißen worden, und sie waren alle so freundlich zu mir gewesen. Ich konnte die Stunden nicht zählen, die ich mit ihm und Margaret zusammengesessen hatte, während er uns von seiner Kindheit, seinem Zuhause, seiner Bekehrung und seinem Ruf in die Mission erzählt hatte. Wie schrecklich für Mrs. Jaffray! Er war immer für sie da gewesen. Was würde Margaret nun tun? Ihr Vater war ihr Leben gewesen. Was würden beide nun tun?

Ich fragte, ob Lilian und Margaret Kemp es schon wüssten. Sie hatten es schon erfahren und waren ins Lager gegangen, um ihre

Sachen zu packen, da sie noch an diesem Nachmittag mit Margaret und ihrer Mutter nach Makassar gebracht würden. Ich war froh, dass die beiden Trauernden in eine andere Umgebung kamen und dass Lilian und Margaret Kemp da waren, um ihnen zu helfen. Wir hatten gehört, dass sich die meisten Häuser der Stadt im Katastrophengebiet befanden – schmutzig, vernachlässigt und fast überall ohne Licht und mit zerbrochenen oder verschwundenen Badezimmerarmaturen. Viele der Häuser waren fast völlig leer.

Jemand sagte mir, ich würde im Büro des Lagerkommandanten gebraucht. Ich verabschiedete mich von den Jaffrays und sagte, ich würde sie sehen, wenn ich nach Makassar käme.

Mein Herz war sehr schwer; ich musste einen Augenblick allein sein. Ich ging zu einem Brunnen und spritzte mir Wasser ins Gesicht, um meine Tränen zu trocknen. »Herr, dies ist eine sehr traurige Nachricht für Mrs. Jaffray und für Margaret. Wenn doch nur Dr. Jaffray verschont geblieben wäre und sie noch ein wenig Zeit zusammen hätten verbringen können, oder wenn es ihnen schon vor einem Monat gesagt worden wäre, dann hätten sie wenigstens Zeit gehabt, sich an den Gedanken zu gewöhnen. Sie hatten erwartet, ihn an diesem Nachmittag wiederzusehen. Es ist so grausam von den Japanern, sie nicht sofort über seinen Tod zu informieren. Herr, tröste sie! Und mich! Herr, ich hätte so gern mit ihm über Russells Tod gesprochen. Er hätte alles darüber gewusst. Musstest du ihn wirklich zu diesem Zeitpunkt von uns gehen lassen?«

Als ich in das Büro kam, hatte der Herr mich still gemacht. Ein holländischer Herr war da. Er stand auf, als ich eintrat, und schaute mich eindringlich an. Dann fragte er: »Sind Sie Mrs. Deibler?«

»Ja, das bin ich.«

»Wie ist Ihr Name?«

»Ich bin Mrs. Deibler.«

»Es tut mir leid, ich meine Ihnen ... äh –«, er machte eine Pause, und mir wurde klar, dass er nach dem richtigen Wort suchte.

»Ach, Sie meinen den Vornamen? Ich heiße Darlene.«

»Darlene, Darlene, ja, Sie sind die Richtige. Ich bin Dr. Goedbloed. Ich habe Ihren Mann versorgt, als er krank war, und ich war bei ihm, als er starb. Bitte, setzen Sie sich doch.«

Er erzählte mir, Russell habe die Ruhr gehabt, wie viele andere im Lager; doch als ihre Rationen gekürzt wurden, hätte Russell viel Gewicht verloren und sei immer schwächer geworden. »Unser Reis war schmutzig und voller Würmer. Wenn er gesund gewesen wäre, hätte er ihn vielleicht trotzdem essen können, wie wir anderen es auch taten. Doch in seinem Zustand konnte er es einfach nicht. Er hat es versucht, doch das Essen kam ihm immer wieder hoch. Wir haben einen Reisbrei für ihn gekocht, doch auch den konnte er nicht lange bei sich behalten. Er trocknete innerlich aus. Wenn es nur die Ruhr gewesen wäre, hätte ich ihn wahrscheinlich retten können, doch er hatte auch Herzprobleme. Das war der Grund für seinen Tod. Er muss sein Herz zu stark belastet und dadurch geschädigt haben. Es hat einfach nicht mehr mitgemacht. Ich habe alles für ihn getan, was ich konnte, doch wir hatten einfach nicht die notwendigen Medikamente.

Ich bin hergekommen, weil ich Sie wissen lassen wollte, dass er Sie während der letzten vier Stunden vor seinem Tod immer wieder ›Darlene‹ gerufen hat. Wir – ich und jeder Mann im Lager, der auch nur ein wenig Einfluss auf den Kommandanten hatte – baten darum, dass man Sie holen möge, doch die Japaner lehnten es ab. Russell starb am 28. August 1943 gegen Mitternacht. Ich wollte Sie wissen lassen, dass seine letzten Gedanken, bevor er in den Himmel ging, Ihnen galten, Darlene. Er war ein so guter Mann.«

Mit Tränen in den Augen schaute ich auf und sah, wie sein Blick auf mir ruhte. »Sie sind sehr freundlich, Dr. Goedbloed. Ich weiß, dass Sie und die anderen alles getan haben, um Russell zu retten. Pater Bell hat mir das erzählt. Sie können nicht ahnen, wie viel mir das bedeutet. Ich bin Ihnen sehr dankbar. Auch möchte ich Ihnen sagen, wie sehr wir Ihre Frau hier geschätzt haben. Sie hat sehr viel für uns getan, trotz der beschränkten Mittel. Ihre Frau ist sehr freundlich und mitfühlend.«

Er erhob sich, um zu gehen, und ich dankte ihm noch einmal. Als wir uns gerade die Hand gaben, kam Sweet Seventeen aus seinem Zimmer und verbeugte sich vor uns. Ich wusste, dass auch ihm Russells Tod sehr leidtat. Das hatte er mir an jenem Tag gesagt, als ich von Russells Tod unterrichtet worden war. Sweet Seventeen war zu jener

Zeit im Lager gewesen, doch er hatte wahrscheinlich keine Autorität zu veranlassen, dass ich geholt wurde, da der Lagerkommandant dies abgelehnt hatte. Er durfte mir auch, als er nach Kampili kam, nichts von Russells Tod erzählen.²²

Ich ging ins Badehaus, um zu baden, bevor ich ins Dschungellager zurückkehrte. Ich wusch mich zusammen mit meiner Arbeitskleidung, ohne Seife. Dann ging ich langsam durch die Sonne, um meine Kleider zu trocknen. Als ich bei der Hütte ankam, setzte ich mich still in die Sonne, um Zwiesprache mit meinem Herrn zu halten.

Ich hörte eine Stimme, und als ich aufschaute, sah ich einen Mann in einer weißen Uniform, der sich mit einigen Frauen unterhielt. Sie drehten sich alle um und schauten zu mir hin. Eine Frau deutete auf mich und winkte. Der Mann verließ sie und kam auf mich zu. Er trug eine fleckenlose weiße Uniform und blankpolierte schwarze Schuhe. Er machte einen so tadellosen Eindruck und sein Haar war so glatt gekämmt, dass ich mir wie eine verdreckte, zerlumpte Bettlerin aus den Slums vorkam. Eine so gepflegte Erscheinung hatte ich seit Jahren nicht mehr gesehen. Schnell fuhr ich mir mit den Fingern durch die Haare und setzte mich aufrecht hin.

Seine erste Frage war: »Sind Sie Amerikanerin?« Er dachte bestimmt, noch nie ein amerikanisches Mädchen gesehen zu haben, das so aussah.

Ich stand auf und antwortete fast entschuldigend: »Ja, Sir, ich bin Amerikanerin!«

²² Mr. Presswood erzählte mir später, was für ein grausamer, sadistischer Mensch ihr Kommandant gewesen sei. Er habe sie gezwungen, bis zur Erschöpfung Arbeiten zu erledigen, die keinen Sinn und keinen Zweck hatten. Er hielt Nahrung von ihnen zurück, sodass die Männer aßen, was eben essbar war – sogar Blätter von den Bäumen im Dschungel. Als man ihnen wieder zu essen gab, waren die täglichen Rationen auf 280 Kalorien herabgesetzt worden. Nach der Bombardierung ihres Lagers wurden sie zu einem Todesmarsch ins Innere von Celebes gezwungen. Eine Zeit lang mussten sie in Schweineställen leben. Dann mussten sie durch vier bis sechs Zentimeter tiefen Schlamm waten, während sie die ganze Zeit die Schreckensherrschaft der Wärter zu ertragen hatten, die die Männer wegen des kleinsten Vergehens bewusstlos schlugen, sie dann mit Wasser wiederbelebten, um sie weiterschlagen zu können. Die meisten litten unter der Ruhr, und 25 Männer starben. Viele andere hatten Beriberi, Skorbut und Malaria. Dr. Jaffray schrieb auch weiterhin fleißig chinesischsprachige Aufsätze für das *Bible Magazine* in ein Notizbuch. Er blieb immer fröhlich und ermutigte die anderen. Als ihre Rationen so drastisch gekürzt wurden, wurde er sehr schnell schwächer, und in der Nacht zum 29. Juli 1945 starb er. Er war ein treuer Streiter gewesen, hatte seine letzte Schlacht gewonnen und sein Schwert niedergelegt, um die Krone des ewigen Lebens in Empfang zu nehmen ... und das nur etwa einen Monat zuvor.

Sein Blick heftete sich auf meine bloßen Füße. »Haben Sie keine Schuhe?« Ich ließ mich zurücksinken und versteckte meine Füße, so gut es ging, in dem Spalt zwischen der Hüttenwand und dem Erdboden. Dann sah ich das Mitgefühl in seinen Augen.

»Nein, aber das ist schon in Ordnung; ich bin es gewöhnt, barfuß zu gehen. Kürzlich hat man uns Turnschuhe gegeben, doch ich habe kein passendes Paar gefunden.«

»Nun, ich werde Ihnen ein Paar Schuhe besorgen. Welche Größe haben Sie?«

»Vermutlich fünf²³ oder größer. Aber seien Sie unbesorgt, es macht mir nichts aus, barfuß zu gehen.« Mir wurde klar, dass er Wut empfand auf diejenigen, die für meinen Zustand verantwortlich waren, und dass ich ihm leidtat.

»Ich werde Ihnen morgen Schuhe schicken. Was kann ich Ihnen noch besorgen?« Es war offensichtlich, dass ich neue Kleider brauchte.

»Ich würde gern auch einen Kamm haben. Und wie wäre es mit etwas Seife? Wir sind ausgebombt und haben alles verloren.«

»Es tut mir leid, ich hätte mich vorstellen sollen«, sagte er. »Ich bin Tom Sawyer aus Los Angeles. Ich bin bei der US-Marine.«

Ich hatte auf der Zunge zu sagen: »Ja, und ich bin Becky Thatcher«, doch ich wusste nicht, ob er Sinn für Humor hatte. Darum meinte ich nur: »Ich bin Darlene Deibler aus Boone, Iowa.«

»Der Major hat mir bereits von Ihnen erzählt, und ich dachte, dass ich Ihnen morgen, wenn wir im Anflug sind, vielleicht einige Sachen abwerfen könnte. Gibt es hier eine Stelle, die recht eben ist, wo keine Bäume stehen? Wir werden sehr tief fliegen.«

»Natürlich, das Reisfeld dahinten!« Wir gingen hin. »Bitte, mehr als alles andere brauchen wir Nahrung für die Kinder – Trockenmilch, jede Art von Milch, Haferflocken, Mehl, vielleicht ein wenig Fleisch, wenn Sie haben, und Kämme.«

Das Reisfeld war bestens geeignet, und er schlug vor, dass wir es irgendwie markieren sollten, damit sie es leichter finden könnten.

23 A. d. H.: Dies entspricht etwa unserer Größe 35,5.

Ich sagte ihm, ich würde dafür sorgen. Mr. Yamaji würde mir sicher etwas geben.

»Ich muss nun gehen – ein Wagen wartet auf mich –, doch wir kommen morgen zurück.«

Aus allen Richtungen kamen die Frauen mit Fragen auf mich zu.

»Wer war er?«

»Was wollte er?«

»Was hat er gesagt?«

»Warum habt ihr euch das Reisfeld angeschaut?«

Ich beantwortete ihre Fragen, und sie lachten mit mir über die Tom-Sawyer-Geschichte. Doch als ich ihnen von den Lebensmitteln erzählte, die sie für uns abwerfen wollten, umarmten und küssten sie mich, und wir tanzten umher und sagten: »Essen! Essen! Wie schön!« Es fiel uns nicht schwer, vom Essen zu träumen – nur ein wenig *Essen!* Noch bevor es dunkel wurde, war alles organisiert. Mr. Yamaji brachte uns weißes Material, das wir in Streifen rissen und damit das Reisfeld markierten. Sweet Seventeen bot uns seine Hilfe an.

Der Abwurf ging ohne Schwierigkeiten vonstatten. Nur Broertje Routs verstand nicht ganz, was vor sich ging. Obwohl die Flugzeuge sehr tief flogen, war der Aufprall so stark, dass die Deckel von den Behältern sprangen und ihr Inhalt sich auf die Erde ergoss. Nur ein Behälter blieb unversehrt. Da stand er, immer noch mit Deckel versehen. Als Broertje sah, wie seine Mutter darauf zulief, sprang er auf und begann, in panischer Angst zu schreien: »Mutter, nicht anfassen! Nicht anfassen – es ist noch nicht explodiert!« Tränen rannen ihm die Wangen hinunter.

Ich lief zu ihm hin und dachte, er würde ohnmächtig, so groß war seine Angst. Ich nahm ihn in die Arme und sagte zu ihm: »Es ist alles in Ordnung, Broertje. Das ist keine Bombe!« Ich machte Mrs. Routs und den anderen Frauen ein Zeichen, sie sollten den Behälter in Ruhe lassen. Sein älterer Bruder brachte einen Behälter und einen Deckel, um Broertje zu zeigen, was passierte, wenn ein Behälter auf dem Boden aufschlug. Erst als er ganz beruhigt war, holten wir den Behälter, öffneten ihn und sahen nach, was darin war. Wir lachten nicht darüber; ich fühlte mich ganz elend, wenn ich daran dachte, was der Krieg den kleinen Kindern angetan hatte.

Als wir die Lebensmittel einsammelten, die abgeworfen worden waren, fand ich auch eine Büchse Kondensmilch. Die Dose war aufgeplatzt, und ihr Inhalt tröpfelte auf den Boden. »Was für eine schreckliche Verschwendung!« Ich nahm die halb leere Dose und trank sie leer. Ich leckte meine Finger und Lippen ab. Wie köstlich! Meine Hände klebten, darum ging ich los, um sie zu waschen, und plötzlich – ich rannte zum nächsten Baum! Als ich mir mit einem Blatt den Mund abwischte, konnte ich nur denken, dass es sich trotzdem gelohnt hatte!

Wir hatten einen Heißhunger auf Fleisch, und endlich bekamen wir welches. Die US-Marine schickte uns einige Dosen mit Fleisch, das *Spam* genannt wurde. Wir hielten Spam für das beste Fleisch, das wir je gegessen hatten! Die Großzügigkeit der Marine, uns so viel Spam zukommen zu lassen, war überwältigend. (Als ich später einigen der Männer gegenüber erwähnte, wie großzügig und freundlich sie gewesen seien, schauten sie sich verlegen an und fingen an zu lachen. »Meine Liebe, das haben wir wirklich gern getan! Möchten Sie noch mehr?«)

Tom Sawyer hatte Wort gehalten und Kämme und Seife beigelegt. Jemand sagte, im Büro sei noch ein Päckchen mit meinem Namen abgegeben worden. Ich ging hinüber, um zu sehen, was es war.

Mr. Yamaji stand im Türrahmen. Nachdem er mich begrüßt hatte, ging er ins Büro und kam mit einem Päckchen heraus, auf dem stand: »Bestimmt für Darlene Deibler, die Amerikanerin«. Er rief jemandem im Büro etwas auf Japanisch zu, und Sekunden später erschien Sweet Seventeen mit einer Schere. Mr. Yamaji wollte, dass ich das Päckchen öffnete, also tat ich es. Es enthielt ein Paar glänzende, schwarze Männerschuhe. Sie waren klein, doch nicht klein genug.

»*Tjoba, Njonja.*« (»Probieren Sie sie an, Mistress.«) Ich zog sie an, und Mr. Yamaji und sein Stellvertreter waren der Meinung, sie seien wunderhübsch. »*Bagus, Njonja!*« (»Wunderschön, Mistress!«) Ich lächelte, als ich aufstand, denn die Schuhe waren viel zu groß. Aber ich kannte eine Frau, die ganz dringend Schuhe benötigte. Ihr würden sie passen! Es war wirklich sehr nett von Mr. Tom Sawyer, daran

zu denken, mir Schuhe zu schicken. Ich hoffte, ich würde ihn noch einmal wiedersehen, um ihm danken zu können.

Mr. Yamaji fragte mich, ob ich mit den anderen Amerikanern fahren würde. »Nein«, antwortete ich, »ich würde gern zuerst Mr. Deiblers Grab sehen, bevor ich fortgehe.«

»Aha! *Tuan Major* sagte mir das, *Njonja*, darum habe ich für morgen einen Lastwagen bestellt, der Sie nach Pare-Pare bringen wird. Auch habe ich die Männer dort benachrichtigt, dass Sie kommen werden. Der Lastwagen wird Sie dann nach Makassar bringen, damit Sie das letzte Flugzeug erreichen.«

Ich war überrascht, dass er den Flugplan kannte. Ich dankte ihm, dass er alles für mich arrangiert hatte.

»Das ist doch gar nichts, *Njonja*.«

»Tuan Yamaji, ich wollte Ihnen noch danken, dass Sie mich im Gefängnis in Makassar besucht haben. Ich war sehr krank, hatte Malaria, Ruhr und Beriberi. Tuberkulose, wie man Ihnen sagte, hatte ich nicht, doch ich war sehr schwach, und die Bananen, die Sie mir durch den Wärter geschickt haben, gaben mir Kraft, sodass ich nicht gestorben bin. Wussten Sie, dass die Angehörigen der Kempeitai mir gesagt hatten, sie würden mich köpfen?«

Er nickte. »*Njonja*, ich habe ihnen gesagt, dass Sie keine Spionin sind. Ich wusste, dass Sie keine sind, weil Sie mir hier in meinem Büro von Gott erzählt haben. Ich sagte ihnen, was Sie mir gesagt hatten. Es tut mir leid, *Njonja*, dass Ihr Mann gestorben ist und dass Sie so viel durchmachen mussten. Aber nun gehen Sie ja zurück nach Amerika.«

»Mr. Yamaji, ich habe dem Major von Ihrem Besuch und den Bananen erzählt, die mich vor dem Verhungern gerettet haben. Ich werde es auch *Njonja* Presswoods Mann erzählen.« (Mr. Yamaji hatte für mich um Gnade gebeten; das war ich ihm schuldig.)

Auf einmal wurde mir vieles klar. Mr. Yamaji hatte ihnen gesagt, dass ich mit ihm über Gottes Liebe gesprochen hätte. Das erklärte, warum der Fragensteller bei dem letzten Verhör gesagt hatte: »Aber wenn wir den Krieg gewinnen, dann würden Sie nicht bleiben und meinem Volk von Gott erzählen, oder? Sie würden nach Amerika zurückgehen?«

»Nein, ich würde nicht zurückgehen, wenn Gott mich hier haben wollte. Wissen Sie nicht, dass Gott auch Ihr Volk liebt?« Doch der »Kopf« hatte ihm das Wort abgeschnitten, darum schwieg er.

Der Major von der australischen Besatzungsarmee erzählte mir, die beiden Offiziere der Kempeitai, der »Kopf« und der Fragesteller, hätten sich ihre Handgelenke am Stacheldraht aufgerissen, um Selbstmord zu begehen. Sie wollten einer Gerichtsverhandlung entgehen. Doch es war ihnen nicht gelungen, und beide wurden zum Tode verurteilt.

Ich verabschiedete mich von Mr. Yamaji und Sweet Seventeen und dankte ihnen noch einmal dafür, dass sie alles für mich arrangiert hatten. Es war noch hell, und die meisten Frauen hielten sich auf dem Gelände des alten Lagers auf. Ein Fahrzeug hatte vor dem Tor angehalten, und die Insassen kamen herein. Unter ihnen entdeckte ich Ruth und Ernie. Schnell lief ich auf sie zu, um sie zu begrüßen. Ruth strahlte; eine erstaunliche Veränderung war mit ihr vorgegangen. Ich war glücklich, sie und Ernie wieder zusammen zu sehen. Wir sprachen kurz miteinander, da der Wagen nicht lange bleiben konnte. Sie wussten von meinen Plänen, am nächsten Tag nach Pare-Pare zu fahren, und sie wollten mir noch einmal ausdrücklich sagen, dass ich bei ihnen bleiben sollte, wenn ich nach Makassar kam. »Wiesje weiß, wo wir wohnen.«

Ernie gab mir vier Briefe und eine Zeichnung. »Hier ist ein Brief, den ich dir geschrieben habe, nachdem Russ gestorben war, doch ich wollte dir alles lieber persönlich erzählen.« Sein Gesicht war ausgezehrt, und er sagte leise: »Sei froh, dass die Japaner dich nicht geholt haben. Du hättest Russ nicht erkannt. Nun kannst du ihn so in Erinnerung behalten, wie er war, als du ihn das letzte Mal gesehen hast. Ich weiß nicht, warum Gott ihn von uns genommen hat. Sein Leben und seine Botschaft haben bei den Männern über das Lager hinaus viel bewirkt. Ich vermisse Russ; er war mein bester Freund, und ich denke, Dr. Jaffray würde dasselbe gesagt haben.« Er schaute mich traurig an und fügte hinzu: »Möge Gott dich trösten. Wir müssen daran glauben, dass unser Vater es am besten weiß.«

Der Fahrer hupte; sie mussten gehen. Sie versicherten mir noch einmal, dass sie mich am nächsten Tag erwarten würden. Ich

winkte, doch ich konnte nicht sprechen. Meine Hand hielt die Briefe umklammert, die Ernie gebracht hatte.

Ich suchte mir einen Platz in der Nähe unserer Hütte im Dschungellager, wo ich in aller Ruhe meine Briefe lesen konnte. Die anderen verstanden es; sie hatten gesehen, wie Ernie sie mir gegeben hatte. Lange schaute ich mir die Zeichnung von Bruder Geroldus an. Es war eine wunderschöne Bleistiftskizze von Russells Grab. Darunter hatte er geschrieben: »*God kiest de besten.*« (»Gott sucht sich immer die Besten aus.«) Auf der Rückseite stand: »Gezeichnet von Bruder Geroldus, der bei ihm war, als er in den Himmel einging, und der ihm am 28. August 1943 eigenhändig die Augen geschlossen hat.« Ich betete darum, dass Gott Bruder Geroldus für seine Freundlichkeit und Liebe segnen möge, die er Russell und nun auch mir erwiesen hatte. Vorsichtig legte ich die Zeichnung neben mich ins Gras.

Dann nahm ich mit zitternden Fingern einen Brief auf, der sorgfältig zusammengefaltet war und dessen Handschrift ich kannte. Er war adressiert an Mrs. C. Russell Deibler, Kampili. Der Brief war kurz vor Russells Tod geschrieben worden. »Mein liebster Schatz«, begann er. Russell schrieb, so viel er zu schreiben wagte, auch einiges über die Zustände im Lager. Zum Schluss beteuerte er wieder, wie sehr er mich liebe. Einen Satz, werde ich nie vergessen: »Mein Liebling, wie sehr wünschte ich, ich hätte Dich von hier fortgebracht. Ich mache mir Sorgen um Deine Sicherheit.« Er befahl mich dem Schutz Gottes an und schloss: »Ich sende Dir meine ganze Liebe. Russell.«

Ich brauchte sehr lange, um diesen Brief zu Ende zu lesen. Ich wollte die Schrift nicht durch meine Tränen verwischen. Mich stimmte so traurig, dass er sich Vorwürfe im Blick darauf machte, mich nicht von hier fortgebracht zu haben. Wir beide waren unabhängig voneinander zu dem Entschluss gekommen hierzubleiben. »Herr, ich vertraue darauf, dass du ihn daran erinnerst hast, dass es dein Wille gewesen war hierzubleiben. Ich bin hier im Schutz deiner Liebe sicherer gewesen, als wenn ich ohne deinen Willen sonst wo gewesen wäre.«

In dem ersten Brief von Dr. Jaffray stand: »Ich schulde Darlene Deibler 25 Dollar für ihr Geburtstagsgeschenk, zahlbar nach dem Krieg. Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag, Lassie!

Dr. Robert A. Jaffray.« Wie schön, dass er an meinen Geburtstag gedacht und zweifellos auch für mich gebetet hatte!

Sein anderer Brief und derjenige von Ernie waren beide nach Russells Tod geschrieben worden. Was passiert war, hatte mir im Großen und Ganzen schon Dr. Goedbloed mitgeteilt. Allerdings war mir neu, dass Russell darum gebeten hatte, mit Öl gesalbt zu werden. Auch sollten Ernie und Dr. Jaffray für ihn beten. »Das war gegen 23 Uhr. Danach schien Russell etwas friedlicher zu sein. Ich kann mich nicht erinnern, so für jemanden gebetet zu haben wie für ihn, doch anscheinend war es nicht Gottes Wille, ihn zu heilen. Ich bete für Dich, Lassie, dass Du getröstet wirst und Russells Tod als Gottes Willen akzeptieren kannst.«

Ernie fügte noch hinzu: »Dr. Jaffray und ich waren hinausgegangen. Wir hörten, wie Russell nach Dir rief, und konnten es nicht ertragen. Wir gingen vor seinem Zimmer auf und ab und beteten, Gott möge ihn verschonen, nicht nur um Deinetwillen, sondern auch um seines Dienstes willen. Er war mein liebster Freund, und Gott hat Russ auf wunderbare Weise gebraucht, nicht nur in unserem Lager, sondern auch in dem Lager der britischen und amerikanischen Militär-angehörigen; die Männer dort waren in großer Not. Seine Predigten haben einen solchen Eindruck bei ihnen hinterlassen, dass sie noch Monate später die Hauptpunkte wiedergeben konnten. Russ konnte sehr gut mit Menschen aller Schichten umgehen. Sein Tod war ein großer Verlust für das ganze Lager. Was Bruder Geroldus unter die Skizze von Russells Grab geschrieben hat, drückt aus, was wir alle empfinden. Gott hatte tatsächlich einen der besten Männer im Lager zu sich geholt. Seine Beerdigung war sehr eindrucksvoll, und wir alle waren tief bewegt. Viele von uns weinten offen und ohne Scham. Einige Monate später erzählte mir ein Holländer, er habe bei Russells Beerdigung sein Herz Christus übergeben. Ich vermisse Russell sehr, und es gibt sehr viele, die mit Dir trauern.«

Als ich in die Hütte ging, warteten die Frauen auf mich. Ich erzählte ihnen von Russells Brief und den Briefen der anderen und zeigte ihnen die Skizze von Bruder Geroldus. Wir waren so eng miteinander verbunden, dass sie sich für alles interessierten, was mich betraf, und das galt natürlich auch umgekehrt. Wir waren eine

Familie geworden. Nachdem ich die Briefe zu Ende vorgelesen hatte, fassten wir uns alle an den Händen und beteten. Tränen flossen, da wir wussten, dass sich am folgenden Tag unsere Wege trennen und wir uns wahrscheinlich nie wiedersehen würden.

Nachdem alle zur Ruhe gekommen waren, bekannte ich Gott, wie falsch es gewesen war, darüber zu trauern, dass Dr. Jaffray tot war und mir nun nicht mehr die Einzelheiten von Russells Tod erzählen konnte. »Vergib mir, Herr, denn kaum zehn Minuten später saß ich im Büro des Kommandanten mit Dr. Goedbloed zusammen, der mir alles über Russells Krankheit und Tod erzählen konnte. Wusste sonst noch jemand von Russells Herzleiden und davon, dass er, wenn er weitergelebt hätte, ein Invalide geworden wäre? Russell, ein Invalide? Welch ein schrecklicher Schlag wäre das für einen Mann gewesen, der immer so aktiv war und als Pioniermissionar noch unentdeckte Stämme aufgesucht hat. O Herr, du machst wirklich alles gut!«

Der Arzt fragte mich, ob ich wüsste, wann Russells Herz einen Schaden erlitten haben könnte. Ich erinnerte mich an den Tag in Makassar, als Russell von seiner ersten Reise nach Neuguinea zurückkam. Er hatte die Reise allein gemacht und nicht genügend Schlaf bekommen, da er Angst haben musste, die Träger würden sich zusammenschließen und ihn verlassen. Aufgrund der unzureichenden Vorräte hatte er zu schnell zu viel Gewicht verloren. Er hatte die Anstrengungen eines Marsches an einem Wasserlauf entlang auf sich genommen, um ein Steinzeitvolk zu finden, »das noch nie etwas von Gott gehört hatte«. Es war an jenem Neujahrstag 1939 gewesen, als er ein Land und sein Volk für Gott in Besitz nahm, um Samen auszustreuen und mit seinem Lebensblut zu bewässern, damit die Menschen von Neuguinea mit uns zusammen in den Lobgesang einstimmen könnten: »Würdig ist das Lamm, das geschlachtet worden ist.«

Noch einmal ging mir dabei der Inhalt des vierten Briefes durch den Sinn – jenes Briefes, den Russell schon vor längerer Zeit geschrieben und den Ernie aufbewahrt hatte, weil er wusste, wie viel dieser Brief mir bedeuten würde. Er hatte ihn seit 1943 nicht aus der Hand gegeben, und darin wurde bestätigt, mit wie viel Liebe der Arzt ihn versorgt hatte. Wahre Liebe hinterlässt immer ungetrübte Erinnerungen.

Es war falsch von mir zu denken, ich würde eines Vorrechts beraubt. Dr. Jaffray erzählte mir in seinem Brief alles über Russells Tod – so, als würde er es mir mündlich berichten. Außerdem erfuhr ich noch von der Salbung mit Öl. Gott hatte alles gut gemacht und Russell heimgeholt – in seine himmlische Heimat, wo es keine Krankheit, kein Herzleiden und keine Schmerzen mehr gibt. Es war gut zu wissen, dass – obwohl viele Kilometer und ein Krieg uns trennten – Dr. Jaffray an meinen Geburtstag gedacht und für mich gebetet hatte.

Als der Krieg endlich zu Ende war, hätte Ernie seinen Brief zerreißten können, doch er tat es nicht. Der Schmerz über den Verlust seines Freundes Russ war ihm deutlich abzuspueren. Wie ermutigend zu wissen, dass Gott Russells Dienst dazu gebraucht hatte, andere zu trösten, herauszufordern – ja, auch zu überzeugen. »... durch diesen redet er noch, obgleich er gestorben ist« (Hebräer 11,4), und bei Russells Beerdigung hatte ein Mann sein Herz Christus übergeben. Auch Ernie hatte mir alles von Russells Tod und seiner Beerdigung erzählt.

Ich erinnerte mich an die Zeichnung von Bruder Geroldus mit den Worten: »*God kiest de besten.*« Es tröstete mich, dass Russells Leben dem Evangelium Jesu Christi Ehre gemacht hatte und dass er von allen, die ihn gekannt hatten, geliebt worden war. Bruder Geroldus konnte nicht ahnen, wie viel diese Zeichnung mir bedeutete.

Ich betete zu Gott, dass er mir vergeben möge; ich hatte darum gebeten, von einem Menschen etwas über Russells Tod zu erfahren, und nun hörte ich es gleich von fünf Seiten. Wieder einmal hatte mein Herr gegeben »über Bitten und Verstehen«. Ich hatte um einen Bericht gebeten und bekam fünf. Das erinnerte mich daran, dass ich um eine Banane gebeten hatte und 92 geschenkt bekam. Wie gut ist doch mein Herr!

Früh am nächsten Morgen erhob ich mich, um zu baden, mich mit Seife zu waschen und mein Haar zu kämmen. Dann packte ich Mrs. Lies Bibel, meine Briefe, die Zeichnung, meinen Kamm, meine Seife und meine Löffel, die ich aus der Asche gerettet hatte, zusammen. Ich legte alles auf ein Tuch und verknotete es. Nach einigen Schritten schaute ich zurück. Hinter den Wänden dieser Hütte hat-

ten wir die Höhen und Tiefen der Gefühle durchlebt. Unsere Nerven waren zum Zerreißen angespannt gewesen. Wir hatten das Drehbuch nicht geschrieben und waren nur unfreiwillige Schauspieler gewesen. »Doch an das Drama jener vergangenen zwei Monate werden wir uns noch lange erinnern, noch lange, nachdem du, alte Hütte, schon längst zusammengefallen, verrottet und wieder zu Dschungelerde geworden bist!«

Ich schloss mich den anderen an, die dem Verwaltungsgebäude zustrebten. Als der Lastwagen kam, sprang zu meiner großen Freude Wiesje Kandou heraus. »O Wiesje«, freute ich mich, »ich hatte keine Ahnung, dass du kommen würdest.« Sie gab mir einen Beutel und sagte, Mr. Yamaji habe sie beauftragt, mir ein Kleid und Schuhe zu bringen. Er hatte also an die anderen Schuhe gedacht, denn obwohl die einen so schön glänzten, passten sie doch nicht so gut zu einem Kleid. Wie umsichtig!

Ich rannte zum Badehaus und zog mich so schnell wie möglich um. »Von Herzen Dank, Wiesje!« Sie hatte sogar etwas Unterwäsche beigelegt. Den Kleiderstoff erkannte ich sofort wieder. Ich kannte seine Geschichte: Helen Sande und ihr Mann Andrew hatten mit mir zusammen in St. Paul studiert. Ihr Baby David Jerome war in Makassar geboren worden, bevor sie nach Borneo gereist waren. Helen hatte mich gebeten, Stoff zu kaufen und Tante Mien zu bitten, zwei Kleider für sie zu nähen nach dem gleichen Schnitt wie eines, das sie schon immer bei mir bewundert hatte. Wiesjes Tante hatte die Kleider ihr wegen des Krieges offensichtlich nicht schicken können. Ich war sicher, Helen würde nichts dagegen haben, wenn ich mir dieses ausborgte. Es bestand aus einem blauen Baumwollstoff mit schwarz-weißen Tupfen und hatte einen schwarz-weißen Gürtel. Ich zog mir das Kleid über den Kopf und schaute an mir herunter. Es ging mir fast bis zu den Knöcheln. »Macht nichts«, dachte ich, »ich werde den Gürtel etwas enger schnallen und den Rock etwas höher ziehen.« Es sah gar nicht so übel aus. Dazu kamen die weißen Sandalen mit Knöchelschnallen und hohen Absätzen. Sie passten recht gut, doch ich musste mich erst wieder an hohe Absätze gewöhnen, darum ging ich einige Male im Badehaus umher. Es wäre sehr peinlich gewesen, wenn ich vor den anderen gestolpert wäre. Ich holte meinen Kamm

heraus, fuhr damit mehrmals durch meine Haare und steckte ihn dann in mein »Bündel« zurück. Sah ich gut aus? Ich wusste es nicht.

Ich trat aus dem Badehaus, zögerte kurz, dann ging ich mit kleinen Schritten auf die anderen zu. Mein Bündel hielt ich in der Hand, als wäre es eine hochmoderne Tasche. Beifall ertönte und manche riefen: »*Mevrouw* Deibler, Sie sehen wunderschön aus!«

Daraufhin machte ich eine flapsige Bemerkung, um mit meinen Gefühlen fertigzuwerden, die mich zu überwältigen drohten. Dies waren Freunde, von denen ich mich verabschieden musste. Die meisten würden heute nach Makassar gebracht, darum gingen wir auseinander mit dem Gruß: »Wir sehen uns in Makassar!« Doch eigentlich wussten wir, dass wir uns vielleicht nie wiedersehen würden.

Ich ging zu Mr. Yamaji und Sweet Seventeen hinüber. Sie unterhielten sich mit dem japanischen Offizier, der auf dem Wagen mitgekommen war. Mr. Yamaji stellte mich vor und sagte, er sei wie ich. Ich verstand nicht, was er meinte, und antwortete nicht darauf, sondern lächelte nur und nickte. Er streckte seine Hand aus, und wir verabschiedeten uns. Ich schaute zu Mr. Yamaji und Sweet Seventeen. »Ich gehe nun, *Tuan Tuan*, »meine Herren«. Ich möchte Ihnen noch einmal danken, dass Sie den Lastwagen für mich besorgt haben. Möge Gott Sie beide segnen.«

»Vielen Dank, *Njonja*. Eine sichere Reise.« Wir verbeugten uns voreinander, dann ging Mr. Yamaji in sein Büro und schloss die Tür hinter sich. Danach habe ich ihn nie wiedergesehen.

Sweet Seventeen blieb noch stehen und beobachtete, wie Wiesje und ich im Führerhaus des Lastwagens Platz nahmen. Wir winkten und riefen allen »Auf Wiedersehen« zu. Sweet Seventeen hob grüßend seine Hand, vermutlich galt sein Gruß dem Mann auf der Ladefläche.

Wiesje und ich redeten ununterbrochen. Es gab von ihrer Familie und den Freunden aus der Gemeinde so vieles zu berichten. Ich wunderte mich darüber, wieso Wiesje Mr. Yamaji kannte, da sie erzählt hatte, er hätte sie gebeten, ein Kleid und Schuhe für mich zu besorgen. »Ich kenne ihn nicht, doch er hat dem Kaplan gesagt, er solle die Sachen besorgen, und der Kaplan kam zu mir. Als er mir

sagte, sie seien für dich, wollte ich sie dir selbst bringen, da ich ja deine Freundin bin.«

»Wiesje, wer ist der Japaner hinten auf dem Wagen? Mr. Yamaji stellte uns vor und sagte, er sei wie ich.«

»Das ist der japanische Kaplan. Ich dachte, du wüsstest das. Er ist tiefgläubig.«

Der Lastwagen drosselte seine Geschwindigkeit und bog zu dem Gelände ab, auf dem sich das Internierungslager Pare-Pare befunden hatte. Ein Herr trat vor, um uns vom Wagen zu helfen; andere kamen herüber, um sich vorzustellen und uns zu begrüßen. Einige kannte ich noch von Makassar her. Der erste Herr sagte, sie hätten Kaffee gemacht, ob ich gern welchen trinken würde?

Ich dankte ihm. Der Hochlandkaffee von Celebes ist für sein Aroma berühmt, und sie hatten richtigen anzubieten. Das war doch etwas ganz anderes als die Brühe, die wir immer getrunken hatten. Ich bat um eine zweite Tasse, und sie freuten sich darüber. Wir unterhielten uns in holländischer und englischer Sprache. Einige der Männer beschäftigten sich in der Küche.

Der Friedhof lag nicht sehr weit vom Lager entfernt. Die Männer hatten die Gräber gesäubert und Blumen darauf gelegt. Jemand deutete auf ein Grab und sagte: »Das ist Mr. Deiblers Grab.« Ich schaute auf das Holzkreuz. Es stand kein Name darauf, und anscheinend war die Zeichnung von Bruder Geroldus keine exakte Reproduktion. Ich kniete nieder und dachte: ›Ein namenloses Grab.‹ Ich hörte, wie die Männer hinter mir miteinander sprachen, dann legte sich eine Hand auf meine Schulter. »Es tut uns sehr leid, doch der Mann hat einen Fehler gemacht. Dies ist nicht Mr. Deiblers Grab. Es ist hier drüben.«

»Das braucht Ihnen nicht peinlich zu sein«, sagte ich. »Es ist schon in Ordnung.« Wer immer Russells Kreuz gefertigt hatte, musste ein Meister gewesen sein. Es sah genauso aus wie auf der Zeichnung. Die Blumen waren mit sehr viel Liebe darauf arrangiert worden. Das Ganze war ein Ausdruck der Liebe für den Mann, den sie zwei Jahre zuvor hier beerdigt hatten. Ich weinte leise, als ich mir meiner Einsamkeit bewusst wurde. ›Wenn ich von hier fortgehe, wird Russells Grab sehr weit entfernt sein.‹ Da erinnerte mich der Herr sehr sanft daran: »Du trauerst nicht wie jene, die keine Hoffnung

haben (vgl. 1. Thessalonicher 4,13). Hier liegen nur die Überreste seines menschlichen Körpers. Er ist zu Hause bei mir. Mein Kind, hier gehörst du nicht hin; da draußen ist eine Welt von einsamen, traurigen Menschen. Einige stehen direkt hinter dir!« An meinem Bündel trocknete ich mir die Tränen und drehte mich zu den wartenden Männern um. Sie standen mit gebeugten Köpfen und erinnerten sich an den hier beerdigten Mann; und einer dachte zweifellos daran, dass er an Russells Grab Christus in sein Leben aufgenommen hatte.

In den Baracken waren vier lange Tische in einem Rechteck aufgestellt worden. Die Stühle standen an der Außenseite, damit jeder jeden sehen konnte. Für Wiesje und mich hatten sie einen Platz in der Mitte eines Tisches vorbereitet. Vor uns stand eine riesige Schüssel mit herrlichem weißem Reis und andere Schüsseln hoch gefüllt mit Speisen, die ich seit Jahren nicht mehr gesehen hatte. Die Männer hatten indonesisch gekocht, meine Lieblingsküche. Als mir klar wurde, welches Opfer diese Männer auf sich genommen hatten, verging mir fast der Appetit – aber nicht für lange! Ich konnte es nicht ändern – ich aß wie ein halb verhungertes Militärangehöriger! Nach dem Essen wurden die Bänke ein wenig von den Tischen abgerückt. Was nun kam, mag geplant gewesen sein, doch es wirkte sehr spontan.

Ein Herr an einem der Tische stand auf, stellte sich vor und erzählte, was Russell ihm bedeutet hatte. Dann stand ein anderer an einem anderen Tisch auf – und noch einer und noch einer. Immer stellten sie sich vor und erzählten etwas, manchmal eine nette Anekdote, über die wir lachten. Oft waren die Geschichten sehr persönlicher Natur, doch keiner von ihnen war verlegen.

Bestimmte Sätze und Worte beeindruckten mich sehr. Wenn die Männer Russells Wesen beschrieben, dann charakterisierten sie ihn als freundlich, geduldig, hilfsbereit, fröhlich. Ein Mann sagte: »Wir lagen ihm als Einzelne am Herzen, und er stand uns immer zur Verfügung – egal, wann oder wo. Er war ein guter Zuhörer und schien zu wissen, wenn wir einfach nur jemanden brauchten, der zuhören konnte.«

Zwei Männer, die ich auch schon vor dem Krieg gekannt hatte, erzählten, dass sie, wenn Russell betete, immer die Augen geöffnet, ihn angeschaut und fast erwartet hatten, den Herrn zu sehen. »Es

war, als spräche er zu jemandem, der direkt neben ihm stand.« Sie sprachen auch von den praktischen und zeitgemäßen Predigten Russells. »Seine Umstände waren unsere Umstände. Er aß, was wir aßen, und erduldet, was wir durchlebten. Darum konnte er uns auch erklären, woher ihm seine Hilfe kam.«

Die meisten erwähnten auch den Weihnachtsgottesdienst von 1942. Das ganze Lager hatte sich versammelt, und Russell hatte die Geschichte »Der andere Weise« erzählt, so einfach und deutlich, dass sogar die Holländer, die nicht fließend Englisch sprachen, es verstehen konnten. Diese Geschichte hatte einen bleibenden Eindruck bei ihnen hinterlassen. Pater Bell hatte mir ja schon von diesem Gottesdienst erzählt, doch trotzdem war ich zu Tränen gerührt.

Wiesje kam mir zu Hilfe, indem sie mir ein großes weißes Taschentuch in die Hand drückte. Ich hatte meine Tränen mit den Händen abgewischt.

Als ich aufstand, um etwas zu erwidern, flehte ich Gott um Hilfe an, dass er mir die rechten Worte geben und mir helfen möge zu sprechen, ohne in Tränen auszubrechen. Vieles war mir im Kopf herumgegangen. Nie hätte ich gedacht, dass ich einmal die Gelegenheit haben würde, ihnen persönlich zu sagen, wie viel mir ihre Freundlichkeit Russell gegenüber bedeutete. Dieser Tag, den sie mir geschenkt hatten, war mir ein kostbarer Schatz. Auf dem Friedhof hatte ich gesehen, wie viel körperliche Kraft sie investiert hatten, um die Gräber zu säubern und Blumen zu pflücken, wo sie sich doch hätten ausruhen müssen, um nach dem schrecklichen Todesmarsch neue Kräfte zu sammeln.

»Viele von Ihnen haben mich noch nie gesehen, und ich weiß auch, dass es Ihnen hierbei nicht in erster Linie um mich ging. Dieses Essen haben wir im Gedenken an einen Mann eingenommen, den Sie geliebt haben, einen Mann, den Gott gebrauchte, um Ihnen in Ihrer Not zu helfen. Dies war eine wunderschöne Art, Ihrem Freund Lebewohl zu sagen und ihm noch einmal zu danken, bevor Sie diesen Ort verlassen. Danke, dass ich dabei sein konnte.

In letzter Zeit habe ich häufig über das Geben und Nehmen nachgedacht. Jesus sagt dazu: »Gebt, und euch wird gegeben werden: Ein gutes, gedrücktes, gerütteltes und überlaufendes Maß wird man in

euren Schoß geben« (Lukas 6,38). Dr. Jaffray, Mr. Presswood und Dr. Goedbloed erzählten, wie Sie alle Mr. Deibler geholfen haben; wir stehen also in Ihrer Schuld. Ich habe dies Freunden in Kampili gegenüber erwähnt, vor allem gegenüber denen aus Baracke 8 – den Frauen von vielen, die hier versammelt sind. Ich habe ihnen gegeben, doch wie überreich bin ich von ihnen immer wieder beschenkt worden. Möge Gott Ihnen in überfließendem Maße die vielen Freundschaften vergelten, die Sie mir heute erwiesen haben.«

Ich setzte mich, und lange Zeit wagte sich keiner zu rühren. Schließlich verließen mehrere Männer den Tisch und gingen hinaus. Andere kamen zu mir, um mit mir zu sprechen. Bruder Geroldus stellte sich vor, und ich sagte ihm, wie sehr mir die Zeichnung gefiel. »Ich habe sie hier bei mir, sorgfältig um meine Bibel gewickelt, damit sie nicht geknickt wird. Sie ist sehr schön, vor allem das, was Sie darunter geschrieben haben.« Er freute sich, dass sie mir so viel bedeutete.

Nachdem die anderen hinausgegangen waren, kam Mr. van der Haarst zu mir und gab mir ein Notizbuch. Ich erkannte es sofort als dasjenige, das ich Russell mit in den Kopfkissenbezug gesteckt hatte, als die Japaner ihn in Benteng Tinggi abgeholt hatten. Er sagte, er hätte Russell geholfen, sein Holländisch zu verbessern. Wir sprachen über seine nette Familie. Er wusste vom Tod seiner Tochter, da den Frauen gestattet worden war, kurz nach Leintjes Tod einen Brief an ihre Männer zu schreiben. Er sagte, in dem Notizbuch stehe ein Gedicht für mich. »Ich möchte Sie auch wissen lassen, dass ich bei der Beerdigung Ihres Mannes mein Herz Christus übergeben habe. Ich weiß nun, dass ich meinen lieben Freund Deibler wiedersehen werde. Ich habe darum gebetet, dass Gott Sie trösten möge.« Ich freute mich, wenn ich daran dachte, welch fröhliche Wiedervereinigung in Makassar stattfinden würde.

Die Männer, die zuerst hinausgegangen waren, kamen zurück, um mir zu sagen, dass der Lastwagen abfahrbereit sei. Doch sie wollten mich noch nach Mr. Yamaji fragen. Ob ich wüsste, dass er, kurz bevor er nach Kampili versetzt worden sei, einen Mann zu Tode geprügelt habe? Sie seien alle sehr besorgt gewesen, dass ein solcher Mann für ihre Frauen und Kinder verantwortlich sei. »Doch wir haben gehört, dass er sich geändert hat. Stimmt das?« Ich erzählte ihnen von mei-

nem Gespräch mit ihm, kurz nachdem ich von Russells Tod erfahren hatte, und davon, wie er mich im Gefängnis besucht hatte.

»Hm, es gibt ein Sprichwort, das lautet: »Erst Frauen können den Tiger zähmen.« Mrs. Deibler, wir möchten Ihnen gern ein wenig Obst und Gemüse schenken. Hier sind einige Eier – vielleicht nehmen Sie diese besser in die Hand.« Ich wusste nicht, was ich sagen sollte, denn auf der Ladefläche des Lastwagens standen drei Taschen voll mit guten Dingen.

Sie winkten uns nach, bis wir außer Sichtweite waren. Es war ein denkwürdiger Tag.

Als wir nach Makassar kamen, war es noch hell. Wiesje fragte mich, ob ich Lust hätte, die Fahrt am Strand zu unterbrechen, weil der Kaplan sich gern mit mir unterhalten würde. Mir gefiel der Vorschlag, und Wiesje sagte dem Fahrer, er solle am Straßenrand anhalten.

Der Kaplan und ich unterhielten uns über den Krieg und die Auswirkungen des Friedens auf unsere beiden Länder. Dann sagte er: »*Njonja*, einige würden nicht verstehen, wenn ich dies zu ihnen sagte, doch ich glaube, Sie werden es verstehen. Ich danke Gott, dass wir den Krieg verloren haben.« Ich schaute ihn schnell an, um zu sehen, ob ihm klar war, was er da eben gesagt hatte. »Ich meine das ernst! Wir sind ein stolzes Volk, und wenn wir den Krieg gewonnen hätten, wären die Türen Japans für Missionare niemals wieder geöffnet worden. Viele Menschen würden sagen, ich sei einer, der sein Land verraten habe. Doch ich liebe mein Land und die Angehörigen meines Volkes so sehr, dass ich mit ihnen zusammen die Demütigung der Niederlage erdulde, damit sie die Gelegenheit haben zu erfahren, dass Christus, der Sohn Gottes, für alle Menschen gestorben ist. Unter den Soldaten meines Landes gibt es nun schon viele, die Fragen stellen. Sie sind empfänglich für die Botschaft, da die Anbetung unserer Ahnen uns nicht zum Sieg verhelfen konnte. Sie sind auf der Suche, und ich bitte Sie, für sie zu beten. Ich bete für Sie, und es tut mir leid um Ihren Mann. Werden Sie jetzt nach Amerika zurückkehren?«

»Ja, mein Heimaturlaub ist schon drei Jahre überfällig. Ich möchte meine Familie wiedersehen, und ich muss mich ausruhen.«

»Werden Sie nach Makassar zurückkommen?«

»Das kann ich nicht sagen, doch ich weiß ganz bestimmt, dass ich immer eine Missionarin sein werde. Manchmal frage ich mich, ob Gott mich vielleicht im Dienst an Ihrem Volk haben möchte. Aber das wird er mir zeigen. Mein Herr wird mich führen.«

Wir sprachen vorwiegend über geistliche Dinge, und seinen Bemerkungen spürte ich ab, dass er den Herrn von Herzen liebte. Er sagte, er sei Militärpastor geworden, weil dies der Wille Gottes für sein Leben sei. Das erklärte auch, warum Mr. Yamaji gesagt hatte: »Er ist wie Sie.« Ich erfuhr auch, dass er und Mr. Yamaji Freunde waren und über den Herrn gesprochen hatten. Mein Herz pries Gott wegen dieser froh machenden Neuigkeit.

Wiesje meinte, wir würden nun besser weiterfahren, und der Kaplan winkte nach dem Fahrer, damit er uns zu den Presswoods brachte. Er und der Fahrer trugen die Beutel mit dem Obst und Gemüse hinein, dann fuhren sie weiter, um Wiesje nach Hause zu bringen.

Ich gab Ruth die Eier. Sie rief aus: »Du meine Güte, was haben wir denn hier? Eier? Ich habe schon fast vergessen, wie ein Ei aussieht!«

Ernie half uns, die Beutel auszupacken. Es waren so viele Bananen, dass sie, als wir sie nebeneinander hinlegten, sich von einem Ende des Wohnzimmers bis zum anderen erstreckten. Ich erzählte ihnen, was ich an diesem Tag erlebt hatte, und wir begannen, uns an den Bananen gütlich zu tun. Zusammen mit Margaret Kemp und den Whetzels sollte ich Makassar am folgenden Nachmittag verlassen.

Ich borgte mir eine Nadel und einen Faden von Ruth und kürzte mein Kleid ein wenig. In dem Schlafzimmer, das Ruth extra für mich saubergemacht hatte, stand ein einziges Bett mit einer Kapokmatratze auf einem Holzrahmen. Doch mir schien es der reinste Luxus zu sein, eine wunderbare Verbesserung gegenüber dem blanken Fußboden in der alten Hütte im Dschungel. Ich legte mich hin, schloss die Augen, und als ich sie zwei Minuten später öffnete – wenigstens schien es so –, musste ich erstaunt feststellen, dass es bereits Morgen war. Die Fahrt nach Pare-Pare hatte mich körperlich und emotional vollkommen erschöpft.

Viele kamen, um mir eine gute Reise zurück nach Amerika zu wünschen. Frauen brachten ihre Männer mit, um sie mir vor-



Die Missionare in Makassar, zwei Monate nach ihrer Befreiung (als Darlene Deibler und Margaret Kemp bereits abgereist waren). Trotz der herzhaften Nachkriegsmahlzeiten blieben Lilian Marsh, Margaret Jaffray, Ernie Presswood, Ruth Presswood und Philoma Seeley weit unter ihrem Vorkriegsgewicht.

zustellen. Ich war froh, diejenigen kennenzulernen, für die wir gebetet hatten, und zu sehen, dass Gott Gebete erhört. Wie schön war es, ihre glücklichen Gesichter zu sehen und zu wissen, dass sie nun »den Geist der Schwermut« hinter sich lassen konnten.

Kurz nach Mittag kam Wiesje mit dem Lastwagen, um mir zu sagen, dass wir sofort aufbrechen müssten, da der Wagen noch anderweitig gebraucht würde. Mr. Yamaji hatte mit dem australischen Major vereinbart, dass der Lastwagen bis zu meinem Abflug zu meiner Verfügung stand. Ich verabschiedete mich von Ruth und Ernie. Ich ahnte nicht, dass Ernie den großen Befreiungstag nur um wenige Monate überleben sollte.²⁴

Als wir im Hafen ankamen, warteten Lien (unsere Köchin), ihre Schwester Beth (die Köchin der Jaffrays) und Roda (der Gärtner der

²⁴ Ruth lag im Krankenhaus, als sie vom Heimgang ihres Mannes erfuhr. Er war an den Folgen der Entbehrung und der Grausamkeiten seiner Internierung gestorben. Es war ein Vorrecht, ihn gekannt und mit Ruth und Ernie in Makassar zusammengearbeitet zu haben. Er war ein selbstloser, treuer Freund, ein Diener Gottes. Alle haben Reverend Ernie Presswood sehr geliebt.

Jaffrays) auf uns. Es war eine traurige Begegnung und ein noch traurigeres Abschiednehmen. Lien hatte noch ein Taschentuch von Russell, das sie als Erinnerung gern behalten wollte. Beth war gekommen, um Lebewohl zu sagen und um ihrer Trauer über den Tod von Russell und Dr. Jaffray Ausdruck zu verleihen. Sie waren in Makassar geblieben, damit sie uns helfen konnten, wenn der Krieg vorüber war. Roda weinte mit uns, und als ich ihn nach seiner Frau Rassing fragte, erzählte er mir von ihrem Schicksal. Sie war in den Bergen geblieben, während er sich Arbeit in Makassar gesucht hatte. Es war sehr schwierig, da die Japaner nur halb so viel bezahlten, wie er bei den Jaffrays bekommen hatte. Rassing war sehr krank geworden, und man hatte Roda benachrichtigt, doch sie war gestorben, bevor er zu ihr kommen konnte. »Sie hinterließ mir eine Nachricht, in der sie mir mitteilte, dass sie bei Jesus sein würde und dass auch ich an ihn glauben sollte, damit wir uns im Himmel wiedertreffen könnten. Sie wollte, dass Sie das erfahren. Ich habe auf Sie gewartet, damit ich Ihnen das von ihr erzählen und Ihnen sagen konnte, dass auch ich bereit bin!« Wie gut erinnerte ich mich an ihr kleines braunes Gesicht, das vor Freude leuchtete an jenem Morgen vier Jahre zuvor, als sie ihr Herz Jesus übergeben hatte! Welche Freude zu wissen, dass auch Roda, ihr Mann, an Jesus glaubte! Aus dem Tod ist Leben entstanden – ewiges Leben für einen lieben Bugi!

Als die Catalina²⁵ gerade zur Boje manövriert wurde, kamen die Whetzels an; ein Dingi²⁶ brachte sie zum Flugzeug hinaus. Dann kam Margaret Kemp. Während wir darauf warteten, dass das Dingi zurückkam, schloss ich gedanklich die Tür zu diesem Abschnitt meines Lebens. Mit ein wenig Furcht und Zittern drehte ich mein Gesicht in den Wind – einer neuen Zukunft entgegen.

Ich erinnerte mich noch, wie ich hier an meinem ersten Hochzeitstag angekommen war, und nun, fast acht Jahre später, fuhr ich wieder nach Hause – allein, in geborgten Kleidern. Mit 26 Jahren schon Witwe und mit nichts, was ich mein Eigen nennen konnte, außer meinen Briefen, einer Zeichnung, einem Notizbuch, zwei Löffeln, einigen Andenken und einer ausgebrannten Uhr. Vor mei-

25 A. d. H.: Bezeichnung für ein zweimotoriges US-amerikanisches Militärflugzeug.

26 A. d. H.: Bezeichnung für ein kleines Boot.

nem geistigen Auge sah ich zwei einsame Kreuze auf einem weit entfernten Berg. Unter dem einen lagen die sterblichen Überreste meines geliebten Russell; unter dem anderen die des lieben Dr. Robert A. Jaffray. Auf einmal wurde ich in ein Meer großer Bitterkeit hinabgezogen. »Herr, ich will nie wieder auf diese Inseln zurückkehren. Sie haben mir alles geraubt, was mir lieb und wertvoll war.«

Ich küsste Wiesje und dankte ihr für alles, was sie mir während meiner Jahre in Makassar gewesen war. Die jungen Männer waren mit dem Dingi zurückgekehrt und zogen es an Land, damit unsere Schuhe nicht nass wurden. Dann schoben sie es wieder ins Wasser. »Ich werde nicht zurückschauen!« Doch ich hörte den Lärm rennender Füße und außerdem Stimmen, die riefen: »*Nona Kemp! Njonja* Deibler! *Selamat jalan*« (»Eine friedliche Reise!«) Dann vereinigten sich die Stimmen zu einem Lied, das ich so oft am Ende des Gottesdienstes mit ihnen gesungen hatte: »Gott mit euch, bis wir uns wiedersehen.«

Ich hatte gesagt, ich würde nicht zurückschauen, aber ich tat es doch, und Gott nahm die Bitterkeit fort. Dies waren meine Freunde von der Bibelschule und aus der Gemeinde – Dyaks aus Borneo, Menschen aus Sumatra, Bali, Lombok, Roti, Menado, Celebes, Alor und Ambon – aus der ostindischen Inselwelt. Sie waren alle mit uns vereint in Jesus Christus, und sie sangen uns mit Tränen in den Augen ein Abschiedslied. »Bitte, lieber Vater, vergib mir. Ihretwegen bin ich doch hier! Nicht nur, weil ich Russells Frau war. Ich kam, weil du mich schon als kleines Mädchen in deinen Dienst gerufen hast, und ich habe versprochen, ich würde überall hingehen, was immer auch die Kosten sein würden! Vergib mir, Herr!«

»*Nona, Njonja, lekas kembali!*« (»Miss, Mistress, kommt schnell zurück!«)

Wir winkten, und ich rief: »Eines Tages werde ich bestimmt zurückkommen.«

Starke Arme halfen uns die Leiter hoch und auf die Sitze im Rumpf des Flugzeugs. Wir schnallten uns an. Die Maschinen wurden angelassen, sie waren bereit zum Start. Ich schaute zu meinen immer noch winkenden Freunden hin und flüsterte: »Ihr lieben Freunde, eines Tages werde ich zu euch nach Hause kommen!«

Kapitel 10

Von unserem Sitz im Rumpf des Flugzeugs aus hatten wir einen wundervollen Blick auf die schnell schwindende Küstenlinie von Celebes. Ein lächelnder Herr mit einem Erste-Hilfe-Koffer trat durch die Kabinentür. »Ich habe Ihre Verbände bemerkt, als Sie das Flugzeug bestiegen haben. Darf ich Ihnen neue Verbände anlegen?«

»O ja!«, sagten wir beide.

Kurze Zeit später kam ein anderer lächelnder junger Mann, der ein Tablett mit herrlichen Sandwiches – *mit Butter bestrichene Weißbrotscheiben* – brachte! Wir aßen gerade unser zweites Sandwich, als der junge Mann mit Eistee zurückkam. Er nahm den Teller mit dem letzten Sandwich darauf von Margarets Schoß, damit sie ihren Tee halten konnte. Sie sprach aus, was ich dachte: »Sie werden das doch nicht etwa wegwerfen, oder?« Ich hatte überlegt, wie wir es für später aufheben konnten. So lange hatten wir schon kein Brot und keine Butter mehr gesehen.

Die Frage schien ihn zu verwirren; dann beugte er sich zu uns herunter und sagte: »Nein, Madam, das tue ich ganz bestimmt nicht, und wo dieses herkommt, gibt es noch sehr viel mehr. Sagen Sie mir einfach, wenn Sie noch mehr haben möchten. Werden Sie das tun?« Wir versicherten, dass wir es sagen würden, und dankten ihm für seine Freundlichkeit. Er zog sich schnell zurück. Es sah so aus, als hätte er Tränen in den Augen, doch wahrscheinlich litt er nur unter Heuschnupfen.

Ein Jeep wartete auf uns, als wir auf dem australischen Luftwaffenstützpunkt von Balikpapan, Borneo, landeten. Der Fahrer begrüßte uns mit: »*Guh die!*« Er sprach wie der australische Major, darum wusste ich, dass er »Guten Tag!« sagte. Er fuhr uns in das Quartier der Krankenschwestern. Man gab uns ein Handtuch und zeigte uns die Duschen.

»Margaret, sieh nur, es gibt heißes und kaltes Wasser! Welche Freude!«

»Ja, und hast du an der Seife gerochen?«

Ich weiß wirklich nicht, wie lange wir unter der Dusche standen – uns einseiften, abspülten und den Vorgang wiederholten. Kein Wasserholen, und wir brauchten auch nicht gleichzeitig unsere Kleider zu waschen. Welche herrliche Erfindung, diese Duschen!

Schrecklich müde fielen wir in unsere Betten. Ich streckte mich auf der Kapokmatratze aus und dankte Gott, dass wir an einem so sauberen Ort mit Duschen und so liebevollen Menschen sein konnten.

Wie lange ich geschlafen hatte, wusste ich nicht, doch schweißgebadet wachte ich auf einmal auf; das Bett bebte, und ich krallte mich am Bettgestell fest, weil ich dachte, es sei ein Erdbeben und ich läge in meiner Koje in Baracke 8. Wenn ich herunterfiel, würde ich zwei Meter tief fallen und auf dem Lehmfußboden aufschlagen. Mein Herz klopfte zum Zerspringen. Dann erinnerte ich mich langsam daran, wo ich war. Die Matratze lag auf einem Metallgestell mit waagerechten Federn. Ich hatte mich im Schlaf umgedreht und so das Schwingen der Federn verursacht. Margaret hatte mit demselben Problem zu kämpfen. Sie kroch zu mir herüber und flüsterte: »Kannst du auch nicht schlafen? Ich denke immer, ich falle aus dem Bett. Meinst du, wir könnten auf dem Boden schlafen?«

»Das ist eine gute Idee. Wir können vor Tagesanbruch wieder ins Bett kriechen.«

»Aber, Darlene, was ist, wenn wir nicht rechtzeitig aufwachen und sie uns auf dem Fußboden vorfinden?«

»Du hast recht. Das könnte sehr peinlich sein. Vielleicht halten wir einfach durch.« Mehrmals in der Nacht fragte ich mich, warum Betten unbedingt Federn haben mussten!

Wir beide sahen etwas mitgenommen aus, als die Schwester am folgenden Morgen für jeden eine Tasse dampfenden Tee mit Milch und Zucker und ein kleines Stück Weißbrot mit Butter brachte. Ich brauchte den Tee dringend.

Schnell zogen wir uns an. Man hatte uns mitgeteilt, wir würden mit dem ersten Flug weiterfliegen. Kaum waren wir in der Luft, zeigte uns ein Offizier auch schon bald die große Insel, der wir uns näherten. Es war Palawan, wo sich ein großer Marinestützpunkt befand. Dort sollten wir die Nacht verbringen. Unsere Reise sollte

in drei Etappen vonstattengehen, damit sie nicht zu anstrengend für uns wurde. Die Marine erwartete uns und wusste auch, wer wir waren.

Als die Catalina am Kai zum Stillstand kam, wurden wir von Marineangehörigen in blütend weißen Uniformen in Empfang genommen. Der Jeep hielt auf der Straße an einem Gehsteig, der zu einem weißen Gebäude führte. Mir kam sofort der Gedanke, dass sie nicht besonders gut getarnt waren, doch dann fiel mir ein, dass der Krieg ja vorüber war und sie keine Angst mehr vor einem Bombenangriff zu haben brauchten. Auf jeder Seite des Gehsteigs hatten sich Männer aufgestellt. Es sah aus wie eine Ehrenwache, und ich befürchtete, sie wüssten nicht, dass wir nur ganz einfache Leute waren. Die Offiziere führten uns die Treppen hinauf. Als wir die große Offiziersmesse betraten, begann eine Musikgruppe, die Nationalhymne zu spielen.

Das kam so unerwartet, dass ich meine Tränen nicht zurückhalten konnte. Ich fing an zu schluchzen. Seit Jahren sah ich zum ersten Mal wieder die amerikanische Flagge. Niemand, der nicht die vergangenen vier Jahre mit uns durchgestanden hatte, konnte verstehen, was es bedeutete, diese Flagge zu sehen und die Nationalhymne zu hören. Ich dachte, mein Herz würde vor Freude darüber zerspringen, dass ich wirklich frei war. Dies waren meine Landsleute. »O Herr, ich bin frei! Ich bin wirklich frei!«

Ein Arm legte sich um meine Schulter, und eine Stimme sagte: »Beruhigen Sie sich doch, weinen Sie nicht. Es ist alles in Ordnung, und Sie sind hier in Sicherheit!«

Die Männer sahen alle so makellos gepflegt und würdig aus. Unwillkürlich verglich ich sie mit den Männern von Pare-Pare, indem ich an deren übel zugerichtete, gebeugte, ausgezehrte Körper dachte (obwohl manche gesagt hatten, sie hätten zehn Kilogramm zugenommen). Die Männer in Pare-Pare hatten nur schlecht sitzende Kleidung, sie waren entweder barfuß oder in Socken. Ich kann mich nicht erinnern, dort Schuhe gesehen zu haben – und doch strahlten auch sie eine gewisse Würde und das Gefühl des Selbstbewusstseins aus; sie waren im Feuer des Leidens geläutert worden, und sie hatten gelernt, Schlimmes zu erdulden.

Aber war es richtig, sie miteinander zu vergleichen? Vielleicht gehörten diese jungen Männer zu denen, die auf dieser Insel gelandet waren und durch die Hölle der Bombenangriffe, durch Kugelhagel und Zweikampf gegangen waren, bei denen ihre Kameraden ihr Leben gelassen hatten. (Ich hatte vom Flugzeug aus den großen Friedhof mit den zahllosen weißen Kreuzen gesehen.) Dann hatten sich auch diese Männer ihre Tapferkeitsmedaille verdient. Dann waren auch sie kampferprobt, dann hatten auch sie gelernt zu erdulden. Da waren so viele tapfere holländische Freunde und kampferprobte amerikanische Landsleute!

Viele freundliche Männer winkten uns am nächsten Morgen nach, als wir nach Manila abflogen. Bei der Landung wartete bereits ein Bus auf uns. Wir hatten einen guten Fahrer, der sich bestimmt für das Rennen *Indianapolis 500* qualifiziert hätte! Der Erste, der hupte, hatte Vorfahrt. Doch wir kamen sicher an unserem Bestimmungsort an und wurden in ein Gebäude geführt, in dem auf beiden Seiten Betten standen. Man zeigte uns die Duschen und den Speisesaal und sagte, das Mittagessen werde in einer halben Stunde serviert.

Während des Essens kam ein Arzt zu uns und fragte uns nach unseren Namen und wo wir herkämen. An diesem Nachmittag sollten wir sorgfältig untersucht werden. In der Zwischenzeit sollten wir enorme Mengen von Vitaminen und Mineralien zu uns nehmen, und da ich Malaria gehabt hatte, sollte ich auch noch sofort Atebrin nehmen. »Sie werden davon ziemlich gelb werden, doch es ist eine deutliche Verbesserung gegenüber dem Chinin.«

Ich sagte ihm, anscheinend wolle er, dass wir nicht so viel essen; wenn wir vor jeder Mahlzeit alle diese Vitamine und Mineralien nähmen, wäre kein Platz mehr für das Essen. Er lachte. »Nein, ich möchte, dass Sie gut essen. Sie haben eine schlimme Zeit hinter sich, nicht wahr? Ich möchte auch, dass Sie während Ihres Aufenthalts hier viel ruhen.«

An diesem Abend trafen wir Mary und Herman Dixon, unsere Missionskollegen aus Borneo. Sie hatten das Lager in Kuching, Sarawak, überlebt.

Mehr als eine Woche lang fragte ich täglich auf dem Postamt nach, ob Post für Darlene Deibler oder Margaret Kemp angekommen sei.

Eines Tages beugte sich der junge Postangestellte über den Schalter und sagte: »Junge! Ich weiß gar nicht, warum niemand Ihnen schreibt!« Ich war so verlegen, dass ich beschloss, nicht mehr nachzufragen, bis ich das Datum unserer Abreise erfuhr. Ich konnte ihm keine Erklärung dafür geben, warum niemand uns schrieb; ich wusste es selbst nicht.

Nach mehreren Wochen hieß es, ein von den Amerikanern für die Evakuierung von amerikanischen Militärangehörigen und Zivilisten angeheuert holländisches Schiff, die *Klipfontein*, würde in wenigen Tagen in Manila einlaufen. Sie würde Vorräte und frisches Wasser an Bord nehmen und bald wieder auslaufen. Die Passagierlisten wurden ausgehängt. Wir würden mit den Dixons und vielen anderen zusammen auf diesem Schiff nach Amerika gebracht werden.

Ein Bus brachte uns zum Pier. Margaret und ich standen in der Masse, die darauf wartete, an Bord gehen zu können. Uns schien es unmöglich zu sein, dass so viele Menschen auf diesem Schiff Platz finden könnten, doch tatsächlich gingen alle an Bord.

Wir alleinstehenden Damen wurden unter einem Zelt Dach in Hängematten an Deck untergebracht. Wir hatten viel frische Luft, doch wenig Privatsphäre und noch weniger Platz.

Die Lichtverhältnisse unter dem Zelt Dach waren nicht besonders gut; darum nahmen wir gewöhnlich unsere Bibeln und setzten uns an Deck. Viele gesellten sich zu uns und erzählten uns von ihren Nöten. Ich war nicht zufällig auf diesem Schiff. Die Menschen hatten viele Probleme. Einige hatten Briefe von ihren Frauen bekommen, in denen sie um die Scheidung gebeten wurden. Andere waren krank. Die 23-tägige Reise von Manila nach San Francisco verging wie im Flug.

Je mehr wir uns San Francisco näherten, desto aufgeregter wurden die Passagiere. An dem Nachmittag, als wir die Golden Gate Brücke in der Ferne erblickten, die wie Gold in der Sonne funkelte, brach ohrenbetäubender Jubel los. Jemand stimmte ein Lied an, in dem die Vorzüge von San Francisco gerühmt wurden, und andere fielen mit ein. Je mehr sie sangen und sich über die Schönheit dieser Stadt ausließen, desto einsamer und isolierter fühlte ich mich. Panik begann, in mir hochzusteigen. Wenn wir von Bord gehen wür-

den, müsste ich immer noch quer durch den halben Kontinent reisen, um nach Hause zu kommen. »Margaret, kennst du jemanden in San Francisco?« Sie kannte niemanden und sah genauso verloren aus wie ich. »Nun, dann bleiben wir eben auf unseren Rattankisten sitzen, bis das Rote Kreuz auftaucht!«

»Seid ihr nicht aufgeregt?«, fragten einige. »San Francisco wird euch gefallen!«

»Aber ich kenne niemanden dort, und ich muss nach Iowa zu meiner Familie. Zwar habe ich einen Onkel und eine Tante in Ontario, Kalifornien, doch ich habe ihre Adresse verloren.«

»Ontario? Das liegt in Südkalifornien. Ganz schön weit von hier. Aber keine Angst, das Rote Kreuz wird euch helfen.«

In dem Augenblick kam eine Ankündigung über den Lautsprecher, der den Jubel in Stöhnen verwandelte. »Wir sind gerade von der Hafenbehörde darüber informiert worden, dass im Hafen alles belegt ist. Es gibt auf Tage hinaus keinen freien Anlegeplatz. Wir wurden angewiesen, nach Seattle, Washington, weiterzufahren.« Wir wendeten und fuhren in Richtung Norden weiter. Ich kannte jemanden, der sich über diese Änderung freute. Ich war sehr erleichtert, dass der Herr mir noch einige Tage Zeit gab, darüber nachzudenken, was ich tun und wohin ich fahren sollte, wenn ich von Bord ging. Noch nie war ich allein gereist, schon gar nicht ohne Ausweispapiere, Adressbuch oder Geld.

Es war der Nachmittag, als wir anlegten. Angst überfiel mich. Wieder kam eine Ankündigung über den Lautsprecher: In Seattle war Marinetag, darum würden wir erst am kommenden Morgen von Bord gehen können. »Welche Freude«, dachte ich. »So kann ich noch einige Stunden auf bekanntem Gebiet zusammen mit meinen Freunden verbringen.« Die Dixons sagten, wir könnten mit ihnen gehen. Ein Bruder von Mary wohnte in Seattle. Damit war ein Problem schon gelöst.

Am folgenden Morgen begannen die Leute, von Bord zu gehen. Da kam Margaret zu mir und sagte, die Meltzers, Missionare aus Borneo, wären da und hätten sie gebeten, sie zu begleiten. Ich winkte ihr nach und beobachtete, wie Margaret das Schiff verließ. Ich würde sie sehr vermissen. Die Dixons waren nirgends zu sehen;

jemand sagte, sie seien einkaufen gegangen und würden bald zurückkommen.

Ich lehnte mich über die Reling und hielt Ausschau nach einem bekannten Gesicht. Auf einmal traf es mich wie ein Keulenschlag: ›Vater und Mutter waren bestimmt tot, darum hatte ich nichts von ihnen gehört!‹ Ich rannte zu meiner Hängematte und weinte in großer Seelenqual: »O Herr, du hast mir Russell genommen; hast du nun auch Vater und Mutter zu dir geholt? Jetzt habe ich niemanden mehr!« Ich weinte vor mich hin und fühlte mich von allen verlassen. Dann tröstete mein Herr mich: »Mein Kind, du kannst mir immer noch vertrauen. Habe ich dir nicht gesagt, ich würde dich nie verlassen noch versäumen?«

Mich überkam eine große Ruhe. Ich trocknete meine Tränen. »In Ordnung, Herr, du und ich gegen die ganze fremde Welt da draußen.« Ich kletterte aus meiner Hängematte, glättete meinen Mantel und begab mich auf die Suche nach einer Mitarbeiterin des Roten Kreuzes. Ich kam gerade um die Ecke des Decks, als ich schon vor ihr stand. Sofort ging ich auf sie zu. »Bitte, Sie müssen mir helfen. Ich bin Missionarin, und alle meine Papiere sind verbrannt, als wir ausgebombt wurden. Ich brauche Geld, um nach Boone, Iowa, zu kommen, wo meine Familie wohnt – falls noch jemand von ihnen am Leben ist.«

»Wie ist Ihr Name?«

»Ich heiße Darlene Deibler.«

»Mädchen, ich suche Sie schon den ganzen Morgen. Ich habe hier drei Telegramme für Sie, und sie sind alle von Ihren Eltern.«

Meine Hände zitterten so heftig, dass ich die Telegramme kaum öffnen konnte, darum tat sie es für mich. Ich las: »Willkommen zu Hause. Wir haben mit dem Roten Kreuz in Kontakt gestanden und wussten, dass du mit der *Klipfontein* heimkommst. Wir waren auf dem Weg nach San Francisco, um dich abzuholen, doch dann haben sie das Schiff nach Seattle umdirigiert, und wir konnten nicht mehr rechtzeitig dorthin kommen, darum haben wir Geld für dich zur Western Union²⁷ geschickt, damit du mit dem Zug nach Oakland

²⁷ A. d. H.: Bezeichnung für ein US-amerikanisches Unternehmen auf dem Gebiet des weltweiten Bargeldtransfers.

kommen kannst. Wir sind nämlich 1942 nach Oakland umgezogen. Ruf uns sofort per R-Gespräch an, wenn du an Land gehst. Alles Liebe, Dad, Mutter.«

Ich beobachtete die Leute auf dem Pier und stellte fest, dass die Damen Mäntel mit sehr kurzem Fell trugen. Ich schaute an meinem langhaarigen Mantel herunter und fühlte mich wie ein großer, pelziger Bär. Sofort ging ich hinunter zum Kapitän und fragte ihn, ob er mir seinen Rasierapparat leihen könnte. Er schaute mich verwirrt an, stellte aber keine Fragen. »Natürlich!«, sagte er und holte ihn aus seiner Kabine. Bewaffnet mit seinem Rasierapparat, begab ich mich in eine entlegene Ecke des Decks und kürzte meinen Mantel. Hinterher sah er wirklich recht nett aus. Ich brachte den Rasierapparat zurück, dankte dem Kapitän für die angenehme Reise und verabschiedete mich.

Als Erstes begab ich mich zum Büro der Western Union, dann zum Schalter, um meine Fahrkarte zu kaufen. Ich musste sicher sein, dass ich genug Geld für die Karte und für das Essen hatte, bevor ich irgendetwas anderes kaufte. Als ich an den Schalter trat und um eine einfache Fahrkarte nach Oakland, Kalifornien, bat, schlug sich der Schalterbeamte mit der flachen Hand gegen die Stirn, als könnte er es nicht fassen. »Meine Liebe! Wissen Sie denn nicht, dass wir Krieg hatten und nur Militär- und Marineangehörige das Recht auf eine Reservierung haben?«

Ob man mir meine Verzweiflung ansah, weiß ich nicht, doch mir war ganz elend zumute. »Nein, Sir«, erklärte ich, »das wusste ich nicht. Ich bin gerade mit dem Schiff angekommen. Fast vier Jahre lang war ich Kriegsgefangene. Gerade erst habe ich erfahren, dass meine Mutter und mein Vater in Oakland leben, und ich versuche, dorthin zu kommen.« Ich war den Tränen nahe.

Er griff hinter sich, holte eine Fahrkarte und sagte: »Nun beruhigen Sie sich erst einmal! Weinen Sie doch nicht. Für Menschen wie Sie habe ich jede Menge Fahrkarten.«

Ich war sehr erleichtert. »Oh, vielen Dank. Ich hätte nicht gewusst, was ich tun sollte.«

»Jetzt machen Sie sich keine Gedanken. Seien sie um 19 Uhr hier. Der Schaffner wird Ihnen mit Ihrem Gepäck helfen und Ihnen zei-

gen, in welchem Waggon sich Ihr Platz befindet. Die Platznummer steht auf der Karte, und wenn Sie irgendetwas brauchen, fragen Sie den Schaffner. Morgen gegen elf werden Sie in Oakland ankommen. Gute Reise!«

Ich dankte dem Schalterbeamten noch einmal, dann setzte ich mich in den Warteraum. Dort packte ich meine Fahrkarte und mein Geld in mein Taschentuch und steckte es in die Tasche meines Kleides. Danach begab ich mich auf die Suche nach einem Telefon. Als ich in die Zelle trat und auf das Gerät vor mir schaute, konnte ich nicht glauben, was mit den Telefonen in der Zwischenzeit geschehen war. Vor mir stand ein viereckiges Metallding mit Zahlen und Buchstaben. Verzweifelt dachte ich: »Wie funktioniert so etwas?« Ich nahm mir gar nicht erst die Zeit, die Anleitung zu lesen, ich bekam einfach nur Panik. Ein Herr, der vor einer der anderen Zellen wartete, fragte, ob etwas nicht in Ordnung wäre und ob er mir helfen könnte. Ich erklärte ihm, ich sei acht Jahre außer Landes gewesen, meine Eltern hätten mich gebeten anzurufen, und ich wüsste nicht, mit dem Telefon umzugehen. Ich hätte noch nie einen solchen Apparat gesehen.

»Wissen Sie die Nummer?« Ich zeigte ihm die Nummer auf dem Telegramm, und er erbot sich, für mich zu wählen. Er brauchte auch meinen Namen für den Fall, dass die Vermittlung ihn wissen wolle. Ich nannte ihn, und kurz darauf reichte er mir den Hörer und sagte: »Es klingelt jetzt.«

Ich zitterte wie Espenlaub; dies war ein großer Moment, und mein Herz klopfte zum Zerspringen. Ich hörte, wie am anderen Ende der Hörer abgenommen wurde und eine Stimme sagte: »Hallo, Darlene.«

»Hallo, Mutter.« Mehr brachte ich nicht mehr heraus, ich weinte hemmungslos.

Mutter war sehr ruhig. Sie erzählte mir, mein Bruder Raymond sei gerade aus Deutschland zurückgekommen, und unsere Schwester Helen sei mit ihrer Familie auch in Oakland, um mich zu sehen. Meinem älteren Bruder Donald und seiner Familie gehe es gut. Jedes Mal, wenn sie eine Pause einlegte, sagte ich nur: »Huh, huh.« Mehr brachte ich einfach nicht heraus. Ich glaube, sie erzählte mir die ganze Familiengeschichte, bevor sie sagte: »In Ordnung, doch jetzt

sollten wir das Gespräch erst einmal beenden. Kauf dir deine Fahrkarte, und wir werden dich in Oakland abholen. Auf Wiedersehen.« Worauf ich die intelligente Bemerkung machte: »Huh, huh.«

Ich blieb stehen, bis ich aufgehört hatte zu weinen, dann wischte ich mir die Tränen ab. Wie sehr ähnelte Mutter doch dem Herrn; sie verstand, dass ich nicht reden konnte, wusste aber auch, wie sehr mich danach verlangte, etwas über die Familie zu erfahren. Sie hatte mir erzählt, dass sie mir viele Briefe geschrieben hatte, die alle mit dem Vermerk »Person vermisst – keine Spur von ihr« zurückgekommen waren. Mutter hatte sie für mich aufgehoben, um sie mir zu zeigen, wenn ich zurückkam. Wie oft war ich in jenen vergangenen Jahren mit meiner Seelenqual und Einsamkeit zum Herrn gekommen, und ich hatte immer nur sagen können: »Jesus.« Wie liebevoll hatte er mich getröstet, mich durch sein Wort an seine Versprechen erinnert, mir Wegweisung gegeben, mich manchmal auch getadelt, wenn dies notwendig gewesen war.

Viele haben mich gefragt, woher ich wüsste, dass der Herr zu mir sprach. Was gerade passiert war, war der beste Beweis dafür. Acht Jahre lang hatte ich Mutters Stimme nicht gehört, doch als der Hörer in Oakland abgenommen wurde und ich jemanden sagen hörte: »Hallo, Darlene«, wusste ich, dass es Mutter war. Niemand sprach meinen Namen aus wie sie. So ist das auch, wenn ich tief in meinem Innern jemanden sagen höre: »Mein Kind«, dann weiß ich, dass es mein Herr ist. Niemand ruft mich, wie er es tut. In Johannes 10 steht sein Versprechen an alle seine Kinder, dass die Schafe seine Stimme hören und er seine Schafe bei ihrem Namen ruft und sie herausführt. Die Schafe folgen ihm – weil sie seine Stimme kennen! »Ich bin der gute Hirte; und ich kenne die Meinen und bin gekannt von den Meinen« (Johannes 10,14).

Am Bahnhof traf ich die Dixons. Die Zugreise war wundervoll. Als Erstes fiel mir auf, wie modern die Waggons waren. Es gab keine Ledersitze mehr; sie waren nun mit einem samtartigen Stoff bezogen. Die Tische im Speisewagen waren mit frisch gestärkten, weißen Tischdecken und Servietten gedeckt. Auf jedem Tisch standen Blumen in einer Silbervase. Alles war so sauber – kein offenes Fenster, durch das Staub hätte hereinkommen können.

Als ich wieder in meinem Abteil war, legte ich mich auf mein Kissen (es war mit einem blendend weißen, gebügelten Kissenbezug bezogen). Ich war vollkommen erschöpft. Was für ein Tag! Ich dachte an die Menschen, die anscheinend überall bereitstanden, um mir zu helfen, wenn ich es brauchte, und an das Telefongespräch mit Mutter – aber wie konnte ich das vergessen haben? Ich hatte Mutter nicht gesagt, wann der Zug in Oakland ankommen würde! (Eigentlich hatte ich überhaupt nichts gesagt außer: »Huh, huh!«) Herman sagte, ich könnte ein Nachttelegramm von Portland aus schicken. Der Zug hatte dort eine halbe Stunde Aufenthalt. Meine Eltern würden die Nachricht in kürzester Zeit bekommen, weil sie telefonisch weitergegeben werden würde. Ich schrieb: »Komme um elf Uhr morgens an. Stopp. Schlachtet das gemästete Kalb. Alles Liebe, Darlene.«

Um zwei Uhr morgens liefen wir in den Bahnhof von Portland ein. Sofort begab ich mich zum Postschalter, um mein Telegramm aufzugeben. Danach gingen wir noch ein wenig in der frischen, kalten Nachtluft umher.

Wir frühstückten im Speisewagen, dann kehrten wir in unser Abteil zurück, um unser Gepäck zu überprüfen und die wundervolle Landschaft zu betrachten. Noch nie hatte ich eindrucksvollere Bäume gesehen als die Sequoia in Kalifornien. Als die Bahnstrecke ein Stück parallel zur Straße verlief, bemerkte ich die Autos. Ich war erstaunt, wie sehr sie sich verändert hatten. Es gab nun viele lange und schlanke Modelle. Acht Jahre machten schon einiges aus. Die erstaunlichen Fortschritte in der Technik und die Veränderungen in jedem Lebensbereich waren zweifellos durch den Krieg beschleunigt worden. Ich hatte vom Fernsehen gehört, aber noch nie die Möglichkeit gehabt, es kennenzulernen.

Ich schaute auf die andere Seite des Waggons und lächelte einem GI und seiner Familie zu. Wie schön, fröhliches Geplauder und das Lachen von wohlgenährten, hübsch angezogenen Kindern zu hören. »Herr, werde ich jemals wieder jung und sorglos sein können? Wie alt bin ich jetzt – sechzig? Gehe ich auf die Hundert zu?« Da kam mir der Vers wieder in den Sinn, den der Herr mir zu Beginn des Krieges geschenkt hatte: »Der Liebling des HERRN! In Sicherheit wird er bei ihm wohnen; er beschirmt ihn den ganzen Tag, und zwischen seinen

Schultern wohnt er« (5. Mose 33,12). Welch ein wundervoller Vers bei meinem Aufbruch ins Unbekannte, wobei meine Familie der einzige Bezugspunkt war.

Der Schaffner ging durch die Waggonen und sammelte die Kissen ein. »Oakland! Nächste Haltestelle Oakland!« Während der Zug abbremste, starrte ich auf den Bahnsteig auf der Suche nach den Gesichtern meiner Lieben. Würde ich sie wiedererkennen? Würden sie mich wiedererkennen? Mit meinem Koffer stieg ich aus dem Zug und schaute in das Meer der Gesichter, suchte nach ... da sah ich eine Hand und hörte: »Darlene! Darlene!« Die Stimme meines Vaters! Nach hinten schauend rief er: »Mutter, sie ist hier!« Dann kamen sie auf mich zugerannt, mein lieber Vater, der besser aussah als je zuvor, und meine liebe Mutter. Ich rannte ihnen entgegen, umarmte und küsste sie und wollte sie gar nicht mehr loslassen. Wir weinten, und ich flüsterte: »O Mutter, Daddy, ich habe so oft gedacht, ich würde euch nie wiedersehen!«

Sie sprachen leise auf mich ein: »Es ist ja alles gut, Liebling, du bist zu Hause. Du bist in Sicherheit.« Dann kamen meine Schwester Helen, ihr Mann Clarence und ihre Tochter Coralyn. Welch eine freudige Heimkehr! Wie sehr liebte ich sie, sie waren meine Familie und gleichzeitig auch meine Freunde. Die langen Jahre der Trennung hatten sie nicht fremd werden lassen; sie waren noch genau so, wie ich sie in Erinnerung hatte – unverändert in einer Welt, die sich so sehr verändert hatte. Coralyn war bei unserer letzten Begegnung zwei Jahre alt gewesen, nun war sie zehn, doch ich erkannte noch ihre hübschen Grübchen, wenn sie lächelte. Es waren auch viele Leute aus der Gemeinde, die meine Eltern besuchten, gekommen, um mich willkommen zu heißen.

Mein Vater erzählte mir von dem Drama des nächtlichen Telegramms. Das ganze Haus wurde vom Läuten des Telefons geweckt. Mutter rannte zum Apparat. Dad hörte nur: »Was?« Wieder eine lange Pause, dann sagte Mutter: »Wie war das? Könnten Sie das bitte noch einmal wiederholen?« Dann wieder ein sehr langes Schweigen.

Offensichtlich kannte die Angestellte der Western Union, die das Telegramm übermittelte, die Geschichte des verlorenen Soh-

nes, denn sie sagte: »Klingt so, als ob ein Wanderer nach Hause kommt.«

Dann hörte mein Vater meine Mutter sagen: »O ja, natürlich. Vielen Dank!« Weinend rannte sie ins Schlafzimmer, umklammerte meinen Vater, schüttelte ihn und rief: »Es ist alles gut, Orvis, alles. Sie hat ihren Sinn für Humor noch nicht verloren!« Dann erzählte sie ihm den Inhalt des Telegramms. Ich glaube, mein Heulen am Telefon war nicht gerade sehr ermutigend für sie gewesen. Mittlerweile waren auch die anderen aufgewacht. Dies verlangte nach einer Tasse Kaffee und einer Unterhaltung. Danach legten sie sich alle noch einmal kurz schlafen.

Wir hatten viel Besuch an diesem Tag, und es gab so viel einander zu erzählen, dass es sehr spät war, als wir zu Bett gingen. Noch lange, nachdem die anderen schon eingeschlafen waren, lag ich wach und dachte über meine Ankunft in Oakland und die unaussprechliche Freude nach, die ich in den Augen meiner Lieben gesehen hatte. Als ich über ihre Köpfe hinweg in den Himmel schaute, dachte ich: ›Wenn es so schön ist, meine Lieben wiederzusehen, die mich im Gebet den langen Weg nach Neuguinea und durch die Straßen von Makassar begleitet haben; die Lieben, die während des Krieges mit mir gelitten und für mich gebetet hatten, als die Zeitungen von den Gräueltaten der Stoßtruppen und der Kempeitai berichteten; wenn das Wiedersehen mit ihnen so überwältigend war, wie wird es dann erst sein, den Herrn Jesus zu sehen, der mit mir gegangen ist und mich während jener langen Jahre des Leidens und Schmerzes niemals verlassen hat? Wie wird das sein?‹

Als ich jene acht Jahre an mir vorüberziehen ließ, staunte ich über die Weisheit und Liebe unseres Gottes, der den Vorhang zu der Bühne unseres Lebens in Händen hielt und ihn jeweils nur so weit zur Seite zog, dass wir immer nur eine Szene sehen konnten.

Wenn ich an jenem nebligen Januarmorgen im Jahr 1938 gewusst hätte, was die vor mir liegenden acht Jahre bringen würden, ob ich dann wohl den Mut gehabt hätte, an Bord des Schiffes zu gehen?

Während jener Jahre hatte ich gegen heftige Stürme und tosende Unwetter ankämpfen müssen. Meterhohe Wellen drohten, mich

in den Abgrund zu ziehen oder an den Klippen zu zerschmettern. Doch da ich nun wusste, was ich in jenen Jahren noch nicht gewusst hatte, konnte ich mit C. H. Spurgeon meinem Gott für jeden Sturm danken, der mich näher zu dem Felsen Jesus Christus getrieben hatte!



Darlene Deibler, zwei Monate nach ihrer Rückkehr in die Vereinigten Staaten. Auch in den folgenden Jahren blieb ihr Gesundheitszustand labil.

Epilog

Darlene Deibler kam am 30. November 1945 ausgezehrt und emotional vollkommen erschöpft in Oakland an. Nur langsam nahm sie die 12 Kilogramm wieder zu, die sie während ihrer Internierung verloren hatte. Auch erholte sie sich erst nach und nach von den körperlichen und emotionalen Strapazen, die sie durchgemacht hatte. Während der folgenden zwei Jahre gab Darlene vor vielen Menschen Zeugnis von der Macht und Gegenwart Gottes während der Zeit ihrer Inhaftierung, und die Menschen staunten über die Tatsache, dass sie überhaupt überlebt hatte.

Die Zeit minderte den Schmerz über Russells Tod, doch ihre Erinnerung an ihre gemeinsame Zeit in Neuguinea bestätigte sie in ihrem Ruf dorthin und machte ihr die Notwendigkeit klar, nach Neuguinea zurückzukehren. Lange bevor sie Russell kennenlernte, hatte sie den Ruf erhalten, Missionarin zu werden. Sie widersetzte sich den vielen Ratschlägen, alleinstehende Frauen könnten keine Missionarinnen sein. Viele ermutigten sie, doch zu Hause zu bleiben und sich einige Jahre Ruhe zu gönnen, um sich von den Strapazen ihrer Zeit im Südpazifik zu erholen.

1946 bekam ein junger Mann, Gerald W. Rose, Filmmaterial über den Marsch von Rev. C. Russell Deibler zu den Wisselseen im Innern von Neuguinea. Rev. Gerald Rose sollte dorthin ausreisen. Gemeinsame Freunde arrangierten ein Treffen zwischen Darlene und Jerry. Nach Gottes Plan heirateten Jerry und Darlene am 4. April 1948, und Anfang 1949 begannen sie ihren gemeinsamen Dienst in Neuguinea.

Zusammen kehrten Darlene und Jerry zu den Wisselseen zurück. Später begannen sie eine Arbeit unter dem Dani-Stamm im Baliem-Tal und dem unteren Wahgi-Tal von Papua-Neuguinea. Ihre beiden Söhne Bruce Gareth und Brian Jaffray wuchsen unter Eingeborenen auf.

Darlene und Jerry blieben in Neuguinea, bis im Jahr 1978 ihre Station Nondugl von dem kurz zuvor unabhängig gewordenen Staat Papua-Neuguinea enteignet wurde. Danach arbeiteten sie im

Innern Australiens. In dieser Zeit waren Darlene und Jerry auf einer Station tätig, die fünf Autostunden von Darwin entfernt ist, im Northern Territory in der Nähe des Ortes Larrimah.

Darlene verließ Celebes 1945 in dem Wissen, dass Mr. Yamaji wegen des Mordes an dem Mann in Pare-Pare zum Tode verurteilt worden war; doch aufgrund seiner Freundlichkeit Darlene gegenüber, als sie sich in den Händen der Kempeitai befand, wurde das Urteil in lebenslange Haft mit harter Arbeit umgewandelt. Später war er dann begnadigt worden.

1986 besuchten Darlene und Jerry eine Frau, die zusammen mit Darlene in Kampili interniert gewesen war und die jetzt auch in Australien lebte – Elsie David. Sie erzählte die folgende Geschichte: Als ein Freund auf Java Urlaub machte, traf er zufälligerweise einen Priester, der gerade von einer Fahrradtour durch Japan zurückgekehrt war. In einem kleinen Küstendorf hatte der Priester bei einem Fahrradgeschäft angehalten, weil er ein Ersatzteil brauchte. Er hatte sich mit dem Besitzer des Geschäfts auf Indonesisch unterhalten und erfahren, dass dieser Mann während des Zweiten Weltkriegs Kommandant des Frauenlagers außerhalb von Makassar gewesen war. Der Ladenbesitzer bat den Priester, falls er jemals eine der in Kampili internierten Frauen treffen sollte, ihnen zu sagen, dass es ihm leidtat, damals so grausam gewesen zu sein. Er sagte, er sei nun ein anderer Mann. Darlene nahm diese Bemerkung als Beweis dafür, dass Mr. Yamaji tatsächlich eine bleibende Veränderung des Herzens erlebt hatte.

Abkürzungen

A. d. .H. Anmerkung des Herausgebers

svw. so viel wie



Die Frau mit dem Buch

352 Seiten, Hardcover

ISBN 978-3-89397-689-8

Mit großen Hoffnungen und Erwartungen steht eine junge Frau vor einem ehrenwerten Komitee und hört schließlich das schockierende Urteil: Wegen mangelnder Intelligenz als untauglich für die Mission befunden!

Doch Gladys Aylward lässt sich nicht entmutigen. Im Vertrauen auf Gott macht sie sich mit ihrem mühsam verdienten Geld auf den langen Weg nach China. Ihr Leben in diesem für sie unbekanntem Land ist geprägt von Schwierigkeiten und Herausforderungen – aber auch voller Wunder und Führungen Gottes. Sie wird »die Frau mit dem Buch«, denn »das Buch« prägt ihr ganzes Leben – und sie wird eine Frau des Gebets! Weil sie ihren Gott liebt, liebt sie auch die Menschen, zu denen sie gesandt ist. Diese Motivation der Liebe macht sie gehorsam: Sie hat verstanden, dass sie für die Ausführung der Befehle ihres himmlischen Königs verantwortlich ist und er für die Folgen ...

Die tief bewegende Geschichte einer einfachen, unscheinbaren Frau, die »Glauben an einen großen Gott« hat und so »zu einer der bedeutendsten Gestalten der chinesischen Geschichte des 20. Jahrhunderts« wird.

Dieses Buch gibt es auch als Hörbuch (MP3):
1 CD, ISBN 978-3-86699-914-5



Sophie Muller

Sophie Muller

CLV



Gottes Stimme erschüttert die Wildnis

224 Seiten, Hardcover

ISBN 978-3-86699-384-6

Was veranlasst eine junge Frau, die in New York Moderne Kunst studiert und mehrere Jahre als Werbegrafikerin gearbeitet hat, allein in den Urwald zu gehen, um im kolumbianisch-brasilianischen Grenzgebiet Einheimische mit der besten Botschaft der Welt zu erreichen – dem Evangelium von Jesus Christus? Was gibt ihr die Kraft, angesichts des mörderischen Klimas, des Widerstandes der Schamanen, der Rücksichtslosigkeit der Kautschukbosse, der brutalen Gewalt der Guerillakämpfer und der Behinderungen durch staatliche Stellen jahrzehntelang standzuhalten?

Sophie Mullers Leben (1910 – 1995) ist ein eindrucksvolles Beispiel für eine vorbehaltlose Hingabe an den Herrn. Durch ihren aufopferungsvollen Einsatz konnte Gott fernab der Zivilisation geistlich Erstaunliches bewirken. Gab es unter den betreffenden Stämmen zuvor niemanden, der den Retter Jesus Christus kannte, hat sich dies in all den Jahren ihres Dienstes grundlegend geändert. Das von ihr in mehrere Stammessprachen übersetzte Neue Testament war der Schlüssel dazu: Heute bestehen dort etwa 200 Gemeinden, und das Evangelium hat in dieser Region auch zu bemerkenswerten Veränderungen im praktischen Leben der Einheimischen geführt.

